

the
university of
connecticut
libraries

hbl, stx

D 387.S77

Revolutionereignisse des Sommers

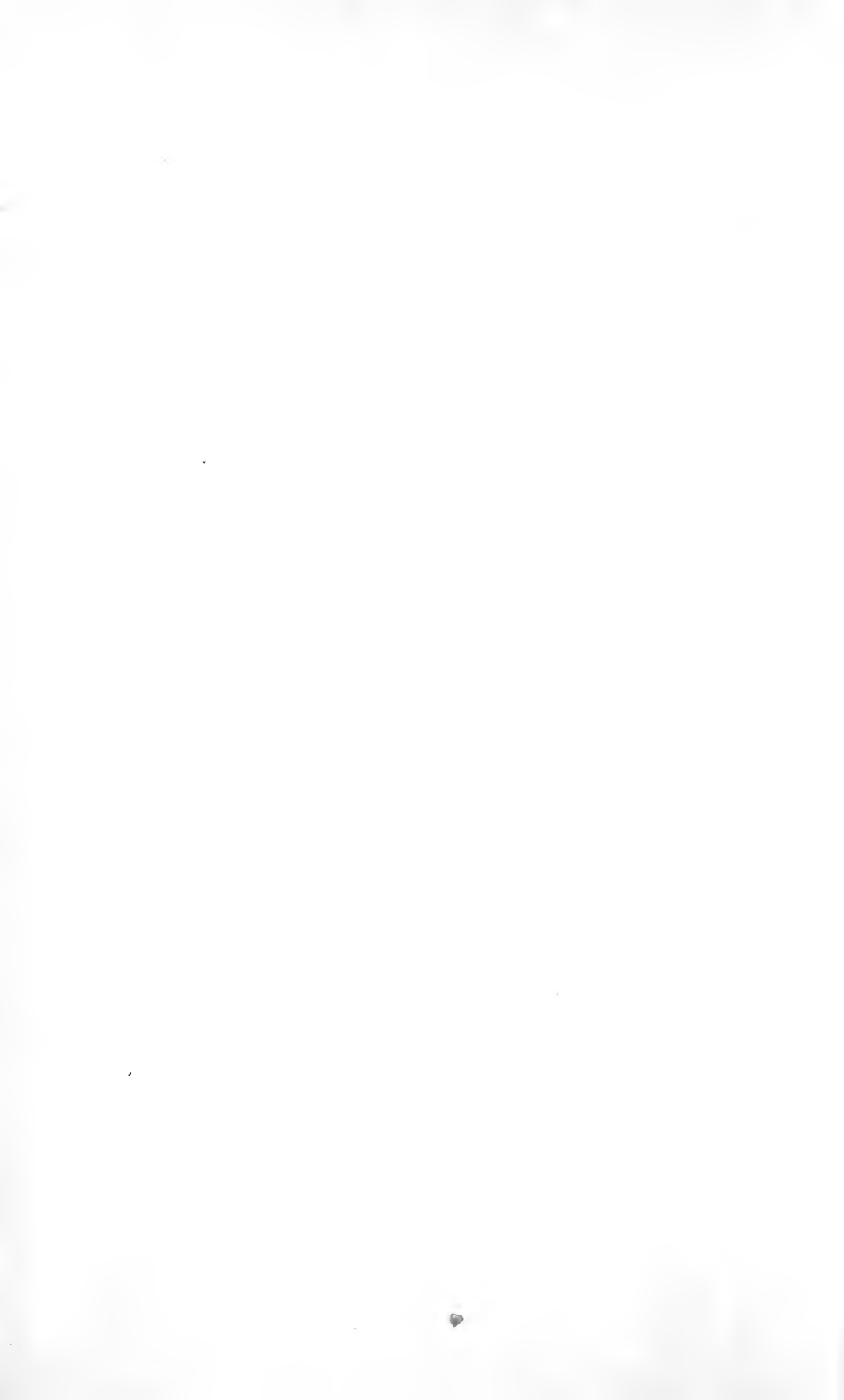


3 9153 00729137 2

D/387/S77



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries



Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849
in Europa,
geschichtlich dargestellt von Rudolph Strak.
Zweiter Theil.

Die
Revolutionsergebnisse
des
Sommers 1848

geschichtlich dargestellt
von
Rudolph Strak.



Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1891.

Geschichte des Deutschen Volkes von G. Dittmar,

Direktor des Gymnasiums in Cottbus.

In drei Bänden mit drei Titelbildern.

8°. eleg. brosch. ca. 15 M., eleg. geb. ca. 20 M.

Die Ausgabe erfolgt in etwa 15 Lieferungen à 1 M. binnen Jahresfrist.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Teil. Germanische Vorgeschichte. I. Römische Zeit. 1. Ursprung der Germanen und ihr Verhältnis zu den übrigen mitteleuropäischen Völkerfamilien. 2. Das Land Germanien und seine Bewohner. 3. Die germanischen Stämme und deren erste Begegnung mit den Römern. 4. Versuche zur Unterjochung des inneren Germaniens durch die Römer. 5. Innere Zustände bei den Germanen. 6. Ausdehnung und Befestigung der römischen Herrschaft in Germanien. Die deutschen Völkervereine und deren Angriffe auf das römische Reich. II. Zeit der Völkerwanderung. 7. Entstehung germanischer Reiche in den westlichen Provinzen des römischen Reichs und in Nordafrika. 8. Das Hunnenreich. 9. Gründung germanischer Reiche in Italien und im nördlichen Gallien. 10. Untergang des Vandalen- und Ostgotenreichs. 11. Das Reich der Langobarden in Italien. 12. Untergang des Westgotenreichs durch die Araber. 13. Ergebnisse der Völkerwanderung. III. Fränkische Zeit. 14. Das Frankenreich unter Chlodowech. 15. Das Frankenreich unter den Merowingern. 16. Das Frankenreich unter den Pippiniden. 17. Karl der Große und sein Reich. 18. Auflösung des Frankenreichs. — **Zweiter Teil. Deutsche Geschichte im Mittelalter.** I. Deutsche Kaiser- und Reichsgeschichte. 1. Verfall der karolingischen Reiche. Die Karolinger in Deutschland. 2. Neubegründung der Einheit des deutschen Reiches und Aufrihtung des römischen Kaisertums deutscher Nation durch die Kaiser aus dem sächsischen Hause. 3. Beginn des Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum um den Principat in der abendländischen Welt unter den salisch-fränkischen Kaisern. 4. Entscheidungskampf zwischen Kaisertum und Papsttum unter den Kaisern aus dem staufischen Hause.

Inhalt des zweiten Bandes.

Deutsche Geschichte im Mittelalter. II. Deutsche Länder- und Städtegeschichte. 1. Rückblicke und Ausblick. 2. Befestigung der Übermacht des Landesfürstentums über die monarchische Gewalt. 3. Versuch mehrerer Fürsten aus verschiedenen Häusern, das deutsche Königtum auf Hausmacht zu begründen. 4. Vorübergehender Verbleib der deutschen Krone bei dem Luxemburgischen Hause 1346—1437. 5. Dauernder Verbleib der deutschen Kaiserkrone bei dem österreichischen Hause 1438—1806. 6. Innere Verhältnisse des deutschen Reichs. — **Dritter Teil. Deutsche Geschichte in der neueren Zeit.** I. Auflösung der Kirche des Mittelalters und Zerspaltung der deutschen Nation. 1. Anfänge der reformatorischen Bewegung. 2. Die Reformation der deutschen Kirche. 3. Innere Befestigung und Erneuerung der katholischen Kirche. 4. Der dreißigjährige Krieg 1618—1648. 5. Der westfälische Friede. 6. Vernichtung der deutschen Kultur durch den dreißigjährigen Krieg.

Inhalt des dritten Bandes.

Deutsche Geschichte in der neueren Zeit. II. Wiedererstarbung des deutschen Volks und Wiederaufrichtung des deutschen Reichs im Anschluß an die Entwicklung des brandenburgisch-preussischen Staats 1. Inhalt des folgenden Zeitraums. 2. Nachwehen des dreißigjährigen Kriegs. 3. Geschichte der Mark Brandenburg bis zum Großen Kurfürsten. 4. Gründung des brandenburgisch-preussischen Staats durch den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. 5. Verteidigung des Territorialbestands des deutschen Reichs gegen Frankreich durch einen Bund deutscher Fürsten unter dem Vorgang des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. (König Friedrich I.). 6. Der innere Ausbau des Königreichs Preußen. 7. Erhaltung Österreichs als eines Gesamtstaats. Die pragmatische Sanction. 8. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Erhebung Preußens zu einer europäischen Großmacht. 9. Deutschland unter dem Fremdjoch. 10. Deutschland unter dem preussisch-österreichischen Dualismus. Einheits- und Freiheitsbestrebungen des deutschen Volks. 11. Die Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs.

Der Herr Verfasser legt in vorliegendem Werke dem größeren Publikum der Gebildeten eine Darstellung der **Geschichte des deutschen Volkes** vor, deren **erster** Band die Bemühungen der römisch-deutschen Kaiser um Aufrichtung eines Universalstaats und deren Scheitern sowie die Aufrichtung der kirchlichen Weltherrschaft umfaßt, während der **zweite** Band die Auflösung der Universalkirche und des deutschen Reiches, der **dritte** die Wiederherstellung des deutschen Reiches im Anschluß an die Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates vorführt.

Das Buch unterscheidet sich in vielfacher Hinsicht von den seither veröffentlichten ähnlichen Werken. Denn der Herr Verfasser hat es absichtlich vermieden, die Geschichte des deutschen Volkes aus dem allgemeinen Zusammenhang der weltgeschichtlichen Ereignisse herauszuheben; vielmehr war er bemüht, den Zusammenhang mit der allgemeinen Weltgeschichte festzuhalten und die deutsche Geschichte in den vollen Strom weltgeschichtlicher Entwicklung — in dem sie das geworden ist, was sie ist — zu stellen. Das deutsche Volk nimmt in der Geschichte des Mittelalters die führende, leitende Stellung ein. Was wir aber Mittelalter nennen, ist die Summe der Ereignisse, welche sich aus dem Zusammen- und Gegenwirken der in der unmittelbar nachchristlichen Zeit am meisten hervortretenden Weltmächte ergibt. Diese Weltmächte sind: die christliche Kirche und das Papsttum, der Islam und das Kalifat, die Germanen und das Kaisertum. Bei dem Bemühen des Herrn Verfassers, die im deutschen Volke treibenden Ideen, also die kulturgeschichtliche Seite seiner Geschichte, zu vorwiegender Darstellung zu bringen, war es geboten, auch der

Geschichte des arabischen Volkes eine eingehendere Behandlung zu widmen, als dies bisher in Darstellungen der deutschen Geschichte der Fall gewesen ist. Denn nur so läßt sich die Blütezeit des deutschen Geisteslebens in der Stauferzeit verstehen, in welcher die durch die Kreuzzüge und auf dem Weg über Spanien und Frankreich in das deutsche Volk eingedrungenen und von ihm aufgenommenen und verarbeiteten Elemente arabischer Kultur eine maßgebende Rolle spielen.

Als sich das deutsche Volk nach dem Scheitern der auf Welt-herrschaft gerichteten Bestrebungen seiner Kaiser auf seine heimischen Interessen zurückzog, erwuchs ihm die Aufgabe, das mit dem Menschen geborene Recht persönlicher Freiheit mit den traditionellen Formen des Lehnsstaates und der Papstkirche in Einklang zu setzen. Diese Entwicklung führte einerseits zur Auflösung der Universalirche, anderseits zur Auflösung des deutschen Reichs. Indem der Herr Verfasser dem Ringen des deutschen Volkes nach ständischem Ausgleich eine eingehende Darstellung widmet, glaubt er weiten Kreisen willkommene Belehrung zum Verständnis der großen Bewegung, in deren Mitte wir in diesem Augenblick stehen, zu bieten.

Wie die deutsche Geschichte Kern- und Ausgangspunkt der Darstellung der mittelalterlichen Geschichte ist, so ist es nach der Auflösung des deutschen Reichs der Staat der Hohenzollern, welcher, wie er allmählich die Führerrolle in der Entwicklung des deutschen Volkes übernimmt, so auch in den Mittelpunkt der geschichtlichen Darstellung tritt. Die mit der Auflösung des deutschen Reichs Hand in Hand gehende Vernichtung des deutschen Geisteslebens nötigt das deutsche Volk, seine reichs- und kulturgeschichtliche Aufgabe von neuem zu beginnen. Wieder strömen — aber nicht wie früher aus weiter Ferne — die Kultureinflüsse nach Deutschland ein. Aber das deutsche Volk, gelähmt, wie es aus dem dreißigjährigen Krieg hervorgegangen, und nicht imstande, diese Einflüsse selbständig zu verarbeiten, gerät in völlige Abhängigkeit vom Ausland, zumal von Frankreich, welche sich bis zu politischer Knechtschaft steigert. Erst infolge der Machtentwicklung des brandenburgisch-preußischen Staats, sowie infolge der geistigen und sittlichen Wiedergeburt des gesamten deutschen Volkes gelangt dasselbe wieder zu politischer Macht und zu geistiger Größe.

Die Darstellung dieser Entwicklung hält sich frei von jedem einseitigen Parteistandpunkt. Aber wie der Herr Verfasser, welcher seit 29 Jahren im Dienst der Schule steht, stets bemüht war, die ihm anvertraute Jugend zu Gottesfurcht, Königstreue und Vaterlandsliebe zu erziehen, so macht er auch bei der Darstellung der Geschichte des deutschen Volkes von seiner Gesinnung kein Hehl, und bekennt sich offen zu diesen Grundsätzen — in bewußter Erkenntnis ihres Wertes und ihrer rettenden Macht für unser Volk.

Das vorliegende Werk, in leicht faßlicher, gefälliger Darstellung, handlichem Format, deutlichem Druck und dem mäßigen Umfang von drei Bänden zu billigem Preis, kommt heutzutage einem Bedürfnisse entgegen. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Heidelberg, im Oktober 1890.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der

..... Buchhandlung in

..... Expl. **G. Dittmar's Geschichte des Deutschen Volkes**
in drei Bänden

(Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg)

und wünscht Zusendung in ca. 15 Lieferungen à 1 M.*, in
drei Bänden *, geheftet *, gebunden *.

Genane Adresse:

.....
.....

* Das Nichtgewünschte gef. zu durchstreichen.

Die Revolutionen von 1848 und 1849 in Europa

geschichtlich dargestellt von **Rudolph Straß.**

I. Theil: **Die Februar-Revolution und ihre nächsten Folgen.**

II. Theil: **Die Revolutionserreignisse im Sommer 1848.**

80. brosch. à 5 M., in Swb. geb. à 6 M.

Urtheile der Presse.

„ . . . In der jetzigen Zeit, wo überall Friede und Ordnung herrschen — it is at such times, sagt ein englischer Schriftsteller, that fools are most thoughtless and wise men most thoughtful — denken freilich nur Wenige an die mögliche Wiederkehr solcher Vorgänge, obgleich es wahrlich an Zeichen nicht fehlt, daß die Revolution ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat und daß sie der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung noch einmal furchtbare Gefahren bringen kann; es ist wirklich kein schlechter Gedanke, wenn, wie in dem obengedachten Werke geschieht, dem jetzigen Geschlecht die Vorgänge der letzten Revolution, welche ja nur noch ein sehr kleiner Theil der Zeitgenossen, wenigstens mit Verständniß, miterlebt hat, in ihrem thatsächlichen Verlauf, ihren Ursachen, ihren Zusammenhängen dargestellt wird. Dies geschieht in dem obengenannten Buche, dessen erster Theil bisher allein vorliegt, in sehr ansprechender Weise. Der Herr Verfasser ist kein ausgesprochener Parteimann, sondern schildert in hoher Unbefangenheit und gerecht gegen Alle. . . .“

Die Post.

„ . . . Der Erzähler hält sich ebenso von unwesentlichen Einzelheiten als von unnützen Beschuldigungen und nachträglichen klugen Rathschlägen fern. Die wärmsten Töne findet er für die erschütternden Märzereignisse in Berlin, am eingehendsten stellt er daneben den Pariser Ausbruch dar. Dabei bleibt doch auch die Klarheit, in der uns des Bundestages Verhalten, der deutschen Mittel- und Kleinstaaten Aufregung, der Sturz des Fürsten Metternich, die Bedeutung des Vorparlaments, die kriegerischen Ereignisse in Baden, Posen und Norditalien, die Erhebung Schleswig-Holsteins und die Folgen der Februarrevolution in den übrigen europäischen Staaten vor Augen geführt werden, durchaus anerkennenswerth. Möge die Fortsetzung dem schönen Anfange entsprechen.“

Leipz. Zeitung.

„ . . . Das höchst interessante und fleißig gearbeitete Werk, in welchem auch bisher unbekannte Quellen erschlossen werden, darf auf einen großen Leserkreis rechnen.“

Breisg. Zeitung.

„ . . . Durch sorgfältige Sammlung und Sichtung des vorhandenen Materials und durch Benutzung besonderer, ihm zugänglicher Quellen hat der Verfasser ein getreues, klar und übersichtlich ausgearbeitetes Bild jenes sturmbelegten Zeitabschnittes entworfen.“

Hamb. Nachrichten.

„ . . . Das Werk füllt thatsächlich eine Lücke in der deutschen Geschichtsliteratur aus.“

Düsseld. Zeitung.

„ Der erste Theil dieses Werkes giebt in ansprechender und objectiver Darstellung ein getreues Bild der Februarrevolution im Jahre 1848, jenes «Frühlingssturmes», der wie kein anderes Ereigniß, soweit die Erinnerung der Weltgeschichte zurückreicht, die sämtlichen europäischen Staaten erschüttert hat. . . .“

Seemann's Lit. Jahresbericht.

„ . . . Den Leser wird die klare, durchweg verständliche Form der Darstellung fesseln; namentlich die ebenso treue wie lichtvolle Schilderung

der so vielfach verschlungenen äußeren Politik, wie der politischen Partekämpfe in den damaligen deutschen Bundesstaaten befriedigen. . ."

Deutscher Reichsanzeiger.

Der Verfasser hat mit der Bearbeitung dieses Stückes Geschichte keine leichte Aufgabe unternommen. Gelöst hat er sie, soweit der vorliegende erste Theil beweist, mit bester Ausrüstung durch umfanglichste Quellenkenntniß und mit einer durch keine parteiliche Voreingenommenheit getrübbten Betrachtung des Geschehenen. Seine Vortragsweise ist sichtlich, einfach, sachlich und dabei doch warm und bewegt. Für das Spannende brauchte die Form nicht zu sorgen. Die Geschichte hatte schon reichlich selbst dafür gesorgt. Sie bietet sowohl für Alle, die sie miterlebt, wie auch für die jüngere Welt einen fesselnden Unterhaltungsstoff und Belehrunqsstoff."

Leipz. Tageblatt.

"Die geschichtliche Literatur hat mit dem genannten Werke eine schätzbare Bereicherung erfahren. Straz bietet uns eine systematische Darstellung, aber voll concretem Material, voll frischer, unmittelbar aus den Quellen geschöpfter und geschickt verwendeter Schilderungen. Der Verfasser sieht es weniger als seine Aufgabe an, abstracte Definitionen zu geben, als seine Leser mitten in das Leben der Zeit hineinzuführen. Er hat sie mit Geschick durchgeführt."

Weiser-Zeitung.

"... Wir haben diesen ersten Theil mit außerordentlicher Befriedigung gelesen. Eingehend und sachlich objektiv schildert uns der Verfasser in einem meisterhaften Anfangskapitel die Reformbankette in Paris, welche die dortige Volkserhebung vom 22., 23. und 24. Februar zur Folge hatten u. s. w. Bekanntlich nahm die Bewegung damals in den verschiedenen deutschen Staaten einen ungleichen Verlauf, in Bayern z. B. den eines possenhaften Sathrdramas (Zola Montez-Geschichten!), in Berlin dagegen den einer blutigen Tragödie (Nacht des 18. März!); in den anderen Staaten mischten sich beide Elemente, das harmlos Possenhafte und das ernst Tragische, indem bald das letztere, wie in Baden und Osterreich, bald das erstere, wie in gewissen Duodezfürstenthümern, vorherrschte. Die Darstellung bei Straz ist immer eine dem Gegenstand gemäße, so daß man beim Lesen dieser lebhaften Schilderungen auch eine gewisse ästhetische Befriedigung empfindet. . . ."

Der Bund.

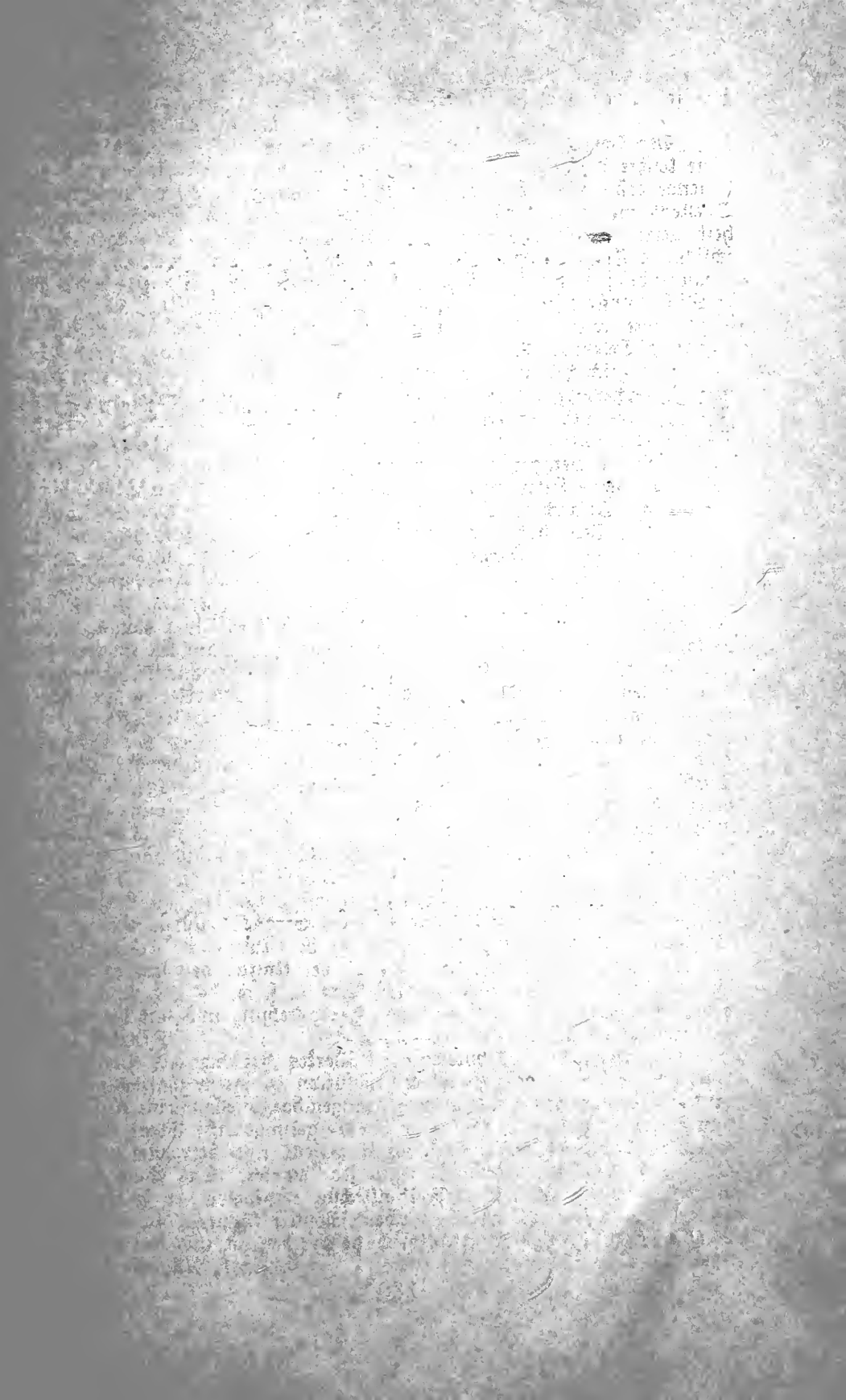
"Ungemein anschaulich ist der Aufstand in Baden und in noch höherem Grade, weil er an sich und für sich auch bedeutamer war, derjenige in Berlin geschildert. Die Vorgeschichte, die ersten Unruhen, die Steigerungen derselben bis zu den offenen und blutigen Straßenkämpfen, die einzelnen Gefechte, die Verbindung der Opfer der Revolution in das Schloß vor den König und dessen Vergewaltigung, der Umzug des Königs mit der schwarz-roth-goldenen Schärpe am Arm u. s. w. — das Alles ist mit hohem sittlichen Ernst, mit plastischer Hervorhebung und mit dramatischer Lebendigkeit geschildert."

Sträßb. Post.

"Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich das Verdienst erworben, die Vorgänge der letzten Revolution in ihrem thatsächlichen Verlauf, ihren Ursachen und Zusammenhängen darzustellen, eine Aufgabe die dem Verfasser in vortrefflicher Weise gelungen ist. Straz hat sich auf einen durchaus objectiven Standpunkt gestellt und betrachtet von diesem aus die Ereignisse unparteiisch gegen jede Partei. Das Buch sei jedem Geschichtsfreunde auf das Angelegentlichste empfohlen, er wird in jeder Beziehung Belehrung aus demselben schöpfen können, die ihm um so leichter wird, als das Buch trefflich geschrieben ist und der Stoff höchst übersichtlich bearbeitet worden ist."

Königsb. Allgem. Zeitung.





Die
Revolutionen
der
Jahre 1848 und 1849
in
Europa,

geschichtlich dargestellt

von

Rudolph Strak.

Zweiter Theil:

Die Revolutionsergebnisse des Sommers 1848.

Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1891.

Die
Revolutionser eignisse

des
Sommers 1848,

geschichtlich dargestellt

von

Rudolph Strak.

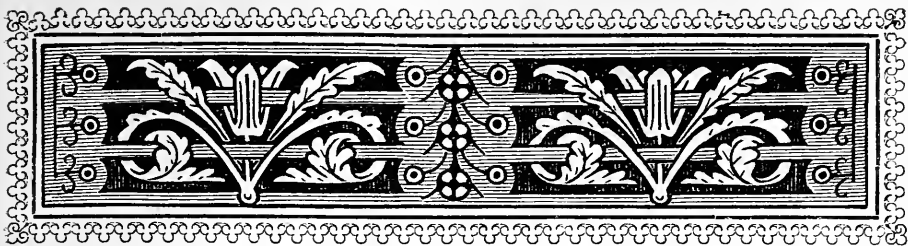


Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1891.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



V o r w o r t.

Der vorliegende II. Theil der Revolutionsgeschichte Europas in den Jahren 1848 und 1849 schließt sich eng an den bereits erschienenen I. Theil „Die Februar=Revolution und ihre nächsten Folgen“ an und will ebenso wie dieser ein durchaus objectives, mit Benutzung eines reichen und zuverlässigen Quellenmaterials entworfenes Bild jener unter den Ereignissen des heutigen Staatslebens immer mehr in die Vergessenheit sinkenden Geschichtsepöche geben. Eine Bezugnahme auf die politischen Zustände der Gegenwart ist, soweit irgend thunlich, vermieden.

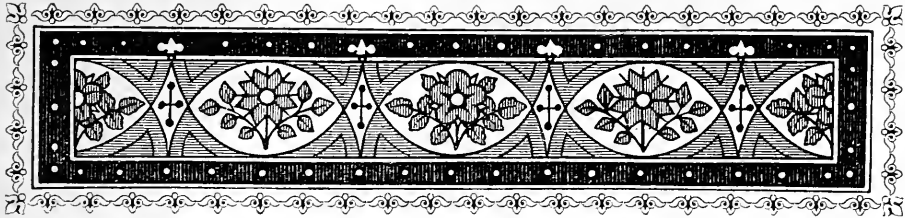
Berlin, im November 1890.

Der Verfasser.

D

387

S77



Inhalt.

I. Abschnitt: Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel.

Neapels Vergangenheit. — Ferdinand II., seine Rathgeber und Feinde. — Das Jahr 1847. — Gefahrdrohende Anzeigen. — Sicilianischer Aufstand am 12. Januar 1848. — Blutiger Kampf um Palermo. — Concessionen der Regierung. — Wiederbeginn des Kampfes. — Rückzug der Truppen. — Erhebung ganz Siciliens. — Unruhen in Neapel. — Verleihung einer Verfassung. — Pöbel excessive. — Unversöhnlichkeit der Sicilianer. — Englische Vermittelungsversuche. — Die Wahlen. — Eröffnung des Parlaments. — Der Aufstand des 15. Mai. — Blutige Niederwerfung des Aufbruchs. — Befestigung der Regierung. — Kampf gegen Sicilien. — Erstürmung Messinas. — Waffenstillstand .

Seite
1

II. Abschnitt: Die französische Republik.

1. Die provisorische Regierung. — Flucht Louis Philipps und seiner Angehörigen. — Die neue Regierung. — Der 25. Februar. — Mobilgarde und Bürgerwehr. — Die Arbeiterfrage. — Der 26. Februar. — Die Nationalwerkstätten. — Abschaffung der Todesstrafe. — Versöhnungsfest am 27. Februar. — Louis Napoleon. — Die Arbeitercommission. — Das Ausland. — Die Finanzen. — Die Klubs. — Unruhen am 16. und 17. März. — Der 16. April. — Mißerfolg der Umsturzpartei. — Versöhnungsfest 29
2. Die Nationalversammlung. — Ausfall der Wahlen. — Lamartine. — Eröffnung des Parlaments. — Die Executivcommission. — Der 15. Mai. — Ueberrumpelung des Parlaments durch die Socialisten. — Sieg der Regierung. — Wachsende Rathlosigkeit gegenüber den Nationalwerkstätten. — Mißbergnügen der Arbeiter. — Entfernung des Directors Thomas. — Erwachen des Bonapartismus. — Louis Napoleon viermal in die Nationalversammlung gewählt. — Schreiben des Prätendenten. — Entschluß, die Nationalwerkstätten aufzuheben. — Decret des 23. Juni. 52
3. Die Junischlacht. — Wachsende Erregung. — Ausbruch des Aufbruchs. — Bestürzung der Regierung. — Cavaignac. — Kampf

- an der Rue St.-Maur. — Kämpfe am Hotel de Dieu. — Gefechte am Pantheon. — Die Nacht zum 24. Juni. — Cavaignac Dictator. — Gefechte am Stadthaus. — Erstürmung des Pantheons. — Der 25. Juni. — Einnahme St. Lazare's. — Mörderischer Kampf im Faubourg St. Antoine. — Sämmtliche Generale gefallen. — Tod des Erzbischofs Affre. — Ermordung des Generals Bréa. — Unterhandlungen in der Nacht zum 26. Juni. — Wiederaufnahme des Kampfes. — Sieg der Regierung. — Die Verluste. — Die Gefangenen. — Manifest Cavaignacs. — Neuordnung der Dinge. 73
4. **Das Consulat.** — Die neue Verfassung. — Verhandlungen im Parlament. — Erstarken des Bonapartismus. — Die Präsidentenwahl. — Louis Napoleon erwählt. — Ansprache des Präsidenten und Schwur auf die Verfassung 94

III. Abschnitt: Der italienische Freiheitskampf.

- Die italienische Armee. — Carl Albert und sein Heer. — Die päpstlichen Regimenter. — Die Freicorps. — Radetzky's Truppen. — Seine Stellung im Festungsviereck. — Vormarsch Carl Alberts. — Gefecht bei Goito. — Belagerung Peschieras. — Kämpfe in Tirol. — Treffen bei Pastrengo. — Schlacht bei Santa Lucia. — Graf Nugent's Entsaecorps. — Treviso. — Kämpfe um Vicenza. — Die päpstliche Allocution. — General Pepe. — Die Entsetzung Peschieras. — Treffen bei Curtatone und Montanara. — Zw.ies Treffen bei Goito. — Fall Peschieras. — Kampf bei Rivoli. — Dritter Kampf um Vicenza. — Convention mit den päpstlichen Truppen. — Entmuthigung der Italiener. — Steigende Zuversicht Radetzky's. — Gefechte bei Governolo und Rivoli. — Die Entscheidungsschlacht von Custoza. — Nachtgefecht in Volta. — Fluchtartiger Rückzug der Piemontesen. — Ereignisse in Mailand. — Carl Albert vom Pöbel bedroht. — Einnahme Mailands. — Waffenstillstand. — Fortsetzung des Aufstuhrs in Venedig. — Garibaldi 103

IV. Abschnitt: Die Ereignisse in Berlin.

1. **Die März-Errungenschaften.** — Berlin ohne Militär. — Die Bürgerwehr. — Anarchischer Zustand. — Die Parteibildung. — Die Presse — Die Flugblätter. — Die Parteiführer. — Einzug des Linienmilitärs. — Rücktritt des Grafen Arnim. — David Hansemann. — Camphausen Ministerpräsident 155
2. **Das Ministerium der Vermittelung.** — Der Vereinigte Landtag. — v. Bismarck-Schönhausen gegen die März-Errungenschaften. — v. Bismarck gegen die Bewegung der Polen in Posen. — Wahl zum Frankfurter Parlament durch Ständemitglieder. — Große Erregung. — Annullirung der Wahl durch die Regierung. — Finanzdebatten. — v. Bismarck gegen Selbstbewilligung an die Regierung. — Schluß des Landtags. — Königlich Decrete. — Preßfreiheit. — Versammlungsfreiheit. —

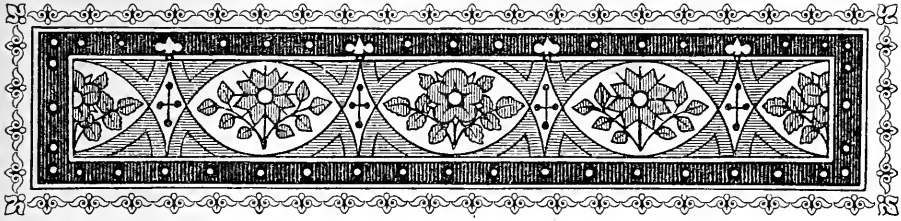
	Seite
Steuerbewilligung durch die Volksvertretung. — Wahlgesetz. — Tumult am 20. April. — Die Wahlen. — Der Prinz von Preußen zur Rückkehr aufgefordert. — Neue Erregung. — Die Bürgerwehrparade	167
3. Die Nationalversammlung. Eröffnung der Versammlung. — Die Thronrede. — Beginn der Verhandlungen. — Der Verfassungsentwurf. — Fortdauernde Tumulte. — Zug nach dem Friedrichshain. — Ankunft des Prinzen von Preußen. — Der Prinz in der Nationalversammlung. — Antrag Berends. — Antrag Zachariä. — Annahme dieses Antrags	184
4. Der Zeughaussturm. — Erregung bei dem Volke. — Tumult vor der Singakademie. — Der 14. Juni. — Straßenunruhen. — Blutvergießen am Zeughaus. — Abmarsch des Militärs. — Eindringen des Volkes. — Vandalisches Treiben. — Ankunft der Bürgerwehr. — Herstellung der Ordnung. — Bestrafung der Schuldigen. — Antrag Wachsmuth. — Rücktritt des Ministeriums Camphausen. — Rückblick	201
5. Das Ministerium der Chat. — Die Parteien in der Versammlung. — Hanfemann. — Rodbertus. — v. Auerswald. — Präsidentenwahl. — Verwilderung der Versammlung. — Berlin und Frankfurt. — Antrag Jacoby. — Die Constabler. — Die Todesstrafe. — Fest in Potsdam. — Die Griesheim'sche Broschüre. — Der 6. August. — Die Vorgänge in Schweidnitz. — Antrag Stein. — Das „Junterparlament“. — Tumulte in Charlottenburg. — Excesse in Berlin. — Nochmals der Antrag Stein. — Annahme des Amendements von Unruh. — Rücktritt des Ministeriums	216

V. Abschnitt: Der Krieg in Schleswig-Holstein.

1. Das Treffen bei Bau und Crnsau. — Die dänischen Truppen. — Die dänische Flotte. — Die schleswig-holstein'sche Streitmacht. — Die Freischaaren. — Gefecht bei Bau. — Niederlage der Deutschen. — Von der Lann. — Gefechte bei Altenhof und Harzhof	243
2. Die Schlacht bei Schleswig. — Die preußischen Truppen. — Die Bundesdivision. — Schreiben König Friedrichs. — v. Bonins Antwort. — Die Wildenbruch'sche Note. — Vormarsch der Preußen. — Gefecht bei Nustorf. — Gefecht bei Groß-Danewirk. — Dänische Cavallerie-Attacke. — Angriff auf Schleswig. — Abmarsch des Oberst Juel. — Verluste. — Folgen der Schlacht. — Gefecht bei Missunde. — Rückmarsch der Dänen. — Scharmüzel am Billshauer Krug	252
3. Die Kämpfe im Sundewitt. — Die Freischaaren. — Ihr Verhältniß zu den Preußen. — Conflict. — Einmarsch Wrangels in Jütland. — Einmischung der fremden Mächte. — Rückmarsch Wrangels. — Vorfälle im Sundewitt. — Gefecht vom 28. Mai. — Siegreiches Reitergefecht auf dem Marsch nach Tondern. — Kühner Handstreich von der Lanns. — Gefecht bei Hübel und Düppel. — Verluste	265

	Seite
4. Der Vertrag von Malmö. — Stand des Krieges. — Die letzten Scharmügel. — Die Friedensverhandlungen. — Wortlaut des Vertrages von Malmö. — Wirkung des Vertrages auf Deutsch- -Mland. — Einmarsch der Bundestruppen. — Entlassung der Frei- -schaaren. — Abschiedsbefehl Wrangels	279
VI. Abschnitt: Die deutsche Nationalversammlung.	
1. Der Zusammentritt des Parlaments. — Der Fünzigerausschuß und seine Thätigkeit. — Der Bundestag und die Vertrauens- -männer. — Verhandlungen über die Executivgewalt. — Geheim- -protokoll des Bundestags. — Auflösung des Ausschusses. — -Eröffnung der Nationalversammlung. — Schreiben des Bundes- -tags. — Zusammensetzung des Parlaments. — Das Professoren- -thum	287
2. Die Centralgewalt. — Tumulte in Mainz. — Antrag Zitz. — -Der Marineauschuß. — Antrag Raveauy. — Antrag Werner. — Frage der Centralgewalt. — „Trias“ und „Monas“. — -Schleswig-Holstein'sche Angelegenheiten. — Flottengründung. — -Commissionsbericht über Schaffung der Centralgewalt. — Zahl- -lose Anträge. — Langwierige Debatten. — Dahlmann. — -v. Radowitj. — Baffermann. — Robert Blum. — Arnold Ruge. — Heinrich v. Gagern. — Der „kühne Griff“. — Tumultuari- -sche Abstimmung. — Wahl des Reichsverweyers. — Erzherzog Johann. — Eintreffen des Erzherzogs. — Das Reichsministerium. — -Auflösung des Bundestags. — Rückblick	296
3. Die Grundrechte. — Die Parteibildung. — Brustbilder aus der -Paulskirche. — Beginn der Debatte über die Grundrechte. — -Endlose Redelust. — Die Limburger Frage. — Polnische An- -gelegenheiten. — Die Wahl Heckers. — Die Parade des 6. August. — Das Kölner Domfest und Friedrich Wilhelm IV.	318
4. Der Septemberaufstand. — Preußen und die Centralgewalt. — -Der Vertrag von Malmö. — Dahlmann. — Auschußantrag auf -Verwerfung des Vertrages. — Annahme des Antrages. — Rück- -tritt des Reichsministeriums. — Beginn der Debatten über den -Vertrag. — v. Hermann. — Giskra. — v. Vincke. — Lichnowsky. — Robert Blum. — Abstimmung. — Genehmigung des Malmöer -Vertrages. — Allgemeine Entrüstung. — Versammlung auf der -Pflingstweide. — Der 18. September. — Volksversammlungen an -der Paulskirche. — Barrikadenaufstand. — Beginn des Kampfes. — Ankunft der Darmstädter Garnison. — Niederwerfung des -Aufstandes. — Verluste. — Tod Auerswalds und Lichnowskys. — Rückblick	332
Uebersicht der Litteratur	349





I. Abschnitt:

Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel.

Als am 8. November 1830 Ferdinand II. seinem Vater Franz auf dem Throne des Königreiches Neapel gefolgt war, hatte das durch jahrhundertelangen Despotismus gedrückte Volk seinen Regierungsantritt mit jenen überschwänglichen Hoffnungen begrüßt, welche gewöhnlich einen Wechsel der Herrschaft zu begleiten pflegen. Der Zustand des reichen Landes war ein trauriger, Handel und Gewerbe lagen darnieder, die Finanzen befanden sich in völliger Zerrüttung, die Leitung des Staates stand unter dem Einfluß der Jesuiten und war größtentheils den Händen des verkommenen Adels anvertraut, die Bevölkerung selbst in ihren breitesten Schichten von dem Geheimbunde der Carbonari durchwühlt, mißvergnügt und jeden Augenblick zu Aufständen bereit. Schon einmal hatte die Revolution von 1820 einen völligen Sieg über das Königthum davongetragen und den damaligen Herrscher Ferdinand I. zur Verleihung einer Constitution nach dem Muster der spanischen Cortes von 1812 gezwungen, und wenn auch die absolutistisch gesinnten Großmächte auf dem Congreß zu Laibach das Freiheitswerk hintertrieben und durch Oesterreichs Truppen 1821 den früheren Zustand wiederhergestellt hatten, so blieb doch die Erinnerung an die Erhebung lebendig und äußerte sich sowohl in den Auf-

standsversuchen, welche in den nächsten Jahren losbrachen, als auch besonders in dem erbitterten Kleinkrieg, welchen die in den Gebirgen umherziehenden Räuber- und Freischärlerbanden mit den Gendarmen führten.

Die ersten Schritte des neuen Herrschers schienen darauf hinzuweisen, daß er ernstlich zu einer Ordnung des zerrütteten Staatswesens entschlossen sei. Es geschah viel, um die materielle Lage des Volkes zu heben, auch eine Amnestie wurde erlassen und das Ministerium gewechselt, gleichzeitig aber gewannen die Jesuiten einen steigenden Einfluß — wie denn der König seinen eigenen Bruder, den Grafen Trapani, der Gesellschaft Jesu zur Erziehung anvertraute —, die Censur wurde verschärft und das System des Absolutismus noch mehr befestigt. Am 13. September 1834 erließ der Staatsrath ein Circular, welches offen aussprach, daß der König entschlossen sei, die überlieferten monarchischen Institutionen aufrecht zu erhalten, und Ferdinand selbst erklärte, er habe nie die Absicht gehabt, an der Form der Regierung etwas zu ändern, da sie die einzige sei, die sich mit der Ruhe und der Wohlfahrt seiner Völker vertrage.

Die Unzufriedenheit wuchs in Folge dessen immer mehr, zumal seit nach dem Tode der beim Volke beliebten Königin Marie Christine, welche am 31. Januar 1836 im Kindbett gestorben war, Ferdinand sich offener an Oesterreich angeschlossen und im nächsten Jahre mit einer österreichischen Prinzessin wieder vermählte. Die Cholera, welche in diesen Jahren Sicilien durchzog und furchtbare Verheerungen anrichtete¹, erzeugte bei dem unwissenden Volke eine grenzenlose Furcht und Aufregung. Gerüchte über die Vergiftung der Brunnen und des Brotes gingen um, Mordthaten, Aufruhr, blutige Kämpfe zwischen den einzelnen Ortschaften fielen vor, ein Zustand vollkommener Anarchie breitete sich über die Insel aus. Die Regierung entsandte eine bedeutende Truppenmacht aus Neapel und bald hatten die deutschen Schweizerregimenter die Bewegung unterdrückt. Der Polizeiminister del Carretto, ein Mann

¹ In Palermo allein starben innerhalb 6 Wochen 26 000 Menschen, einmal an einem Tage 1800; in Catania wurde ein Sechstel der Bevölkerung von der Seuche hinweggerafft.

voll Energie und Grausamkeit, welcher ebenfalls nach Sicilien geschickt worden war, stellte durch zahlreiche Hinrichtungen und ähnliche Maßregeln die Ruhe wieder her. In Folge dieser Ereignisse wurde am 31. October 1837 Sicilien seiner bisherigen selbständigen Verwaltung beraubt und für eine Provinz Neapels erklärt, zugleich aber auch wieder zahlreiche Reformen im Justiz- und Steuerwesen eingeführt.

Im nächsten Jahre kam es wegen des sog. Schwefelvertrages, welchen die sicilianische Regierung mit einer französischen Compagnie abschloß, zu einer Blockade der Insel durch eine Flotte, welche das in seinen Rechten geschädigte England abgeschickt hatte. Durch diesen Streit, welcher erst 1840 seine Erledigung fand, war Handel und Gewerbe schwer geschädigt worden. Die Räuberbanden vermehrten sich, die geheimen Gesellschaften, namentlich das „junge Italien“, welches jetzt vielfach an Stelle der Carbonaria trat, nahmen einen neuen Aufschwung. Von den zahlreichen, nun folgenden Verschwörungen und Aufstandsversuchen ist am bekanntesten das Unternehmen der Brüder Bandiera und Domenico Miros geworden. Durch Verrath wurden die drei Patrioten, sämmtlich venetianische Seeoffiziere, bei der Landung an der Küste von Calabrien verhaftet und mit ihren 16 Begleitern hingerichtet.

In den nächsten Jahren gewann die Bewegung an dem Auftreten Pius IX. einen mächtigen Halt. Der liberal gefinnte Papst wurde auch hier der Gegenstand höchster Begeisterung und Verehrung, obwohl alle Kundgebungen zu Gunsten desselben, selbst der Verkauf seines Bildes von der Polizei verboten waren, und man kaum wagte, öffentlich den Namen Pius IX. zu nennen. Das Ansehen des Königs hingegen war immer mehr geschwunden und von der Beliebtheit, deren er sich zu Beginn der dreißiger Jahre erfreut, keine Spur mehr vorhanden. Ferdinand II. war von Natur weder despotisch noch grausam angelegt; er zeigte Liebe zu seinen Unterthanen und das ernstliche Bestreben, das materielle Wohl derselben zu heben, wie denn auch in dieser Hinsicht viel während seiner Regierung geschehen ist. Allein hartnäckig, beschränkt und bigott, wie er war, gerieth er im Laufe der Jahre gänzlich in die Hände

derjenigen Partei, deren zersekendem Einfluß noch kein Staat widerstanden, in die Hände der Jesuiten und ihres Anhangs. Der Beichtvater Cocle, der Polizeiminister del Carretto und der Minister des Innern, Sant'Angelo übten eine unumschränkte Gewalt über den König aus und verleiteten ihn zu jenen Schritten, deren Folgen ihm den Ruf eines hartherzigen Tyrannen eingetragen haben.

Um die Mitte des Jahres 1847 war die Lage Neapels bereits eine äußerst gespannte geworden. Die geheimen Gesellschaften entfalteten eine fieberhafte Thätigkeit, eines ihrer Flugblätter: «Protesta del popolo del regno delle Due Sicilie» von Settembrini wurde in Tausenden von Exemplaren verbreitet und fand seinen Weg bis in die Gemächer des Königs. In Palermo wurde eine große Militärverschwörung entdeckt; in Messina und namentlich in Reggio kam es zu blutigen Tumulten. In letzterer Stadt mußte sich die nur 18 Mann starke Besatzung nach dem Tode ihres Führers zurückziehen und 24 Stunden hindurch flatterte die schwarz-roth-grüne Fahne des Aufruhrs über der Stadt. Weitere Erhebungen folgten in Catania, Cosenza und an anderen Orten.

Besonders aber begann der Bandenkrieg im Gebirge eine gefahrdrohende Ausdehnung zu gewinnen. Während des Septembers wüthete ein blutiger Guerilla in den Abruzzen, wo die Generale Statella und Amicianta gegen die Bandenführer Giovanni Andrea und Domenico Romeo, zwei Brüder, fochten, und ebenso in den sicilianischen Bergen, in denen der Marschall Landi die Insurgenten verfolgte. Das Standrecht wurde über die aufrehrerischen Gegenden verhängt, hohe Preise auf die Köpfe der Bandenführer gesetzt und eine starke Truppenmacht aufgeboden. In der That gelang es, des Aufruhrs Herr zu werden, Domenico Romeo fiel im Kampfe, sein Bruder wurde gefangen genommen und mit vielen anderen zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, die meisten Banden lösten sich auf, ihre Mitglieder flüchteten, wurden hingerichtet oder füllten die Kerker Neapels. Es scheint, daß die englische Regierung die Bewegung in beiden Sicilien moralisch unterstützt hat, ja, es sollen sogar zwei britische und ein deutscher Offizier die Kämpfe

der Insurgenten in Calabrien geleitet haben. Rußland dagegen ermahnte, im Bunde mit Preußen und Oesterreich, die Regierung wiederholt, nicht nachzugeben. Der Gesandte Graf Schepetowitsch, welcher um diese Zeit in Neapel eintraf, brachte darauf bezügliche Rathschläge des Zaren Nikolaus mit. Frankreich war ebenso wie England einem gemäßigten Fortschritte in Italien zugethan. Doch hinderte die zwischen beiden Staaten bestehende Verstimmung die Gesandten, Lord Minto und Graf Bresson, gemeinschaftlich zu handeln.

Zimmerhin schien jedoch die neapolitanische Regierung zu einigen Concessionen entschlossen. Der verhaßte Minister Sant' Angelo wurde verabschiedet und ein gemäßigter Mann, Signor Parisi, mit seinem Amte betraut, der wohlwollende Herzog di Serra Capriola, bisher Gesandter zu Paris, sollte an Stelle des Herzogs von Majo als Statthalter nach Sicilien gehen, und eine theilweise Amnestie wurde erlassen. Nichtsdestoweniger brach in der Hauptstadt Neapels selbst in der Nacht des 14. December ein Aufruhr los, welcher vom Militär blutig unterdrückt wurde. Neue umfassende Verhaftungen fanden in Folge dessen statt, die sich bis in die höchsten Kreise erstreckten. So wurde ein Sohn des Herzogs Teodoro, vier andere Fürsten und zahlreiche Edelleute in das Gefängniß geworfen. Obwohl die Gährung unaufhörlich wuchs, schien der König, unterstützt von seiner zweiten Gemahlin und dem Beichtvater, nunmehr wieder entschlossen, sich nach wie vor den Wünschen seiner Unterthanen zu verschließen und verbannte einen seiner Brüder, den Grafen von Syrakus, der sich mit dem Prinzen von Salerno, Ferdinands Onkel, bei ihm für Reformen verwandt hatte, vom Hofe. Die Universität wurde geschlossen, sämmtliche Studenten, 6000 an der Zahl, mußten Neapel verlassen, eine wahrhaft unsinnige Maßregel, da gerade dadurch der Geist der Revolution bis in die entferntesten Punkte des Königreichs verbreitet wurde. Unter unheimlicher Spannung ging das Jahr 1847 zu Ende.

In Sicilien hatten sich die Dinge bereits derart gestaltet, daß der Ausbruch der Revolution nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden konnte. Vergebens verschärfte der Commandant Palermo's, General Viale, seine Maßregeln. Als er

versuchte, die Agitatoren sämmtlich festzunehmen, meldeten sich viele Tausende von Sicilianern, darunter mehrere Herzöge und Fürsten, freiwillig als Schuldige. Die Häupter der Bewegung hatten sich dahin geeinigt, bis zum 12. Januar 1848, dem Namenstage des Königs, ruhig warten zu wollen. Brachte auch dieser Tag nicht die erhofften Reformen, vor Allem die Gewährung einer Verfassung, so sollte gleichzeitig auf allen Punkten der Aufstand beginnen. In kurzer Zeit war diese Verabredung ein offenes Geheimniß geworden; die Behörden wie das Volk sahen mit fieberhafter Spannung dem verhängnißvollen 12. entgegen. Proklamationen, welche trotz der Wachsamkeit der Polizei an allen Straßenecken erschienen, sorgten dafür, daß Keinem die Bedeutung des Tages verborgen bleiben konnte.

Schon seit dem Anfang des Januar gab es in Messina Tag für Tag Zusammenstöße zwischen Polizei und Volk; besonders blutig war der 6. Januar, an welchem in Folge der Verletzung des beliebten Staatsprokurators Vignali große Tumulte stattfanden. In Palermo verdoppelte die Polizei ihre Thätigkeit und nahm zahlreiche Verhaftungen vor. Unter Anderen nahm man den Herzog von Villarosa, die Professoren Ferrara und Amari und den Grafen Aceto fest. Das Haus des englischen Consuls, in welchem sich der Graf befand, wurde von den Polizisten förmlich erstürmt und sogar das daran befindliche englische Wappen zertrümmert.

So brach der 12. Januar an. Während Kanonendonner den Geburtstag des Königs verkündete, wälzten sich vom frühen Morgen ab große, zum Theil bewaffnete Menschenmassen unter dem Rufe: „es lebe die Constitution!“ durch die Straßen von Palermo. Die etwa fünftausend Mann starke Garnison stand unter Waffen und versuchte gegen Mittag die Zusammenrottungen zu zerstreuen. Vor dem Palaste des Intendanten floß das erste Blut, indem das Volk sich hier auf die anreitenden Kavallerieabtheilungen stürzte und dieselben zurückschlug. Rasch entwickelte sich jetzt das gewohnte Bild eines Aufruhrs, Barricaden wuchsen aus dem Boden, die Gefängnisse wurden erbrochen und die politischen Gefangenen befreit, der Straßenkampf nahm seinen Anfang.

Bald zeigte sich, daß das Volk, welches sich seit Wochen auf den Aufstand vorbereitet, namentlich mit Waffen versehen hatte und mit großer Tapferkeit socht, den Truppen überlegen war. Das Militär mußte die Straßen und theilweise die Stadt verlassen und sich in die festen Punkte, das königliche Schloß, das Fort Castellamare, die Kaserne des Molo und das daran gelegene Gefängniß, den Finanzpalast zurückziehen.

Selbstredend hatte man eiligst nach Neapel um Hülfe geschickt und schon am 14. ließ Ferdinand auf 9 großen Dampfschiffen seine sieben Jägerbataillone, das 8. Infanterie-Regiment und das Pioniercorps, zusammen 5—6000 Mann, nach Sicilien abgehen. General Desauget befehligte das Corps; ein Bruder des Königs, Graf Aquila, nahm an der Expedition Theil. Am 16. trafen diese Truppen vor Palermo ein, wo inzwischen die Kämpfe ihren Fortgang genommen hatten. Da den Soldaten die Niederwerfung des Aufsturus nicht gelungen war, versuchten die neapolitanischen Offiziere durch das Geschütz zu wirken. Von der Nacht des 13. ab ließ Oberst Groß, der Commandant des Forts Castellamare, die Stadt mit Bomben bewerfen, doch ohne sonderlichen Erfolg. Die Sicilianer waren auf ihrer Hut; sie hatten die Straßen dick mit Sand bedeckt, in welchem die Geschosse wirkungslos krepirten, und oft kam es vor, daß sich Männer und Knaben, selbst Frauen, auf die eben niedergefallenen Bomben warfen, um ihnen den glimmenden Zünder herauszureißen und sie dadurch unschädlich zu machen. „Palermo bot an jenen Tagen einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt besteht aus einem Netz sich oft in spitzen Winkeln durchschneidender enger und krummer Straßen, und in diesen wogte fortwährend eine ungeheure Menge von Menschen auf und nieder, von denen ein großer Theil unbewaffnet war. An vielen Punkten der Stadt waren alle Läden geöffnet, wie im tiefsten Frieden. Die Lebensmittel und Früchte wurden feilgeboten wie immer, und Käufer und Verkäufer stritten sich in der gewöhnlichen Weise, während nicht fern von ihnen Gewehr- und Geschützsalven donnerten, während die lange Toledostraße, welche die Stadt bis zum Hafen hin in zwei Theile theilt, vom Schlosse herab fortwährend mit Kar-

tätlichen befeuert wurde. Je näher man dem Kampfplatz kam, um so mehr veränderten sich auch die Scenen; man mußte über Barrikaden steigen, und anstatt der unbewaffneten Leute sah man Männer mit Gewehren über den Schultern, mit Piken und Säbeln versehen, dem Theile der Stadt zueilen, wo man einen Angriff der Truppen erwartete."

Nachdem es am 14. Januar zu neuen erbitterten Kämpfen am Maquedathor gekommen war, wo das Volk die wiederholten Sturmangriffe des Generals Viale blutig abgewiesen hatte, verwandte sich an diesem Tage der Commandant des im Hafen liegenden englischen Kriegsdampfers „Bulldog“ bei dem Statthalter Herzog von Majo um Einstellung der Feindseligkeiten, allein vergeblich; die Kanonade dauerte auch an diesem und dem folgenden Tage fort. Nunmehr erließ der französische Consul Bresson einen Aufruf an seine Collegen, gemeinsam mit ihm bei dem Herzoge zu unterhandeln; die Consuln Wedekind (Preußen und Hannover), Marscon (Ver. Staaten), Hirzel (Schweiz), Muffo (Sardinien), Fiamingo (Rußland) schlossen sich ihm an, während die Vertreter Oesterreichs und Englands sich zwar fernhielten, allein ihre Uebereinstimmung mit den Schritten der Amtsgenossen zu erkennen gaben. Nach langen Unterhandlungen bewilligte der Herzog von Majo einen 24-stündigen Waffenstillstand, welchen Bresson dazu benutzte, um die in Palermo ansässigen Franzosen auf einen amerikanischen Dreimaster in Sicherheit zu bringen. Die Engländer hatten die Stadt schon früher verlassen.

Von Seiten der Aufständischen war während dieser Vorfälle eine provisorische Regierung eingesetzt worden, welche in mehrere Comités zerfiel. Das erste derselben, das der Stadtvertheidigung wurde von dem Fürsten Pantellaria geleitet, die Finanzen überwachte der Graf Rudini, die Verproviantirung der Graf Spedaletto; die Staatsgeschäfte erledigte der greise Marschall Settimo, welchem der Advokat Stabila, der Kaufmann Scaglia und Andere zur Seite standen. Der Sitz sämmtlicher Ausschüsse war der in der Mitte der Stadt gelegene Senatspalast. Eine Reihe von Proklamationen wurde von ihnen erlassen, welche namentlich Belobigungen besonders tapferer Volkskämpfer, so

des Dichters Castiglia und namentlich eines gewissen Scordato, sowie Aufforderungen zu Geldsammlungen enthielten¹.

Die Bemühungen der Consuln hatten keinen Erfolg; der Kampf begann auf das Neue und führte in den nächsten Tagen zu heftigen Zusammenstößen, besonders als die Truppen sich vom Molo aus mit dem Palaste in Verbindung zu setzen versuchten. Bald zeigte es sich, daß die Truppenverstärkung, welche jetzt eingetroffen war, nur den einen Erfolg erreichte, daß die vorhandenen Proviantvorräthe des Militärs doppelt so schnell verbraucht wurden. Auf den Straßen mußte man die Soldaten nicht zu verwenden, so daß dieselben in beinahe völliger Unthätigkeit die Forts und Kasernen erfüllten. Auch das Bombardement that wenig Schaden; es scheint, daß General Désauget in gewissem Sinne mit den Aufständischen sympathisirte und sich davor scheute, die äußersten Mittel anzuwenden. Wenigstens untersagte er dem energischen Oberst Groß, einem Schweizer, weiterhin von Castellamare aus die Stadt zu beschießen und ließ sich bald in Unterhandlungen ein.

Zu diesen letzteren war von Seiten der Aufständischen der Marchese Spedaletto bestimmt worden. Der siegreiche Kampf der letzten Tage, in welchem einmüthig sich alle Stände der Bevölkerung vom Herzog und Grafen bis zum Bettelmönch und Fischer für die Befreiung ihres Vaterlandes erhoben, hatte das Selbstgefühl der Sicilianer mächtig gestärkt. Von den Bedingungen, welche die fremden Consuln vorgeschlagen, wollten sie nichts wissen und erweiterten ihre Forderungen dahin, daß sie die Herstellung der alten sicilianischen Verfassung und die Einberufung eines sicilianischen Parlaments in Palermo verlangten. Der Herzog von Majo jedoch glaubte darauf nicht eingehen zu können und entsandte am 19. ein Schiff seines Geschwaders nach Neapel, um die Wünsche der Insurgenten der

¹ Die ersten Gelder, 2248 Unzen, waren von 40 Subscribenten vorgeschossen worden, unter welchen sich merkwürdigerweise auch die Jesuiten Palermos befanden. Als in der Nacht des 17. das städtische Leihhaus in Flammen aufging, wurden in wenigen Augenblicken 25 000 Franken für die Geschädigten gesammelt.

persönlichen Entscheidung des Königs zu unterbreiten, während zugleich die Consuln eine Verwahrung erließen.

Schon am 17. jedoch war Graf Aquila nach Neapel zurückgekehrt, und was er dort seinem Bruder über die Lage der Dinge in Palermo berichtete, machte auf den Letzteren einen tiefen Eindruck. Bereits am nächsten Tage erschienen 4 Dekrete, welche die Gewährung umfassender Reformen für Sicilien enthielten. Der Wirkungskreis der im Jahre 1824 errichteten Consulta für Neapel und Sicilien, einer Art berathender Ständekammer, wurde erweitert, die Trennung Neapels und Siciliens in Betreff des Justizwesens und — was den Geburtsort der Beamten anbetraf — auch der Verwaltung wurde ausgesprochen, je ein außerordentlicher Rathgeber aus Neapel und Palermo an die Seite des Königs berufen, endlich Graf Aquila zum Generallieutenant von Sicilien ernannt und mit einem eigenen Ministerium umgeben. Ein weiteres Dekret vom 19. milderte den bisherigen Preßzwang.

Wenige Wochen früher hätten diese Concessionen hingereicht, um einen wahren Sturm der Begeisterung bei dem heißblütigen Volke zu entfachen, jetzt aber trat das verhängnißvolle: zu spät — wie so oft in diesem Jahre — in sein Recht. Als am 20. die Dekrete in Palermo eintrafen, wurden sie vom Volke mit Hohn aufgenommen und in einem am nächsten Tage von Spedalotto veröffentlichten Manifeste formell abgelehnt. Die bisherigen Comitès schlossen sich zu einer Regierungsjunta zusammen, welche in zwei Abtheilungen für das Vertheidigungswesen und die Verwaltung zerfiel, und wiesen die abermals von Desauget gemachten Friedensvorschläge zurück; ja der Entwurf eines königlichen Amnestiedekrets, welchen der General über sandte, wurde öffentlich verbrannt und das Einzige, wozu sich die Insurgenten verstanden, war die Lieferung von Lebensmitteln an die unter der Obhut der Truppen stehenden Criminalgefangenen.

Der Kampf begann nunmehr mit erneuter Erbitterung. Besonders heiß ging es am 22. an dem Novizziatokloster und dem Finanzpalaste her; das Volk verdoppelte seine Anstrengungen und gewann immer mehr Boden, während die Kraft der Truppen sichtlich erlahmte. Nach einem erbitterten Gefechte,

während dessen die Stadt von Neuem beschossen wurde, stürmten die Insurgenten das königliche Palais und die Bank, in welchen letzteren sie zwei Millionen Dukaten erbeuteten. Ein Punkt nach dem anderen fiel in ihre Hände; der Herzog von Majo suchte bei Désauget Schutz, und General Viale schiffte sich ein. In einem traurigen Zustande mußten die letzten Truppen sich am 27. wiederum den Schiffen anvertrauen und die Rückfahrt nach Neapel antreten. Palermo war frei; nur das Fort Castellamare hielt Oberst Groß noch einige Zeit fest, bis er es am 5. Februar auf Befehl des Königs ebenfalls räumen mußte. Tief verstimmt über diesen Rückzug verlangte der 78jährige Berner Kriegsmann in Neapel angekommen seine Entlassung und schlug die ihm angebotene Ordensauszeichnung und Rang-erhöhung aus.

Gleichzeitig mit dem Aufstande in Palermo war auch in den übrigen Städten der Insel, in Messina, Catania, Syrakus, Caltanissetta und anderen die Revolution ausgebrochen. Messina war gleichfalls bombardirt worden, wogegen, wie in Palermo, auch hier die fremden Consuln vergeblich protestirt hatten. Auch diese Orte waren, soweit sie noch das Militär besetzt hielt, geräumt worden, und zu Anfang Februar hatte die gesammte Insel ihre Unabhängigkeit errungen. Nur in der Citadelle von Messina hielten sich die neapolitanischen Truppen und beschossen von hier aus die Stadt. In ihrer Siegesfreude versäumten es die Sicilianer, sich dieses wichtigen Punktes zu bemächtigen, ein Umstand, welcher ihnen später verhängnißvoll werden sollte.

In Neapel selbst hatten die Vorgänge in Palermo eine von Tag zu Tag steigende Aufregung hervorgebracht. Der König trug eine erkünstelte Ruhe zur Schau und zeigte sich oft dem Volke, allein schon am 13. entstand, als er das Theater San Carlo besuchte, ein solcher Tumult, daß er sich sofort wieder in sein Palais zurückbegab. Die Dekrete des 18. und 19. blieben hier ebenso wirkungslos wie in Sicilien. Das Volk verlangte mehr und zeigte sich auch durch eine am 24. erlassene Amnestie, welche sämmtliche wegen politischer Ursachen Verurtheilten und Gefangenen befreite, nicht zufriedengestellt. Vom 20. ab verstrich kaum ein Tag ohne Zusammenrottungen und Tumulte,

ohne daß es vorerst noch zu einem wirklichen Aufstand kam. Allein die Haltung der Bürgerschaft, welche während dieser Zeit unausgesetzt durch Deputationen mit dem Könige verhandelte, war eine derartige, daß endlich Ferdinands harter Sinn erweicht wurde. Nachdem am 25. die Genehmigung zur Errichtung einer Bürgergarde ertheilt worden war, durchzogen am 27. Tausende von Menschen, alle mit den italienischen Cocarden geschmückt, unter dem Rufe: „Es lebe der König, es lebe die Constitution!“ die Straßen. Einige junge Leute hatten gegen ein Uhr Mittags das Zeichen zu der Manifestation gegeben¹, ein Vertrauter des Königs, der Herzog von Bobina, stand an der Spitze der Bewegung. Anfangs versuchte Ferdinand nochmals Widerstand zu leisten; er ließ auf dem Fort St. Elmo die rothe Kriegsflagge aufziehen und beauftragte den General Ruberti, von dort aus die Stadt zu beschießen, ein Befehl, welchem der Letztere nicht nachkommen zu wollen erklärte. Es wurden nur einige Alarmschüsse abgegeben. Das Militär war in der Nähe des Schlosses und auf den großen Plätzen zusammengezogen, zeigte aber durchaus keine Neigung, von den Waffen Gebrauch zu machen, sondern verkehrte freundschaftlich mit dem Volke², welches sich gegen Abend allmählich zerstreute, jedoch die ganze Nacht hindurch in lebhafter Erregung blieb. Auch der General Statella, der Höchstcommandirende der Truppen, unterhandelte eifrig mit den Demonstranten und versprach ihnen endlich, sich beim Könige für sie zu verwenden.

Als Statella in das Schloß kam, fand er daselbst bereits die Minister und Generale in der Berathung begriffen. Der König ließ sich dazu überreden, seine bisherigen Minister, namentlich del Carretto, zu entlassen und den von Sicilien zurück-

¹ Es geschah dies dadurch, daß zwei junge Calabresen plötzlich einen grünen und einen rothen Sonnenschirm aufspannten, während ein dritter ein weißes Tuch schwang, und so die italienischen Nationalfarben zum Vorschein kamen.

² Es kam mehrfach vor, daß das Volk gestürzten Cavalleristen wieder in den Sattel half. Dem General Statella, welcher vom Volke umdrängt die Zügel verlor, wurden dieselben sofort von Herbeitretenden in die Hand gereicht.

gekehrten Herzog von Serra Capriola mit der Bildung eines neuen Cabinets zu betrauen. Ihm sollte Bozzelli, ein Mann, welcher das besondere Vertrauen der Sicilianer zu genießen schien, zur Seite stehen, und auf diese Weise glaubte man den Wünschen der beiden Staaten nachzukommen. Der Herzog nahm den ihm gewordenen Auftrag unter der Bedingung an, daß die sofortige Verleihung einer Constitution erfolge. Der bisher allmächtige Polizeiminister del Carretto wurde noch an demselben Abend durch den General Filangieri verhaftet und unverzüglich über die Grenzen des Landes gebracht¹, der Beichtvater Cocle ergriff gleichfalls die Flucht.

Am nächsten Tage blieb die Stadt verhältnißmäßig ruhig; man erwartete die Concessionen der Regierung. An den Straßenecken klebten Plakate mit den Worten: „Heute ein Tag der Beobachtung — morgen ein Tag des Blutes!“ Aus Salerno und zahlreichen anderen Orten traf die Nachricht ein, daß am 29. die Bevölkerung bewaffnet nach der Hauptstadt zu ziehen beabsichtige, um ihren Willen durchzusetzen.

Nun endlich entschloß sich der König völlig nachzugeben. Um 10 Uhr Morgens erschien am 29. folgendes Dekret:

¹ Die Art und Weise, in welcher man sich dieses energischen und geistvollen Mannes entledigte, ist im höchsten Maße kennzeichnend für den Charakter Ferdinands. Der König fürchtete seinen bisherigen Rathgeber, welcher in der Armee und Polizei eine außerordentliche Popularität genoß, und wagte nicht, ihn offen zu stürzen. Er ließ daher del Carretto, nachdem er sich den Tag über noch unbefangen mit ihm unterhalten, des Abends durch Filangieri, einen persönlichen Feind des Polizeiministers, nach dem Palaste entbieten. Kaum war Carretto erschienen, als ihn der General verhaftete und sofort durch einen geheimen Gang auf das im Hafen liegende Dampfschiff „Nettuno“ bringen ließ. Die Bitte des Ministers, noch einmal mit Ferdinand sprechen oder wenigstens sich zu Hause umkleiden zu dürfen, blieb unbeachtet. Der „Nettuno“ stach sofort in See. In Livorno, wo er Kohlen einnahm, und ebenso in Genua bedrohte das Volk das Leben des verhafteten Polizeiministers, so daß das Schiff wiederum auslaufen und sich nach Corsica wenden mußte. Die Unbeliebtheit del Carrettos rührte übrigens nicht von seiner politischen Thätigkeit, sondern namentlich von seiner schonungslosen Unterdrückung des Briganten- und Banditenwesens her, dessen Verbindungen, wie die bekannte Maffia in Sicilien, bis in die höchsten Kreise reichten.

„Neapel, 29. Januar 1848.

„Wir Ferdinand II., König beider Sicilien und von Jerusalem, Herzog von Parma und Placentia, erblicher Großprinz von Toscana u. s. w.“

„Nachdem Wir den allgemeinen Wunsch Unserer vielgeliebten Unterthanen, der jetzigen Bildung angemessene Bürgerschaften und Institutionen zu haben, vernommen, erklären Wir, daß es Unser Wille ist, den Uns offenbarten Wünschen zu entsprechen und eine Constitution zu geben. Wir haben Unseren neuen Staatsminister beauftragt, Uns binnen 10 Tagen einen Entwurf auf folgenden Grundlagen vorzulegen:

„Die gesetzgebende Macht wird ausgeübt durch Uns und durch zwei Kammern, nämlich eine Pairskammer und eine Deputirtenkammer. Die Mitglieder der ersten Kammer werden durch Uns ernannt, die der Deputirtenkammer werden durch Wahlen nach einem bestimmten Censur ernannt.“

„Die einzig herrschende Staatsreligion ist die römisch-apostolisch-katholische und keine andere wird geduldet.“

„Die Person des Königs soll immer unverletzlich und unverantwortlich sein.“

„Die Minister des Königs sind für alle Regierungshandlungen verantwortlich.“

„Die Land- und Seemacht bleibt immer vom Könige abhängig.“

„Die Nationalgarde wird im ganzen Königreich auf eine gleichmäßige, mit der Hauptstadt gleichförmige Weise organisiert.“

„Die Presse ist frei und nur einem Repressivgesetz gegen Beleidigungen der Moral, der Religion, des Königs, der königlichen Familie, der fremden Herrscher und der Privatehre und Privatinteressen unterworfen.“

„Indem Wir dem Publikum Unsere souveräne und freie Entschließung mittheilen, vertrauen Wir der Geseßestreue und dem guten Geiste Unserer Völker zur Erhaltung der Ordnung, der Achtung vor dem Geseß und den bestehenden Behörden.“

„Ferdinand.“

Der Jubel, welchen diese Bekanntmachung bei der heißblütigen Bevölkerung erregte, war groß. „Raum waren am 29.

früh die ersten Abdrücke des königl. Dekrets von der Staatszeitungsdruckerei ausgegeben, so begann ein Laufen und Rennen durch alle Quartiere nach dem Schloßplatz, nach der Toledostraße, und schon um 11 Uhr war letztere im eigentlichen Sinn des Wortes vollgepfropft von Fuhrwerken und Fußgängern, die dreifarbigten Cocarden und Fahnen waren auf der Stelle improvisirt, Hunderttausende von Tüchern wehnten von den Balkonen und es entstand ein unbeschreibliches Jubiliren und Vivadonner in der ganzen, wohl eine Viertelstunde langen Straße. Die Bebehoch galten dem König, der Verfassung, Italien, dem italienischen Bund. Besondere Erwähnung verdient das Viva Palermo, viva Sicilia, vivano i Calabresi, was jedes Mal mit unglaublichem Jubel begrüßt wurde; abasso i Tedeschi — morte ai Tiranni stranieri! Auch die ersten Damen, welche in die drei Farben gekleidet und mit der Cocarde auf Hut und Brust in der Wagenreihe erschienen, wurden mit donnerndem Bebehoch empfangen. Mit der Masse zugleich waren um halb 11 Uhr auch die Truppen erschienen, verhielten sich aber ruhig auf ihren Standplätzen, nur die Reiterei hatte das Zusammendrängen vor dem Schlosse zu verhindern, benahm sich aber mit lobenswerther Mäßigung¹.

Um zwölf Uhr zeigte sich der König seinem Volke und ritt, von zweien seiner Brüder, den Grafen Aquila und Trapani und der Generalität begleitet, durch die ganze Stadt. Er sah angegriffen und mißgestimmt aus, doch bei dem stürmischen Enthusiasmus, welcher ihn in allen Straßen empfing, erhellten sich allmählich seine Mienen und er sprach zu verschiedenen Malen in versöhnenden und wohlwollenden Worten zu dem Volke, das ihn jubelnd umdrängte und seine Hände mit Küffen bedeckte. Die festliche Stimmung erhielt sich den ganzen Tag hindurch und dauerte auch den nächsten fort. In den Theatern fanden große Freudentemonstrationen statt; die Nationalgarde trat in Thätigkeit und wurde mit Jubel begrüßt.

Diesem frohen Bilde fehlte indessen der dunkle Hintergrund nicht; in den Vorstädten Neapels sah sich der Pöbel um seine

¹ Siciliens Revolutionen, S. 53.

Hoffnung auf Aufruhr und Plünderung getäuscht; Umtriebe der absolutistischen Partei, welche sich dieser Hefe der Bevölkerung gegen die Bürgerschaft zu bedienen beabsichtigte, traten hinzu, wie denn namentlich der vertriebene Polizeiminister und der Pater Cocle ihre Hand dabei im Spiele gehabt haben sollen, eine Behauptung, welche allerdings nie erwiesen worden ist. Thatsache jedoch bleibt es, daß die Lazzaronen unter dem Vorgeben, den von den Bürgern bezwungenen König zu befreien, sich erhoben und in Haufen von mehreren Hunderten, mit Messern und Knütteln bewaffnet, die Straßen durchzogen, die mit der Nationalcocarde geschmückten, ja selbst alle anständig gekleideten Passanten anfielen und plündernd in die Häuser einbrachen. Die Bewegung nahm einen solchen Umfang an, daß am 30. Truppen und Bürgerwehr gemeinsam gegen die Ruhestörer vorgehen mußten. An verschiedenen Punkten, namentlich in der Strada Constantinopoli, kam es zu Zusammenstößen, einige Lazzaronen wurden getödtet, viele andere gefangen weggeführt und die Tumulte in kurzer Zeit unterdrückt.

Ganz anders als in Neapel war die Wirkung des 28. Januar in Palermo. Am 3. Februar brachte das Dampfboot „Palinuro“ einen Abgesandten des Königs, welcher sich sofort zu der provisorischen Regierung nach dem Senatsgebäude begab und vom Balkon der unten harrenden Menge das Dekret Ferdinands vorlas, welches jenseits des Faro so großen Jubel erregt hatte. Der von Tausenden von Stimmen ausgestoßene Ruf: Guerra, guerra! — war die Antwort. Die provisorische Regierung gab den Bescheid, daß sie auf der Forderung der Verfassung von 1812 bestehe, und unverrichteter Dinge mußte sich der Parlamentär, von einer großen Menschenmasse begleitet, wieder nach Castellamare begeben.

In Neapel blieb während der ersten Tage des Februar Alles ruhig. Man erwartete die versprochene Verfassung, welche endlich am 10. in der Fassung, wie es das Dekret vom 28. Januar verkündet, erschien und einen neuen maßlosen Jubelsturm erregte. Am folgenden Tage wurde in sämtlichen Kirchen ein Te Deum angestimmt und der König fuhr in einem offenen Wagen durch die Stadt, um den Dank seiner Unterthanen in Empfang zu

nehmen. Die Erregung gegen Oesterreich war in stetem Wachfen begriffen, während der englische Gesandte Lord Napier vielfach gefeiert und geehrt wurde.

Am 24. beschworen der König und sämtliche königliche Prinzen in einem feierlichen Akte in der Kirche St. Francesco di Paolo die Verfassung. Sämmtliche Minister und Offiziere, sowie die auswärtigen Gesandten mit Ausnahme der Vertreter Rußlands, Preußens und Oesterreichs waren anwesend. Sechs Tage darauf erschien das Wahlgesetz, laut welchem das Wahlrecht für die Deputirtenkammer von einem Censur von 24 Dukaten, die Wählbarkeit von einem solchen von 220 Dukaten abhängig war. Am 1. Mai sollte das Parlament zusammentreten.

Inzwischen versuchte es die englische Regierung, zwischen den beiden feindlichen Hälften des Königreiches beider Sicilien zu vermitteln. In den ersten Tagen des Februar war Lord Minto in Neapel eingetroffen und verhandelte mit dem Ministerium wegen der an die Insel zu machenden Concessionen. Daß die Verfassung vom 10. Februar nicht genügte, sah er selbst ein und berichtete es nach England und Sicilien, allein der Minister Bozzelli, dessen Popularität rasch schwand, vermochte sich in dem Zwiespalt, in den ihn seine Stellung als Berather eines Ferdinand II. mit seinen liberalen Anschauungen gebracht, zu keiner entscheidenden Maßregel zu entschließen. Schon war die Februarrevolution ausgebrochen und begann der Aufruhr in ganz Europa sein Haupt zu erheben, als am 1. März das Cabinet dem Könige seine Vorschläge wegen Siciliens vorlegte. Ueber die Frage, ob es gestattet sein sollte, neapolitanische Truppen nach der Insel zu senden, was Lord Minto entschieden verneinte, wäre es nahezu zu einer Ministerkrisis gekommen, doch wurden die Differenzen beigelegt und am 6. März veröffentlichte Ferdinand ein Dekret, wonach er aus freien Stücken ein sicilianisches Parlament berief und den Statthalter der Insel, Ruggiero Settimo, beauftragte, dasselbe am 25. März zu eröffnen. Mit diesen Concessionen ausgerüstet, segelte Minto am nächsten Tage ab und erreichte am 10. Palermo. Allein die Sicilianer wollten auch von diesen Zugeständnissen nichts wissen

und kamen immer wieder auf die Verfassung von 1812 zurück. Während man noch unterhandelte, zerstörte ein neuer Erlass des neapolitanischen Ministeriums, welcher alle in Sicilien geschehenen Akte für ungültig erklärte, jede Aussicht auf eine friedliche Vereinbarung. Lord Minto kehrte am 28. März nach Neapel zurück, woselbst in Folge des Scheiterns seiner Mission abermals eine Ministerkrisis entstand. Mit Ausnahme Bozzellis gaben sämtliche Minister ihre Entlassung. Das sicilianische Parlament trat am 25. März zusammen und wählte am nächsten Tage Ruggiero Settimo zum unverantwortlichen Präsidenten der Regierung. Am 13. April that die Versammlung den entscheidenden Schritt. Sie erklärte Ferdinand von Bourbon und seine Erben des Thrones von Sicilien für verlustig, und verkündete die Absicht, die Herrschaft über die Insel einem constitutionell gesinnten italienischen Fürsten übertragen zu wollen. Damit war die letzte Möglichkeit einer Verständigung vereitelt, der Bürgerkrieg beinahe unvermeidlich geworden.

Zunächst allerdings konnte Ferdinand an die Wiedereroberung der Insel nicht denken, sondern mußte dafür sorgen, sich wenigstens auf dem wankenden Throne Neapels zu erhalten. Bereits war die Lombardei aufgestanden, die Herzöge von Parma und Modena irrtümlich vertrieben umher, der Großherzog von Toscana und selbst der Papst schienen kaum mehr dem Drange der Revolution widerstehen zu können, und drohend wuchs die Macht des Sardenkönigs von Tag zu Tag. Auch Neapel vermochte sich der Freiheitsbewegung, welche die Halbinsel durchzog, nicht zu entziehen. Der Ruf nach dem Kriege mit Oesterreich wurde so stürmisch, daß der König versprechen mußte, 40 000 Mann nach dem Kampfplatze senden zu wollen. In der That ließ er auch 12—15 000 größtentheils ungeübte Soldaten abmarschiren, während er den Kern seines Heeres, die Gardien und Schweizer, um sich behielt, und übergab dem alten, aus 27jähriger Verbannung zurückgekehrten Freiheitskämpfer Pepe das Commando über die Feldtruppen. Welch hinterlistiges Spiel Ferdinand dabei trieb, wurde erst später klar.

In Neapel selbst ging es während dieser Zeit stürmisch zu. Tumulte und Demonstrationen aller Art, vielfach wie es scheint

von der Regierung angezettelt, um die Bürger zu schrecken, folgten einander unaufhörlich; besonders erregten, wie in anderen Staaten, die Jesuiten den Zorn des Volkes. Vom 9. März ab wurden die Häuser der Brüder Jesu zwei Tage und zwei Nächte lang umlagert und bestürmt, so daß am 12. Bozzelli sich genöthigt sah, sämmtliche Mitglieder des Jesuitenordens auf Schiffe zu bringen und außer Landes fahren zu lassen.

Bald darauf erfolgte eine neue Cabinetskrißis, indem der fähigste der Minister, Saliceti, welcher nach Minto's Rückkehr von Palermo in sein Amt getreten war, in Folge eines Streites mit dem Cabinetspräsidenten, dem Herzog von Serra Capriola, ausschied. Nicht lange nachher folgten ihm seine sämmtlichen Collegen nach, nachdem das Ministerium Bozzelli, von dem man sich Vieles versprochen, völlig unhaltbar geworden war. Der Historiker Troja bildete ein neues Cabinet, in welchem binnen kurzem abermals Zwistigkeiten ausbrachen. Auch von diesen Ministern vermochte Keiner nennenswerthe Erfolge aufzuweisen. Sie alle waren, wie ihre Collegen in Deutschland, wohlwollende und patriotisch gesinnte Männer, denen es aber völlig an Kraft gebrach, gegen die verschiedenartigen Gegenströmungen, die Umtriebe der Hofpartei, die Zügellosigkeit der nunmehr freien Presse, die Leidenschaft des unwissenden Volkes, die Intriguen der Geistlichkeit anzukämpfen.

Vom 15. April ab fanden die Wahlen statt, an welchen sich ungefähr 125 000 Bürger betheiligten. Die große Mehrzahl der Gewählten, Capitelli, Piscanelli, Pica und Andere gehörten einer gemäßigt liberalen Richtung an. Die Zusammenberufung der Kammern wurde auf den 15. Mai verschoben. Der König ernannte Tags zuvor 50 Pairs zur ersten Kammer.

Der Eröffnungstag des Parlaments nahte heran und mit ihm die Einführung der constitutionellen Regierung, die Beschränkung der bisherigen Militär- und Priesterherrschaft, wie sie nach dem Herzen Ferdinands war. Der König hatte seine Fassung wiedergefunden. Er bereute, soweit gegangen und seinem Volke so schwerwiegende Rechte eingeräumt zu haben, und hatte sich entschlossen, um jeden Preis seine frühere Macht

wieder zu erwerben. Schon seit Wochen und Monaten hatte er an seinem Plane gearbeitet, während seine nichtsahnenden liberalen Minister ihn völlig mit der Wendung der Dinge aus-
gesöhnt glaubten. Das Heer war ihm unbedingt ergeben, der Beistand der niedrigsten, von seinen Agenten aufgehetzten Volks-
schichten gewiß; die Zeit schien gekommen, den entscheidenden Schlag zu führen.

Als das Ministerium Troja sein Amt angetreten, hatte es am 3. April ein Manifest erlassen, worin unumwunden aus-
gesprochen war, daß die Deputirtenkammer berechtigt sein solle, das Staatsgrundgesetz, namentlich die Bestimmungen über die
Zusammensetzung der Pairskammer abzuändern. Als nun am 13. April die neu-
erwählten Volksvertreter zu einer Vorberathung in dem Palaste Monte-Oliveto zusammentraten, wurde ihnen
von Seiten der Regierung eröffnet, die letztere sei auf ihren, in der Verfassung des 10. Februar kundgegebenen Standpunkt
zurückgekommen und beabsichtige, alle auf die Pairskammer be-
züglichen Schritte lediglich der Entscheidung des Königs zu überlassen. In dem von den Deputirten zu leistenden Eide solle
daher die Clausel vom 3. April nicht erwähnt werden. In der That war in dem am Abend erschienenen offiziellen Programm
der Eröffnungsfeierlichkeit die Clausel ausgelassen.

Erstrocken über diesen Schritt der Regierung, versuchten die
Volksvertreter an diesem und dem nächsten Tage mit dem Könige und seinen Ministern zu unterhandeln. Ferdinand II.
trieb in diesen Tagen mit seiner ganzen Umgebung — die in das Complotte Eingeweihten ausgenommen — ein tückisches
Spiel. Er gab den Deputirten die beruhigendsten Versicherungen, ließ aber zugleich die ganze Garnison sich marschbereit
machen. Um die Minister kümmerte er sich überhaupt nicht mehr, sondern führte seine Pläne aus, ohne ihnen irgendwelche
Mittheilungen über seine Absichten zukommen zu lassen. Es gab daher das gesammte Cabinet seine Entlassung, ohne daß
jedoch Ferdinand dieselbe annahm oder überhaupt beachtete.

Was der König und sein Anhang wohl erwartet und gehofft hatten, geschah. Das durch die Ereignisse der letzten Tage und
durch umlaufende falsche Gerüchte erregte Volk begann sich zu

empören und gab so der Regierung den Vorwand zu einem Staatsstreich an die Hand. Schon am Abend des 14. bedeckten zahlreiche Barrikaden die Toledostraße und die angrenzenden Gassen.

Ferdinand ließ nicht sofort angreifen. Er wollte seine Rolle bis zu Ende durchspielen und ließ jetzt, da der Kampf schon unvermeidlich war, den Deputirten sagen, er sei bereit, auf ihre Wünsche in Betreff der Pairskammer einzugehen und habe die Eidesformel, wie folgt, formulirt: „Ich schwöre Treue dem constitutionellen König Ferdinand II. und der Constitution, wie sie von den beiden Kammern in Gemeinschaft mit dem Könige umgebildet und entwickelt werden wird“. In der That ließen sich die Deputirten hinter das Licht führen; sie sandten eine Commission auf die Straßen, um das Volk zu besänftigen und zum Verlassen der Barrikaden zu bewegen, während Ferdinand bereits seine Truppen zusammengezogen hatte und — für alle Fälle — ein Schiff im Hafen bereit liegen ließ.

So brach der Morgen des 15. an. Die Deputirten versammelten sich wiederum zu Monte-Oliveto. Das Volk stand nach wie vor auf den Barrikaden und trotzte den Versuchen der Nationalgarde, es zu entfernen, die Truppen waren theils in den Kasernen, theils auf den Straßen bereit, jedoch ohne einzuschreiten. Denn seinem Plane getreu wollte der König den Angriff des Volkes abwarten.

In der That feuerte gegen Mittag von einer großen, an der Ausmündung der Toledostraße befindlichen Barrikade ein Mann, wie man sagte ein früherer Diener des Herzogs von Salerno, einen Schuß auf die Truppen ab und gab damit das Zeichen zum Kampfe. Die verfügbare Truppenmacht belief sich auf 4 Bataillone Garde, 2 Marinebataillone und eine Pionierabtheilung, welche theils auf dem Königsplatze, theils an dem Palaste und dem Arsenal standen, und 4 Schweizerregimenter, die auf dem Castellplatz zusammengezogen waren. Sobald die ersten Schüsse fielen, erschienen auf allen Festungswerken die rothen Fahnen und die Geschütze begannen ein verheerendes Bombardement auf die Stadt. Nur von dem Fort St. Elmo ließ General Ruberti blind feuern, eine Milde, welche ihm nach Niederwerfung des Aufbruchs die Cassation eintrug.

Der Schauplatz des Straßenkampfes war hauptsächlich der Toledo, jene Straße, welche Neapel seiner ganzen Breite nach vom königlichen Palaste bis zum Capo di Monte durchschnitt. Diese Straße und die angrenzenden Gassen waren von den Insurgenten stark verschanzt worden und mit zahlreichen Bewaffneten bedeckt. Den ersten Angriff unternahmen die Gardien, allein mit entschiedenem Mißerfolg. Die Truppen wichen zurück und begannen zu schwanken, der Muth der Aufständischen wuchs bereits bedeutend, als Ferdinand die Elite seiner Armee, die Schweizer, in das Feuer schickte. Wie so oft, so wurde auch hier deutscher Muth und deutsche Kraft an eine unwürdige Sache verschwendet. Die ihrem Kriegsherrn treu ergebenen, dazu noch in der letzten Zeit vom Volke stets verhöhnten und gereizten Schweizer griffen mit einem solchen Ungefüg an, daß alsbald der Kampf sich zu wenden begann. Von den Gardien unterstützt, erstürmte das erste und das zweite Schweizerregiment in einem sechsstündigen heißen Kampfe die sämtlichen auf dem Toledo befindlichen Barrikaden und zur Vertheidigung hergerichteten Häuser. Bis auf die Dachterrassen der Gebäude, welche von den Schweizer Jägern mit Leitern erstiegen wurden, setzte sich das erbitterte Gefecht fort. Das dritte Schweizerregiment nahm den von 300 Calabresen besetzten Palast Gravina auf Monte-Oliveto, welcher dabei in Flammen aufging, das vierte endlich setzte sich in einem mörderischen Gefechte, nachdem es mehrfach zurückgeworfen worden war und einen großen Theil seiner Offiziere verloren hatte, in den Besitz der Straße Santa Brigitta und der von San Carlo nach dem Toledo führenden Gäßchen. Als der blutige Tag sich zu Ende neigte, war der Aufruhr überall niedergeworfen. Der letzte Rettungsversuch des Volkes hatte darin bestanden, daß man den mit einigen Kriegsschiffen im Hafen liegenden französischen Admiral Baudin um Hülfe bat; allein dieser lehnte jede Einmischung ab und begnügte sich damit, den König zur Milde zu ermahnen.

Ferdinand II. hatte gesiegt, allerdings mit beträchtlichen Opfern. Von seinen tapferen Schweizern allein waren 1 Major, 6 andere Offiziere und 21 Mann todt, 2 Obersten, 11 Offiziere und 181 Mann verwundet, und auch die Gardien hatten be-

deutend gelitten. War schon der Kampf selbst mit höchster Wuth und Blutgier durchgefochten worden, so erinnerten die ihn begleitenden und auf ihn folgenden Scenen an die wildesten Ereignisse des dreißigjährigen Krieges. Die Truppen selbst waren wenig geneigt, Milde walten zu lassen und stießen die meisten Bewaffneten, auf welche sie trafen, ohne weiteres nieder, mit ihnen aber zogen große Haufen zerlumpte Gefindels von Haus zu Haus — schon am Morgen hatten die Lazzaroni dem Könige ihre Unterstützung zugesichert — und mordeten, raubten und sengten, ohne daß Jemand ihrem Treiben Einhalt gebot. Einen großen Theil der Nacht hindurch dauerte das Gemüzel fort; als der Morgen des 16. anbrach, war in Neapel auf lange Zeit hinaus jeder Gedanke an einen Aufruhr erstickt.

Ferdinand war nicht eigentlich von Natur grausam, sondern bewies nur so lange eine schonungslose Härte, als irgend ein Widerstand sich seinem hartnäckigen Sinne entgegenstellte. So ließ er auch jetzt, da er seinen Willen durchgesetzt, sämtliche Gefangene, über 700 an der Zahl, frei und begnügte sich damit, einen Gerichtshof einzusetzen, welcher die Ereignisse des 15. untersuchen sollte. Nach längerem Zeugenverhöre erklärte später der Oberstaatsanwalt dieses Gerichtes: „Weitere Untersuchungen über den Ursprung dieses beklagenswerthen Ereignisses können nur zu Entdeckungen führen, welche der Regierung mißfallen könnten“ und thatsächlich wurde nach diesem kühnen Ausspruche das Verfahren von dem Obergerichtshof niedergeschlagen.

Das Ministerium hatte während des Aufstandes eine ziemlich traurige Rolle gespielt. Zwar wagte es, dem König Vorstellungen zu machen, erhielt aber nur die Antwort, daß die Zeit der Gnade jetzt vorbei sei, und mußte den Palast verlassen. Am nächsten Tage, dem 16., gab Ferdinand seinen bisherigen Berathern den Abschied und beauftragte den Prinzen Cariati, ein Cabinet zu bilden, dessen wichtigste Mitglieder Bozzelli und Ruggiero wurden. Am 17. wurde die Nationalgarde entwaffnet und das Standrecht eingesetzt, welches bis zum 14. Juni in Kraft blieb. Von dem Parlamente war keine Rede mehr. Es war auseinandergestoben, ein Theil seiner Mitglieder verhaftet worden.

Obwohl der Staatsstreich somit völlig geglückt war, glaubte Ferdinand doch noch nicht den früheren Absolutismus wieder einführen zu sollen und beschloß, den constitutionellen Schein auch fernerhin zu wahren. Während er Pepe's Truppen von dem Kampfplatze abberief und zurückbeordnete — ein Schritt, welcher, wie später zu berichten, der italienischen Freiheitsbewegung schweren Schaden brachte, veröffentlichte sein Minister Bozzelli ein Manifest, wodurch Neuwahlen auf den 15. Juni und die Eröffnung des Parlamentes auf den 1. Juli festgesetzt wurden. In der That trat die Volksvertretung, 83 Mitglieder stark, an dem bestimmten Tage zusammen und wurde, da der König seit dem 15. Mai seinen Palast nicht verließ, von dem Herzog von Serra Capriola begrüßt. An irgend eine erfolgreiche Thätigkeit der Kammer, in welcher sich fast nur Gegner des Ministeriums, geführt von Troja und Poerio befanden, war unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken. Die Minister, Bozzelli an der Spitze, kamen dem Parlamente nahezu mit offenem Hohne entgegen und geriethen, als die Kammer dem Könige eine Adresse mit der Forderung überreichen wollte, den König von Sardinien zu unterstützen, mit den Deputirten in heftigen Streit. Am 8. August wagte es das Unterhaus noch einmal, in einer von Savarese verfaßten Adresse um die Wiedereinsetzung der Nationalgarde zu bitten und ihr Bedauern über die Rückberufung der Truppen auszusprechen, allein der König ließ die Deputation nicht vor und vertagte am 4. September die Kammern, worauf am nächsten Tage eine große Schlägerei zwischen Constitutionellen und Lazzaronen stattfand und das Militär einschreiten mußte.

In Calabrien war in Folge der Ereignisse des 15. Mai eine umfangreiche revolutionäre Bewegung ausgebrochen, welche im Laufe des Sommers von dem General Nunziante mit schonungsloser Strenge unterdrückt wurde. Der Hauptstich der Auführer, Cosenza, wurde in den ersten Tagen des Juli von den neapolitanischen Truppen besetzt, und bald darauf durch Auflösung und Entwaffnung der Nationalgarde, Erschießung und Gefangennahme der Insurgenten und der mißliebigen Persönlichkeiten überhaupt die Ruhe wieder hergestellt. Die Sicilianer

hatten diesen Aufstand nach Kräften mit Geld, Waffen und Mannschaft unterstützt. Eine mehrere hundert Mann zählende Freiwilligenschaar setzte im Juli von der Insel nach Calabrien über, wurde aber, als sie sich nach dem Mißlingen ihrer Pläne nach Korfu flüchten wollte, gefangen genommen und in dem Fort St. Elmo zu Neapel eingekerkert.

Nachdem somit in dem eigentlichen Königreiche Neapel die Herrschaft Ferdinands II. wieder gefestigt war, hielt derselbe die Zeit für gekommen, um die Wiedereroberung Siciliens anzubahnen. Dort hatte sich inzwischen das Parlament, nachdem es die Absetzung der Bourbons ausgesprochen, mit der Wahl eines neuen Herrschers befaßt. Am 11. Juli wurde der zweite Sohn Karl Alberts von Sardinien, der Herzog von Genua, unter dem Namen Albert Amadeus I. zum König von Sicilien erklärt. Es war dies der England genehme Candidat, während sich Frankreich, von einer starken einheimischen Partei unterstützt, vergeblich für die Wahl des ältesten Sohnes des Großherzogs von Toscana verwandt hatte. Auch Prinz Ludwig Bonaparte hatte große Anstrengungen gemacht, um die Krone Siciliens zu erlangen, jedoch ohne irgend welchen Erfolg zu erzielen. Auf einem englischen Kriegsschiffe fuhr eine Gesandtschaft nach Genua, um mit dem Herzoge zu unterhandeln, langte aber zu einer unglücklichen Zeit dort an. In den Ebenen der Lombardei hatte sich der Nationalkrieg gegen die Oesterreicher bereits zu Ungunsten Italiens entschieden, Mailand war wieder in die Hände Radetzky's gefallen und Karl Albert tief entmuthigt mit den Resten seines Heeres auf dem Rückzuge nach Alessandria begriffen. Nahm sein Sohn die Krone an, so war ein Krieg mit Ferdinand von Neapel fast unvermeidlich, und einer solchen Eventualität war der Sardenkönig augenblicklich nicht gewachsen. Die Deputation erhielt einen ablehnenden Bescheid.

Während dieser Vorgänge rüstete Ferdinand eine große Expedition zur Unterwerfung der Insel aus. Den Oberbefehl vertraute er dem General Filangieri an, unter dessen Führung 16000 Mann, darunter als Kern der Armee 2 Schweizerregimenter zu je 1200 Mann standen. Zu Ende August schifften sich die Truppen zu Neapel ein, blieben aber, da sie keinen

Hafen zum Landen an der feindlichen Küste besaßen, vorerst bei Reggio liegen, um hier die Beschießung Messinas abzuwarten.

Die Citadelle dieser letzteren Stadt, welche sich auf der den Hafen umschließenden Landzunge erhob, war der einzige Punkt, auf welchem noch die neapolitanische Flagge wehte. Der Commandant, General Pronio, ein entschlossener Soldat, hatte die ihm anvertraute Feste bisher gegen alle Angriffe zu halten gewußt, worin er allerdings durch die Lässigkeit der Sicilianer in hohem Maße unterstützt worden war. Die Letzteren hätten Alles daran setzen müssen, um Ferdinand auch dieses letzte Bollwerk zu entreißen und dadurch eine Landung der neapolitanischen Truppen nahezu unmöglich zu machen. Statt dessen hatten sie sich damit begnügt, vom März bis zum September die Citadelle aus den in ihrem Besitze befindlichen Forts zu bombardiren, welche sich im Westen Messinas auf einer Hügelreihe hinzogen. Am meisten hatte durch diese Kanonade die dazwischen liegende Stadt selbst gelitten, um so mehr als zu wiederholten Malen bereits die Citadelle ihre Geschosse auf die Straßen und Häuser direkt gerichtet hatte. Der Muth der Einwohner war jedoch durch die ihnen drohende Gefahr keineswegs gebrochen. Die Stadt war mit Barrikaden und Sprengminen verschanzt, mit einer starken Besatzung und zahlreichem Geschütz versehen und Alles zum äußersten Widerstand entschlossen.

Vom 3. September ab begannen die Kämpfe, indem 2 neapolitanische und 1 Schweizer Bataillon einen Ausfall aus der Citadelle unternahmen und eine feindliche Batterie eroberten. Nachdem die folgenden Tage unter Plänkelleien verstrichen, erfolgte am 6. der Hauptangriff der aus Reggio herübergekommenen Macht, welche, 6000 Mann stark, sich eine Stunde südwärts der Stadt ausschiffte. Die Schweizer und neapolitanischen Jäger griffen mit großem Ungestüm die Vorstädte an und eroberten in blutigem Straßenkampfe einen Theil derselben, allein an der die eigentliche Stadt umschließenden Ringmauer brach sich die Kraft der königlichen Truppen und nach heißem Gefecht, welches sich besonders um das Magdalenenkloster drehte, mußten dieselben zurückweichen. Gleichzeitig war auch ein aus der Citadelle unternommener Ausfall blutig zurückgeschlagen worden.

Ein auffliegender Pulverkarren riß hier ganze Reihen des 3. Schweizerregimentes nieder.

Im neapolitanischen Lager herrschte am Abend des 6. große Entmuthigung. Einige Generale riethen bereits, sich wieder einzuschiffen, allein Filangieri, ein entschlossener Soldat, welcher unter Napoleon sich ausgezeichnet, erklärte, er ziehe den Tod dem Rückzug vor. Er griff nunmehr zu dem äußersten Mittel, den Troß Messinas zu brechen. Auf seinen Befehl eröffnete am nächsten Tage die Citadelle aus sämmtlichen Geschützen ein verheerendes Feuer auf die Stadt und setzte dasselbe drei Tage hindurch fort. Bald schlugen an zahlreichen Punkten die Flammen hervor, ganze Häuserreihen stürzten unter dem Bombardement zusammen, hunderte von Leichen bedeckten die Straßen. Ein großer Theil der 60—70 000 Köpfe zählenden Einwohner-schaft flüchtete sich auf die im Hafen liegenden fremden Schiffe, um dem Tode zu entgehen, allein die gesammte waffenfähige Mannschaft blieb zurück und setzte den Kampf gegen die eindringenden Soldaten mit äußerster Verzweiflung fort. Schritt für Schritt mußten sich die königlichen Truppen in einem wüthenden Straßengefechte ihren Weg bahnen. Das Magdalenenkloster wurde gestürmt, und von zwei Seiten drangen die ergrimten Soldaten in die Stadt ein. Die Schreckensscenen des 15. Mai wiederholten sich hier, nur daß zu dem allgemeinen Gemetzel auch noch der Brand der Häuser, der Kirchen und Klöster, selbst der mit Verwundeten angefüllten Hospitäler trat.

Am 9. September war Messina unterworfen, die Schweizerregimenter besetzten die Trümmer der Stadt. Filangieri hatte seinen Zweck erreicht und sein Heer gelandet. Allerdings waren seine Verluste beträchtlich: 150 Mann waren todt, mehr als 900 verwundet. Die Schweizer hatten nahezu ein Siebtel ihrer Leute verloren¹. Die Einbuße der Sicilianer war jedenfalls noch ungleich größer, wiewohl sie nie genau festgestellt worden ist.

¹ Die Angaben sind möglicherweise zu niedrig, da sie von einem entschiedenen Anhänger Ferdinands herrühren. (Kriegerische Ereignisse in Italien, I, 340.) Nach Soria (II, 153) hätten die Neapolitaner sogar 3000 Mann verloren.

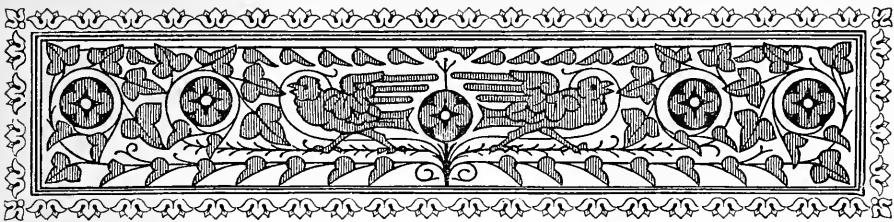
Keine seiner vielen harten und grausamen Maßregeln hat Ferdinand II. eine solche Verurtheilung seitens der öffentlichen Meinung zugezogen, als diese Zerstörung Messinas. Der Name „Re Bomba“, wie ihn seitdem seine Unterthanen bezeichneten, blieb an ihm haften und verknüpfte sich auch nach seinem Tode untrennbar mit der Erinnerung an ihn.

Hatte General Filangieri gehofft, durch die Einnahme Messinas die übrigen Städte in Schrecken zu versetzen und zur Unterwerfung zu veranlassen, so sah er sich darin getäuscht. Die Sicilianer erkannten wohl, daß sie den Fall Messinas zum Theil selbst verschuldet, indem sie die Vertheidiger fast ohne Unterstützung ließen — aus Palermo kamen kaum 200 Mann — und sie setzten unentwegt den Kampf fort. General Filangieri seinerseits hielt seine Kräfte nicht für ausreichend, um weitere große Unternehmungen zu wagen, und begnügte sich damit, Messina und die nächste Umgegend besetzt zu halten. Das einzige erwähnenswerthe Ereigniß war die Besitznahme des festen Platzes Milazzo durch die Neapolitaner.

In dieser Weise war der September verstrichen, als England und Frankreich, welche nach der Ablehnung der sicilianischen Krone durch den Herzog von Genua die Insel fast gänzlich ihrem Schicksal überlassen hatten, sich von neuem in das Mittel legten. Unter Vermittelung der Gesandten Rayneval und Napier wurde zu Anfang October ein Waffenstillstand abgeschlossen; eine Demarkationslinie, welche von Cap Tindaro über Noara nach Taormina lief, bezeichnete die Grenzen des neapolitanischen, eine ebensolche über S. Antonio, Pozzo di Gotto, Scaletta die des sicilianischen Gebietes. Das dazwischen liegende Land blieb neutraler Boden.

Durch diesen Vertrag war das Blutvergießen für dieses Jahr beendet und von neuem begann man beiderseits über einen gütlichen Ausgleich zu verhandeln.





II. Abschnitt.

Die französische Republik.

1.

Die provisorische Regierung.

Wenige Tage hatten hingereicht, um einen der mächtigsten Herrscher Europas in einen heimatlosen Flüchtling zu verwandeln. Um zwei Uhr Nachmittags war der Bürgerkönig, welcher etwa eine Stunde zuvor unter starker Cavallerie-Bedeckung die Tuilerien verlassen hatte, in St. Cloud angelangt. In Trianon vereinigte sich ein großer Theil der Familie, Louis Philipp selbst, seine Gemahlin, der Prinz August von Koburg nebst seiner Gattin, der Prinzessin Clementine, und seinen Kindern, der Herzog von Montpensier, die Herzogin von Nemours und ihre Söhne. Man trennte sich jedoch sofort wieder. Der König verblieb die Nacht vom 24. zum 25. Februar in dem Schlosse zu Dreux, immer noch in der Hoffnung, daß Paris seinen Entel als Herrscher angenommen und sich beruhigt habe. Erst am anderen Morgen wurde ihm die volle Gewißheit seines Sturzes. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; Louis Philipp und seine Gemahlin beschloßen, sich eilends nach den Küsten der Normandie und von da nach England zu retten. Im Morgenrauen des 26. erreichte das Ehepaar Lebrun, wie sich die Flüchtenden nannten, das nahe am Meere in der Gegend von Honfleur gelegene Landhaus eines Herrn de Berthuis, welches

der General Dumas, ein Verwandter des Besitzers, seinem Fürsten als Zufluchtsort empfahlen. Die Gefahr schien dringend; der König war unterwegs wiederholt angehalten und erkannt worden; wer konnte es wissen, daß seine Flucht nicht so wie einst die Ludwigs XVI. enden würde? Die Getreuen Louis Philipps wandten alle Mittel auf, um eine Gelegenheit zur Ueberfahrt über den Kanal zu erreichen, aber erst am 2. März gelang es durch Vermittelung des englischen Consuls Jones, das nach Southampton bestimmte Dampfschiff „Egypce“, welches in Havre vor Anker lag, zur Verfügung des Königs zu stellen. Auf einem Küstendampfer, dem „Currier“, begab sich Louis Philipp — oder vielmehr Mr. William Smith, wie sein englischer Paß lautete — nach Havre und rettete sich dort an Bord des „Egypce“. Am Morgen des 3. März langten der entthronte Herrscher und seine Gemahlin vor New-Haven an, woselbst sie um Mittag an das Land stiegen, und erreichten am 4. Claremont. Die Herzogin von Orléans, ihr Sohn, der Graf von Paris und der Herzog von Nemours hatten sich in das Invalidenhotel zurückgezogen und hier in vorläufiger Sicherheit den weiteren Gang der Ereignisse abgewartet. Bald zeigte es sich, daß nichts mehr zu hoffen war und man an die Flucht denken mußte. Die „Regentin“ begab sich mit ihrem Kinde, welches wenige Stunden hindurch die Krone Frankreichs getragen, nach dem der Frau von Montesquieu gehörigen Schlosse Vigny, und flüchtete von hier, nachdem ihr zweiter Sohn, der Herzog von Chartres, zu ihr gebracht worden war, nach zwei Tagen auf der Eisenbahn über Lille nach Ems.

Der Herzog von Nemours hatte in dem Hause Biestas, eines Freundes Odilon Barrots, Zuflucht gefunden, erreichte nach mannigfachen Abenteuern zu Wagen Boulogne und schiffte sich auf demselben Dampfboote ein, welches bereits dem Herzoge von Sachsen-Koburg mit seiner Familie als Asyl diente. Am 27. Februar betraten die Flüchtlinge bei Folkestone den Boden Englands. Mit den bisherigen, nach Paris zurückkehrenden Begleitern des Prinzen, Biesta und Aragon, fuhr in dem gleichen Zuge der Mann der Zukunft, Prinz Louis Napoleon Bonaparte, nach der französischen Hauptstadt.

Einen Tag später langte auch die Herzogin von Montpensier in Großbritannien an. Die in Afrika befindlichen Angehörigen des Hauses Orléans, der Herzog von Nemours und der Prinz von Joinville, hatten am 27. die Ereignisse des Pariser Aufstandes erfahren. Ihr Widerstand hätte, da sie über die Colonialtruppen Algiers und das Mittelmeer-Geschwader den Oberbefehl führten, der Gründung der Republik die ernstesten Schwierigkeiten bereiten, vielleicht sogar durch einen Bürgerkrieg dieselbe vereiteln können, doch zogen die Prinzen es, in einer Umwandlung eines wahren Patriotismus, vor, dem Willen der Nation zu weichen. Sie legten ihre Ämter und Würden nieder, schifften sich am 3. März ein und langten über Gibraltar am 21. desselben Monats in Dartmouth an, so daß nunmehr, von der Herzogin von Orléans und ihren Söhnen abgesehen, die gesammte Familie Louis Philipps die Gastfreundschaft des Inselreiches genoß.

Während so die Orléans in hastiger Flucht ihr Heil suchten, hatte sich in Paris eine „provisorische Regierung“ von elf Volksmännern eigenmächtig eingesetzt. Ueber die Gesinnungen und Absichten der neuen Behörde herrschte noch die größte Ungewißheit. Man wußte, daß verschiedene feindliche Strömungen ihre Vertreter in das Gouvernement gesandt hatten, und es mußte sich jetzt zeigen, welcher dieser Strömungen die Kraft, die anderen mit sich fortzureißen, innewohne.

Das Haupt der Regierung war Dupont, ein Mann von Ueberzeugungstreue und makellosem Charakter, aber durch die Last der Jahre gebeugt. Ihm zur Seite standen Arago, dann die Repräsentanten der Radikalen, Marie, Crémieux, Garnier-Pagès, Marrast.

Waren diese Männer die Vertreter der Bourgeoisie, so fand der vierte Stand in dem Haupte des Socialismus, Louis Blanc, wohl dem bedeutendsten Kopfe der provisorischen Regierung, seinen Verfechter. Ihm schlossen sich Flocon, und die sehr unbedeutende Persönlichkeit des „Arbeiters“ Albert als die Vertreter der communistischen Lehren an, während Ledru-Rollin mehr auf dem radikalen Standpunkte des Jakobinerthums als der Theorieen St. Simons sich bewegte.

Lamartine endlich bildete das Prinzip der Vermittelung zwischen diesen Gruppen. Mit ungewöhnlicher, wenn auch sehr phrasenhafter Beredsamkeit und persönlichem Muth begabt, schlagfertig und gewandt, hatte er sich in wenigen Tagen eine außerordentliche Popularität erworben, die allerdings so rasch, als sie gekommen, wieder schwinden sollte, nachdem der unerbittliche Gang der Ereignisse den Beweis erbracht, daß Lamartine zwar ein guter Dichter, aber nie mehr als ein mittelmäßiger Staatsmann war.

So spiegelten sich in der Zusammensetzung der provisorischen Regierung die Parteiverhältnisse wieder. Auf der einen Seite die „blauen“ Republikaner, die Männer der Bourgeoisie, welche nur eine politische Revolution wollten, auf der anderen die Socialisten, die Anhänger des gesellschaftlichen Umsturzes, geringer an Zahl, aber verwegener, thatlustiger und geschickter geführt, und zwischen diesen endlich, wie überall auf der Welt, die große Masse der Vermittelnden, der Unentschlossenen und Willenlosen.

In Paris war durch den Sturz des Julikönigthums, die Einsetzung der provisorischen Regierung, die Errichtung der Republik die Aufregung noch lange nicht beschwichtigt. Noch standen in allen Straßen, von Kampfeslustigen besetzt, die Barrikaden; die geheimen Gesellschaften und socialrevolutionären Gruppen agitirten auf das Eifrigste, und an mehreren Punkten begann die Zerstörungswuth des Volkes ihr Werk. Zahlreiche Buchdruckereien wurden von den durch die Einführung neuer Maschinen erbitterten Arbeitern verwüstet; vor allem aber wandte sich der Zorn der Blusenmänner den Eisenbahnen zu, durch welche sie sich in ihren Lebensbedingungen geschädigt glaubten. Auf der Nordbahn gingen acht Stationen, 25 Wärterhäuschen, 75 Wagen, zahlreiche Schuppen und Geräthe aller Art in Flammen auf. Ebenso wurden auf den Bahnen St. Germain und Rouen mehrere Gebäude und namentlich die Brücken niedergebrannt.

Angriffe auf das Privateigenthum fanden nur vereinzelt statt. So wurde zu Suresnes das dem Banquier Salomon Rothschild gehörige, mit Schätzen und Kostbarkeiten aller Art angefüllte Schloß durch die Einwohnererschaft der umliegenden

Dörfer eingeeäschert, welche auf diese Weise ihrem übrigens grundlosen Zorne über die Getreidespekulationen Rothschilds Ausdruck gab. Von den königlichen Schlössern traf Neuilly dasselbe Schicksal; die übrigen, St. Cloud, Meudon, Chantilly, Rambouillet, wurden durch die Bemühungen der provisorischen Regierung gerettet.

Die eigentliche Stadt blieb allerdings vor solchen Zerstörungsscenen bewahrt, allein die Stimmung der Bevölkerung war auch hier keine friedfertige zu nennen. Das Volk war in die Tuileries eingedrungen und hatte hier wie in dem Palais Royal mannigfache Verheerungen angerichtet. Die Tuileries wurden längere Zeit durch einen Haufen von einigen hundert Individuen occupirt, welche den Versuchen, sie zu entfernen, hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Erst nach mehreren Tagen gelang es Courtais, sie durch eine Kriegslist aus dem Gebäude herauszulocken. Große Menschenmassen lagerten die ganze Nacht auf den Straßen und besonders vor dem Stadthause, in welchem die provisorische Regierung unermüdlich thätig war. So brach der Morgen des 25. Februar an.

Die ersten Maßregeln der elf Männer waren eine allgemeine politische Amnestie, und die Erklärung gewesen, daß das Vaterland die Kinder der im Kampfe Gefallenen adoptiren und die Republik für die Verwundeten und deren Familien Sorge tragen werde. Es handelte sich jetzt vor allem darum, eine Exekutivgewalt zu schaffen und die Regierung den Ueberfällen und Bedrohungen des „Volkes“ zu entziehen, welches in immer größeren Massen sich um das Stadthaus scharte. Die verhassten Municipalgardisten durfte man nicht verwenden; die Nationalgarde war in sich gespalten und von Mißtrauen gegen ihre höheren Führer erfüllt, die Armee gänzlich entmuthigt und der Auflösung nahe.

In dieser schwierigen Lage verfiel die Regierung auf ein sehr glückliches Mittel, sich eine Truppenmacht zu schaffen. Die „Kinder von Paris“, jene halbwüchsigen Burschen der Straßen, welche bei allen Tumulten und Revolutionen eine hervorragende Rolle spielten, sollten zu einer „Mobilgarde“ organisirt und in 24 Bataillone eingetheilt werden. Der

General Duvivier erhielt den Oberbefehl über dieses neugeschaffene Corps, dessen Mitglieder einen täglichen Sold von $1\frac{1}{2}$ Franken beziehen sollten, eine Summe von hinreichender Höhe, um große Mengen von Freiwilligen heranzuziehen.

Die Nationalgarde wurde durch den neuen Commandanten, General Courtais, reorganisiert. An die Armee hatte die Regierung ein Manifest veröffentlicht, welches dieselbe unter Berufung auf ihren Patriotismus beschwor, die Sache des Volkes zu der ihrigen zu machen. Das Heer, welches während der ganzen Revolution keine besondere Kampflust bewiesen hatte, stand der neuen Wendung der Dinge nicht feindlich gegenüber. General Bedeau berief die höheren Offiziere zu einer Versammlung und theilte als Resultat derselben der provisorischen Regierung die Unterwerfung der bewaffneten Macht mit. Die letzte Kaserne, die das Volk noch nicht eingenommen hatte, die von Oberst Sauboul vertheidigte Pepinière, öffnete ihre Thore, und auch die Besatzung des Forts Vincennes, welche eine ziemlich feindselige Haltung zeigte, mußte sich zu der Anerkennung der Regierung bequemen. Am Abend erschienen die Schüler von St. Cyr, gegen 600 Köpfe stark, vor dem Stadthause, um sich dem Vorgange der Armee anzuschließen. Der Sieg der Revolution war vollständig.

In den revolutionären Massen selbst aber gährte es ununterbrochen weiter. Die eigentliche treibende Kraft des Aufruhrs, die Socialisten und Communisten, waren mit dem Ausgange der Erhebung noch nicht zufrieden. Die Einführung der Republik, für die anderen das Endziel ihrer Bestrebungen, war für sie nur der erste Schritt zu der Gründung des socialistischen Zukunftsstaates, wie er in den Theorien St. Simons und seiner Nachfolger bereits fertig dastand. Von der provisorischen Regierung, deren Mehrzahl aus „blauen“ Republikanern bestand, konnten sie eine freiwillige energische Förderung ihrer Pläne kaum erwarten, Grund genug für die socialrevolutionären Gruppen, ohne Weiteres die Agitation gegen die neue Obrigkeit zu beginnen. Nachdem schon den ganzen Vormittag des 25. hindurch mächtige Menschenmassen unter Lärmen und Schreien das Stadthaus umlagert, drang gegen Mittag eine neue Fluth

von Blumenmännern heran. Einem ihrer Führer, einem gewissen Marche, gelang es, sich durch die lebendigen Mauern zu drängen, welche rings das Gebäude umgaben. Die Flinte in der Hand, trat er in der höchsten Aufregung in den Sitzungssaal der Regierung, in welchem sich zur Zeit Lamartine, Blanc, Garnier-Pagès, Arago und Marrast befanden, und brachte ungestüm die Forderungen der Arbeiter vor. „Bürger! — die Organisation der Arbeit — das Recht auf Arbeit in einer Stunde! — das Volk will es! — es wartet. . .!“ Mit Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, daß man nicht in einer Stunde die Organisation der Arbeit durchführen könne, und er begnügte sich nun damit, die darauf bezügliche Petition eines gewissen de Lanch, Redacteur der «Democratie pacifique», vorzulegen.

Die Mitglieder der Regierung sahen, daß etwas geschehen müsse, um die Socialisten zu beruhigen. Es entspann sich eine sehr erregte Debatte; Louis Blanc suchte seinen Theorien Geltung zu verschaffen, Lamartine und seine Anhänger traten ihm entschieden entgegen, Garnier-Pagès hielt vom Fenster aus eine Ansprache an das Volk, um dessen Ungeduld zu beschwichtigen.

Das Ergebniß dieser Verhandlungen bildete folgendes zuerst von Blanc und Garnier-Pagès, dann von sämtlichen elf Regenten unterzeichnete Schriftstück, das wichtigste und folgenschwerste, welches die provisorische Regierung erließ.

„Französische Republik.

Paris, 25. Februar 1848.

Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, für die Existenz des Arbeiters durch seine Arbeit Gewähr zu leisten.

Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu garantiren.

Sie erkennt es an, daß sich die Arbeiter mit einander verbinden müssen, um den rechtmäßigen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen.

Die provisorische Regierung giebt die aus der Civilliste fällige Million den Arbeitern, welchen sie gehört.“

Kurz vorher noch hatten Lamartine und seine Genossen erklärt, daß sie das Volk in keiner Weise betrügen, ihm daher auch nichts versprechen wollten, zu dessen Erfüllung sie nicht die feste Absicht besäßen. Und doch konnte die folgenschwere Bewilligung des Rechtes auf Arbeit, die sie jetzt erklärten, nur einer solchen Regierung ernst sein, die entschlossen war, das gesammte Staatswesen überhaupt in socialistischem Sinne umzugestalten. Ohne eine solche radikale Umwälzung aller Productionsverhältnisse blieb die „Organisation der Arbeit“ ein Spiel mit den Träumen und Wünschen der Proletarier, ein Spiel, dessen blutiger Ernst sich in den Greueln der Junischlacht offenbaren sollte.

Der Ansturm der Socialisten war jedoch durch diese Bewilligung nicht abgeschlagen. Wenige Stunden später drängte sich eine neue Menge heran; rothe Fahnen flatterten in der Schaar, Schüsse krachten, und ein betäubender Lärm, aus welchem deutlich der stürmische Ruf: „Die rothe Fahne! — die rothe Fahne!“ hervortönte, stieg zu dem Stadthause empor. Lamartine, Garnier-Pagès und Marie waren die einzigen augenblicklich anwesenden Mitglieder der provisorischen Regierung; die Gefahr drängte — was die Aufpflanzung der rothen Fahne bedeutete, konnten sie sich nicht verhehlen. Es war die Absetzung der Regierung, die Errichtung der rothen Republik, die Schreckensherrschaft der ersten Revolution. Gelang es nicht, die Massen zu beruhigen, zu zerstreuen, so waren die Folgen unberechenbar.

In diesem kritischen Augenblicke zeigte Lamartine eine Haltung, welche manche seiner späteren Schwächen und Fehler auszugleichen vermag. Während Garnier-Pagès von einem Fenster aus ohne sonderlichen Erfolg zu der Menge sprach, stieg Lamartine zu den bewaffneten Schaaren herab, aus deren Mitte ihm unablässig der Ruf nach der rothen Fahne entgegentönte. Kaum gelang es ihm Anfangs, sich verständlich zu machen, allein bald drang seine Stimme siegreich durch; der Lärm verstummte, Alles hing gespannt an den Lippen des Dichters, dessen große Rednergabe heute einen ihrer größten Triumphe feierte. „Bis zum Tode“, schloß er seine Ansprache, „werde ich dieses blutige Banner von mir stoßen, und ihr müßt es noch mehr verab-

scheuen als ich! — Die rothe Fahne, die ihr uns bringt, hat, durch das Blut des Volkes geschleift, 91 und 93 den Weg um das Marsfeld gemacht, die Tricolore aber hat die Welt durchzogen, mit dem Namen, dem Ruhme, der Freiheit des Vaterlandes!"

Die Wirkung dieser zündenden Worte war eine große; ein stürmischer Enthusiasmus erfaßte das heißblütige Volk, die rothen Fahnen verschwanden und fielen zerrissen auf das Pflaster, der Ruf: „es lebe die Republik!“ — „es lebe die provisorische Regierung!“ ertönte von allen Seiten. Die Gefahr war beschwichtigt.

In Folge dieses Vorfalles erließ die Regierung unverzüglich Verordnungen, in welchen die dreifarbige Fahne mit der Inschrift „Französische Republik“ zum Nationalbanner erklärt und der gallische Hahn als das Wappenthier Frankreichs bezeichnet wurde.

Der ereignißreiche 25. Februar ging zu Ende. Die provisorische Regierung hatte sich standhaft behauptet, auch der Widerstand, welchen der Polizeipräsident und Socialist Causfidière und sein Genosse Sobrier zu leisten versuchten, war vergeblich gewesen. Die Regierung trat des Abends wieder vollzählig zusammen, nachdem während des Tages ein Theil der Mitglieder sich ihren Ministergeschäften gewidmet hatte, erließ ein neues beruhigendes Manifest und erklärte sich in Permanenz. Die Nacht verging ruhig, doch noch war die Zeit der Kämpfe nicht vorbei.

Der Morgen des 26. zeigte dasselbe Bild wie der des vorhergegangenen Tages. Wieder erfüllten schreiende und lärmende Haufen den Platz vor dem Stadthause, wieder erschien hier und da die rothe Fahne und flatterte sogar — allerdings nur kurze Zeit — von dem Standbilde Heinrichs IV. herab. In dem Schooße der Regierung selbst erneuerte sich der Farbenstreit. Louis Blanc wollte die rothe Flagge nicht missen und setzte bei seinen Collegen wenigstens das Eine durch, daß ein von der Regierung erlassenes Manifest die rothe Rosette zum Nationalabzeichen erklärte. Auch der Schaft der Tricolore, zu deren Inschrift jetzt noch die Worte: „Freiheit — Gleichheit —

Brüderlichkeit“ hinzugefügt wurden, sollte die Cocarde tragen. Außerdem erschien ein neuer Aufruf an das unten harrende Volk. Die Eingangssätze dieses ziemlich nichtsagenden Manifestes lauteten, wie folgt: „Das Königthum, unter welcher Form es auch auftreten mag, ist abgeschafft. Kein Legitimismus, kein Bonapartismus, keine Regentschaft mehr! Die provisorische Regierung hat alle erforderlichen Maßregeln getroffen, um die Wiederkehr der alten oder die Ankunft einer neuen Dynastie unmöglich zu machen“.

Louis Napoleon war um diese Zeit bereits auf dem Wege nach Paris begriffen.

Bald darauf erließ die Regierung gemäß der Anerkennung des „Rechtes auf Arbeit“ und der Nothwendigkeit der „Organisation der Arbeit“ folgende inhaltschwere Verordnung:

„Im Namen des französischen Volkes! Die provisorische Regierung der Republik verordnet die unverzügliche Errichtung von National-Werkstätten. Der Minister der öffentlichen Arbeiten (Marie nicht L. Blanc) ist mit der Vollziehung des gegenwärtigen Befehles beauftragt.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung.“

Diese Maaßregel war, wie Garnier-Pagès versichert, „weder der Ausfluß eines machiavellistischen Gedankens, noch einer socialistischen Theorie, sondern entsprang dem Drange der Verhältnisse, welcher kein Zögern und keinen Aufschub gestattete“, und es ist wohl anzunehmen, daß die nicht communistisch gesinnten Mitglieder der Regierung ohne verrätherische Hintergedanken den Aufruf unterzeichneten. Allein jedenfalls waren sie sich der Tragweite ihrer Handlungen nicht ganz klar, erwogen sie nicht, daß die — später plötzlich erfolgte — Aufhebung der Werkstätten eine offenbare Rechtsverletzung in sich schließen mußte, und mithin nur eine solche Regierung, der es wirklich mit der Organisation der Arbeit ernst war, dieselbe in Angriff nehmen durfte.

Es sei schon hier erwähnt, daß in den ersten Wochentagen des März die Errichtung der Werkstätten unter Vermittelung eines gewissen Thomas begann. Die Absicht, nur die in Paris befindlichen Arbeiter zuzulassen, mußte bald als undurchführbar

aufgegeben werden. Die Stockung des Handels und Verkehrs, die natürliche Folge der Revolution, hatte nicht nur in Paris, sondern in noch höherem Grade in den Provinzen die Massen der Handarbeiter brotlos gemacht. So waren namentlich in Lyon, der reichen, von einer heißblütigen Bevölkerung erfüllten Fabrikstadt, die Volksmassen in eine solche Gährung gerathen, daß die Regierung eilends hatte Arago dorthin entsenden müssen. Allen diesen Feiernden winkte nun in Paris ein sicherer und leichter Verdienst, kein Wunder, daß nicht nur aus ganz Frankreich, sondern selbst aus Belgien Schaaren von Blusenmännern eintrafen, und die Anzahl der Arbeiter, welche Anfangs 16 000 betragen hatte, unaufhaltsam stieg. Schon zu Ende März waren 28 350 Personen in den öffentlichen Werkstätten beschäftigt. Ein jeder dieser Arbeiter erhielt zwei Franken täglich, während die Staatsfinanzen bereits dem Bankerotte entgegengingen, und, um die Folgen des unglücklichen Beschlusses zu vervollständigen, mußte die Regierung zunächst nicht einmal genug Arbeit für so viele feiernde Hände zu verschaffen.

An die Einführung der öffentlichen Arbeitsstellen schloß sich eine von Lamartine befürwortete, mit höchstem Enthusiasmus begrüßte Maßregel an, die Abschaffung der Todesstrafe, ein neuer Beleg, daß die zweite Republik nicht die Bahnen der ersten zu wandeln beabsichtigte. Nach dem Willen der äußersten Radikalen, welche bereits die Guillotine wieder aufgerichtet sahen, war dieser Entschluß allerdings nicht. Louis Blanc hatte sich am 25., an welchem Tage Lamartine zuerst seinen Gedanken geäußert, demselben heftig widersetzt, am nächsten Tage aber nachgegeben.

Mit der Todesstrafe wurde auch der Eid in politischen Dingen verbannt. Es schien, als ob ein Vorgefühl die Regierung jenen Meineid ahnen lasse, durch welchen sich drei Jahre später der Mann des 2. December auf den Thron schwang.

Endlich wurde noch am Abend beschlossen, Louis Philipp und seiner Familie die Mittel zur Flucht zu gewähren. Die Angst, in welcher der entthronte Herrscher an den Küsten der Normandie umherirrte, war grundlos. Die provisorische Regierung wollte weder ihn noch seine Rathgeber zur Rechenschaft ziehen.

Als die Nacht des 26. hereinbrach, hatte sich die Stellung der elf Männer unleugbar stark gefestigt. Von dem 27., einem Sonntage, zu welchem ein großes Verbrüderungs- und Freiheitsfest angelegt war, mußten sie ihre endgültige Bestätigung erwarten.

Schon vom frühen Morgen des 27. ab herrschte auf allen Straßen, besonders aber auf dem Bastilleplatz, ein reges Treiben. Um zwei Uhr Nachmittags bewegte sich ein feierlicher Zug nach der Julisäule. Von berittener Bürgerwehr, den Offizieren von St. Cyr, den Polytechnikern und einer mächtigen Menschenmenge geleitet, begaben sich die Mitglieder der provisorischen Regierung unter den Klängen der Marseillaise nach der Julisäule, an deren Fuße bereits die Behörden, die Generalität, das Offiziercorps und zahllose Zuschauer versammelt standen. Es folgten die üblichen Ansprachen, von Arago, Dupont und Crémieux gehalten, und eine Parade der Nationalgarden. Kein Mißton störte das Fest. Der Ruf: „Es lebe die Republik“ und stürmischer Beifall empfing die Regierung, wo sie sich zeigte, und bewies, daß die große Masse des Pariser Volkes mit der Herrschaft der elf Männer einverstanden sei.

Ein ähnliches Versöhnungsfest, wenn auch viel kleineren Umfanges, fand einige Tage darauf am Grabe Armand Carrel's, des am 24. Juli 1836 von Girardin im Duell erschossenen Publizisten statt, und am 4. März wurde am Fuße der Julisäule eine Gedächtnißfeier zu Ehren der in der Februarrevolution Gebliebenen abgehalten.

Der 27. Februar hatte der Regierung den Beweis geliefert, daß sie sich thatsächlich auf das Volk stützte. Ihre Stellung wurde von jetzt ab eine ganz andere. Zahlreiche Behörden und Körperschaften, wie die Handelskammer, der Ackerbaucongreß, der Staatsrath, der Rechnungs-, der Cassations- und Appellationshof, das Tribunal, die Akademie der Medizin, die Gesellschaft der Wissenschaften, der Schriftsteller, der Dramatiker, der Musiker, der Autoren und Componisten, der Maler, Bildhauer und Architekten, drückten der provisorischen Regierung ihre Ergebenheit aus. Selbst der Marschall Bugeaud zeigte am 28. dem Kriegsminister Subervie an, daß er seinen Degen dem Gouvernement zur Verfügung stelle. Die Geistlichkeit, den Erzbischof von Paris,

Denis Affre, an der Spitze, schloß sich dem Vorgange des Militärs an. Die Führer der constitutionellen Gruppen in der zer sprengten Deputirtenkammer, Odilon Barrot, Thiers, Duvergier de Hauranne, Rémusat, Malleville u. A., erklärten sich bereit, die Regierung zu unterstützen. Was die Prätendenten betraf, so sahen deren Anhänger wohl ein, daß ein offener Widerstand gegen den Gang der Ereignisse unthunlich sei. Schon am 25. Februar schrieb Berryer, der Wortführer des Legitimismus, an seine Wähler in Marseille, daß es sich vor Allem darum handele, die provisorische Regierung zu halten, und der Prinz von Polignac, der Sohn des Ministers Carl X., trat freiwillig in ein Bataillon der Mobilgarde ein. Noch größeren Eifer entfalteten die Bonapartisten. Der letzte lebende Bruder des großen Corsen, Jérôme Bonaparte, dann Napoleon und der Sohn Lucians, Pierre Napoleon, versicherten die Regierung ihrer Ergebenheit. Das bedeutsamste dieser Schreiben aber war dasjenige, welches Louis Napoleon, der Kaiser der Zukunft, an die Volksmänner richtete.

„Das Volk von Paris hat durch seinen Heldenmuth die letzten Spuren der fremden Invasion getilgt. Ich eile aus meinem Exile herbei, um mich unter das soeben entrollte Banner der Republik zu stellen.

Ohne einen andern Ehrgeiz, als den, meinem Vaterlande zu dienen, kündige ich den Mitgliedern der provisorischen Regierung meine Ankunft an und versichere sie meiner Anhänglichkeit an die von ihnen vertretene Sache, wie meiner Sympathieen für ihre persönlichen Eigenschaften.

Empfangen Sie die Versicherung dieser Gefühle.

Paris, den 29. Februar 1848.

Louis Napoleon Bonaparte.“

Der Aufenthalt Napoleons in Paris war nicht von langer Dauer. Die provisorische Regierung, welche fürchtete, daß aus seiner Anwesenheit in der Hauptstadt neue Verwickelungen entstehen möchten, forderte ihn auf, sich auf das Land zurückzuziehen, ein Befehl, welchem der Prinz unverzüglich Folge leistete.

Von den Vertretern der fremden Mächte erkannte zunächst der Gesandte der Vereinigten Staaten, M. R. Ruß, die Regierung an. Die meisten anderen folgten.

Durch die Huldigung aller Parteien und maßgebenden Persönlichkeiten gestützt, konnte sich die Regierung jetzt ungehindert der Ordnung und Leitung des Staatslebens hingeben. Die wichtigste Maßregel, welche sie zunächst vornahm, bezog sich wiederum auf die sociale Frage und war von der treibenden Kraft der Revolution, der communistischen Partei, veranlaßt. Am 28. Februar nämlich begab sich eine Anzahl von 2000 Arbeitern vor das Stadthaus und forderte stürmisch die Errichtung eines „Ministeriums des Fortschritts“.

Der Gedanke eines solchen Ministeriums entstammte, wie nicht anders zu erwarten, Louis Blanc, welcher mit großem Eifer für die Verwirklichung desselben eintrat. Seine Collegen widerstanden; es entspann sich eine heftige Debatte, zu deren Schlusse der Socialistenführer seine Absicht, zu demissioniren, aussprach. Ein solcher Schritt, der eine völlige Spaltung der Regierung, die Aufhebung ihrer Autorität bedeutete, mußte unter allen Umständen verhindert werden. Man suchte L. Blanc zu versöhnen und schlug ihm vor, eine Commission zur Untersuchung aller auf die Arbeit und die Arbeiter bezüglichen Fragen einzusetzen, deren Vorsitz er führen sollte. Louis Blanc erklärte sich damit einverstanden, ging hinab und beruhigte die Arbeiter, welche unter Abfingung der Marseillaise sich entfernten.

Am 1. März fand im Palais Luxembourg die erste Sitzung dieser Commission statt. Es zeigte sich, daß die Arbeitgeber, erschreckt durch das Umsichgreifen der socialistischen Bewegung, zu Concessionen jeder Art bereit waren, so daß man sich sofort darüber einigen konnte, die Arbeitszeit in Paris von elf auf zehn Stunden, in den Provinzen von zwölf auf elf Stunden täglich herabzusetzen. Nachdem sich in den folgenden Tagen die Commission mit dem Projecte der Gründung von „Arbeiterstädten“ beschäftigt, forderte sie durch Vermittelung der Regierung die Arbeiter auf, zu einer Versammlung, die am 10. März stattfinden sollte, je drei Vertreter für jedes Handwerk zu entsenden. Zur festgesetzten Zeit wurde die Sitzung eröffnet; in demselben Saale des Palais Luxembourg, in welchem noch vor wenigen Wochen die Großen Frankreichs, die Mitglieder der Paris=

Kammer getagt, hatten sich jetzt 250 Blusenmänner eingefunden, um den Worten L. Blancs zu lauschen, welcher das Programm der Commission darlegte. Zu der nächsten Versammlung, am 17., hatte die Regierung auch Vertreter der Arbeitgeber, gleichfalls drei für jede Industrie, eingeladen. Das Ganze nahm mehr den Charakter eines aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzten Parlaments als einer Commission an. Louis Blanc und neben ihm als Vicepräsident Albert leiteten mit unermüdlichem Eifer die Verhandlungen, welche vergeblich das alte und ewig neue Räthsel der socialen Frage zu lösen trachteten.

Inzwischen hatte die provisorische Regierung den Adel und alle Orden, mit Ausnahme der Ehrenlegion und der Juli-Decoration, abgeschafft — wozu später die Aufhebung der Sklaverei in den Colonieen kam — und durch zwei Sachverständige, Cormenin und Isambert, das Wahlgesetz ausarbeiten lassen, welches darauf am 5. März im „Moniteur“ veröffentlicht wurde. Das Gesetz war kurz und bündig. Die Wahlen wurden zu dem 9., die Zusammenkunft der Nationalversammlung zu dem 20. April ausgeschrieben. Jeder unbescholtene Franzose von 21 Jahren besaß das active, jeder, der das 25. Jahr erreicht, das passive Wahlrecht. Die Wahlen sollten allgemein, direct und geheim sein, die Zahl der Volksvertreter 900 betragen. Auch der Armee wurde das Wahlrecht zuerkannt.

Die Stellung Frankreichs dem Auslande gegenüber wurde durch ein Circular an die Gesandten präcisirt, welches, von Lamartine als Minister des Auswärtigen verfaßt, am 5. März im „Moniteur“ erschien. Das langathmige, in einem der Diplomatie ungewohnten Pathos geschriebene Schriftstück erregte großes Aufsehen. Sein Inhalt besagte in kurzen Worten, daß die französische Republik sich zwar nicht mehr an die Verträge von 1815 gebunden erachte, aber bemüht sei, den Frieden mit allen Nachbarstaaten zu erhalten. „Der Ruhm verblendet den Patriotismus. Der Glanz eines sieggekrönten Namens verhüllt den Angriff auf die Souveränität des Volkes. Die Republik will den Ruhm — ohne Zweifel, — aber sie will ihn für sich selbst, nicht für einen Cäsar oder Napoleon!“

Während die Regierung somit bemüht war, auch nach außen alle Schritte des einstigen Jakobinerthums zu vermeiden, und anderseits sämmtliche europäische Staaten so sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren, daß sie nicht an Krieg gegen Frankreich denken konnten, glaubte man doch in Paris der umfassendsten Sicherheitsmaßregeln gegen etwaige Angriffe des Auslandes nicht entrathen zu können. Auf Lamartines Vorschlag wurde beschloffen, am Rhein, am Var, in den Pyrenäen Armeen aufzustellen und die im Budget festgesetzte Zahl von 382000 Soldaten um 220000 zu erhöhen. Eine „Commission zur Organisation der nationalen Vertheidigung“ wurde eingesetzt, welche alsbald einen Specialcredit von 114 Millionen Francs verlangte.

Diesen Forderungen, verbunden mit den Ausgaben, welche die Nationalwerkstätten und die Erledigung der laufenden Geschäfte nöthig machten, war die Staatskasse nicht mehr gewachsen. Einem Bestande von 192 Millionen stand ein Debet von 900 Millionen gegenüber, die Einnahmequellen versiegten bei dem Stocken des Handels und Verkehrs zum größten Theile, und ein Staatsbankerott schien unabwendbar. Goudchaux, der Finanzminister, hatte, an der Lösung der Situation verzweifelnd, schon am 5. März seine Entlassung eingereicht. Garnier-Pagès wurde sein Nachfolger, während die Regierung an seiner Stelle Marrast zum Maire von Paris ernannte. Man entschloß sich nunmehr zu den außerordentlichsten Maßregeln; eine National-Anleihe wurde ausgeschrieben, die Güter der Orléans zum Theile veräußert, die Staatswaldungen verpfändet, die directen Steuern um 45 Centimes auf den Frank erhöht und Banknoten mit Zwangskurs ausgegeben, späterhin sogar die Sparkassen-Einlagen über 100 Francs nicht baar zurückgezahlt, sondern durch Staatsschuldscheine ersetzt.

Die Aufregung in Paris war inzwischen nicht gewichen. Die Zeiten der ersten Revolution mit ihrem lärmenden Straßentreiben, ihrer zügellosen Presse und den allmächtigen Klubs schienen zurückzukehren. Die Zeitungstempel und die Cautions waren aufgehoben, eine ganze Reihe von Blättern, meist der radikalsten Gesinnung, schoß empor. Außer den schon früher

bestandenen Zeitungen: «Débats», «Constitutionnel», «Siècle», «Commerce», «l'Union», «Patrie», «Courrier français», «Presse», «National», «Reforme», erschienen jetzt die: «Assemblée Nationale», «Liberté», «République», «Vraie République», «Ami du Peuple», «Peuple constituant», «Commune», «Démocratie pacifique», «Populaire», «l'Atelier» und andere. Einen noch weit größeren Aufschwung hatte das Vereinswesen genommen, zumal die politische Amnestie einer ganzen Reihe von Verschwörern, Blanqui an der Spitze, die Kerkerthüren geöffnet hatte. Von diesem Letzteren war der gefürchtetste Klub, die «Société républicaine centrale» gegründet worden. Unter dem Einflusse Caussidières und Sobriers stand der «Club des droits et des devoirs», dem «Club des droits de l'Homme» saß Villain vor. Im Saale Montesquieu fanden die «Réunions Jeariennes» unter Cabets Präsidium statt, die Fourieristen hatten sich in der «Démocratie pacifique» vereint, während das «Centre actif» sämtliche Socialisten zusammenhielt. Weiterhin gab es einen «Club du deux Mars», einen «Club démocratique central», eine «Société républicaine et patriotique de l'Atelier», dann die Klubs «de l'Egalité», «des Prévo-yants», «du Progrès démocratique», «des Amis fraternels de la Montagne», «du Faubourg St. Antoine», «des Travailleurs», «de Popincourt», ein «Comité de Elections pour l'Assemblée nationale», ein «Comité central des Elections générales».

Weiterhin entstand ein «Club des Décorés et des Blessés de Juillet», eine «Association républicaine pour l'Enseignement nationale»; die Offiziere, Handlungsdiener, Beamten, Typographen, die Protestanten, die Provençalen und Auvergnaten schlossen sich zusammen. In der Folge entstand außer dem «Club de barreau de Paris» der «Club des amis de noirs» und der «Club de la fraternité universelle». Die Frauen gründeten den «Club de l'émancipation des femmes» und den «Club des Vésuviennes», die Taubstummen vereinigten sich in der «Société centrale républicaine des sourds et muets de France». Endlich wurde als Centralleitung des Ganzen der „Klub der Klubs“ gegründet.

Jedes Arrondissement hatte seinen eigenen Verein; die in Paris lebenden Deutschen, Polen, Italiener und Belgier schlossen sich zu Klubs zusammen.

Die Gesamtzahl aller dieser Verbindungen stieg rasch von 150 — dies war ihr Stand zu Ende März — bis auf das Doppelte.

Diese vielfältig unter einander gespaltenen und sich gegenseitig befehlenden Klubs waren das Heer, über welches L. Blanc und seine Genossen befehligten. Die Führer der Socialisten wußten es, daß hinter diesen Vereinen die große Masse des „Volkes“, die Blumenmänner und Proletarier standen, und waren entschlossen, ihre Macht auszunutzen.

Der Verlauf des März und April in Paris wird im wesentlichen durch den Kampf zwischen den gemäßigt-republikanischen Mitgliedern der provisorischen Regierung und den socialrevolutionären Klubs dargestellt, ein Kampf, welcher sich bis zu dem Zusammentritt der Nationalversammlung durchaus zu Ungunsten der rothen Republikaner entschied. Die Klubführer waren unzufrieden mit dem Gange der Dinge. Die Nationalwerkstätten erfüllten nicht die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt, obwohl die Zahl der Arbeiter stetig zunahm; die Commission im Palais Luxembourg arbeitete ihnen zu langsam und verlor sich in theoretische Erörterungen. In der provisorischen Regierung selbst endlich vermochten L. Blanc und sein Schildknappe Albert gegen Lamartine, Garnier-Pagès und Genossen nicht mit ihren Plänen durchzubringen.

Unter diesen Umständen stellte die socialistische Partei eine überraschende und auf den ersten Blick befremdende Forderung auf. Sie verlangte die Verschiebung der Wahlen zu der Nationalversammlung. Blanqui, Barbès und die sonstigen Communistenhäupter wußten sehr wohl, daß die Provinzen — von einzelnen großen Fabrikstädten abgesehen — ihren Lehren unzugänglich waren, und mithin die Mehrzahl des neuen Parlamentes eine ablehnende Haltung gegen den Communismus einnehmen werde. Es galt mithin, die Zeit bis zum Zusammentritte jener Versammlung zu benutzen. Die provisorische Regierung war keine legale Behörde; man mußte versuchen, sie zu terrorisiren oder,

wenn sie fest bleiben sollte, durch ein neues revolutionäres Directorium zu ersetzen.

Die Regierung traf gerade in dieser Zeit, in der ersten Hälfte des März, verschiedene Maßregeln, welche eine große Aufregung hervorriefen. Sie hatte die bisherigen Präfecten der Departements, welche sich unter dem Guizot'schen Regimente zum großen Theile in Wahlumtriebe und Wahlbeeinflussungen jeder Art eingelassen hatten, durch Regierungscommissäre ersetzt. Bedru-Rollin hatte als Minister des Innern diese Commissäre angestellt und am 12. März seinen jakobinischen Neigungen folgend und, ohne seine Collegen zu befragen, durch ein im „Moniteur“ veröffentlichtes Circular mit Vollmachten ausgerüstet, welche es jenen an die Hand gaben, die Scenen der ersten Revolution in den Provinzen zu erneuern. Ihre Herrschaft sollte eine „revolutionäre“ und unbegrenzte sein, die Militär- und Civilbehörden sich ihnen unterordnen.

Thatsächlich befolgten die Commissäre die Instructionen allerdings nicht, sondern traten überall mit großer Vorsicht und Schonung auf, aber der Anstoß zu einer heftigen Zeitungsfehde und einer allgemeinen Aufregung war gegeben. Die Regierung selbst beschloß, bei Gelegenheit eine beruhigende Kundmachung zu verbreiten und in Zukunft wichtige Erlasse nur in gemeinsamer Berathung zu beschließen.

Bald darauf wurden die bisher bei jeder Legion der Nationalgarde bestandenen Grenadier- und Voltigeur-Compagnieen aufgehoben, was eine große Unzufriedenheit erzeugte. Die Bürgerwehr protestirte gegen die Auflösung ihrer Elitecorps und beschloß, eine Kundgebung zu veranstalten. Gleichzeitig betrieben die Clubs mit größtem Eifer eine Demonstration, welche die Verschiebung der Wahlen der Regierung nahelegen sollte. Von zwei Seiten stieg das Ungewitter über dem Stadthause herauf.

Schon am Morgen des 16. März herrschte jene lebhafteste Bewegung auf den Straßen, durch welche sich gewöhnlich der Ausbruch von Unruhen anzukündigen pflegte. Gegen zwei Uhr Nachmittags hatte sich die Nationalgarde versammelt und setzte sich nach dem Stadthause in Bewegung. Die ersten Anzeichen waren drohend; Arago und Bedru-Rollin wurden mit Schreien

und Pfeifen empfangen; selbst der Commandeur der Bürgerwehr, General Courtais, vermochte erst nach langen Bemühungen zum Worte zu kommen und die Versammelten aufzufordern, eine Deputation in das Stadthaus zu schicken. Dies geschah; in einer längeren Rede hielt Arago den Abgeordneten der Bürgerwehr die Gefahren vor, die sich aus solchen Demonstrationen entwickeln mußten, und versicherte sie der besten Absichten der Regierung. Seine Worte machten Eindruck; die Deputation zog sich, nachdem der Sekretär der Regierung, Pagnerre, ihr noch einige beruhigende Aufklärungen gegeben hatte, zurück, die Compagnieen zerstreuten sich, die Gefahr war für diesen Tag abgewandt.

Allein für den nächsten Morgen war — unter dem Vorwande einer Gegenmanifestation — eine allgemeine Arbeiterkundgebung angezettelt, deren Folgen unberechenbar sein mußten. Durch Anwendung der Gewalt konnte die provisorische Regierung sich nicht zu schützen hoffen; die Nationalgarde war, wenn auch für den Augenblick beruhigt, doch ganz unzuverlässig, die Mobilgarde im Entstehen begriffen und größtentheils aus dem Arbeiterstande entnommen, die Zahl der Linientruppen sehr gering. Gelang es den Klubs, die großen Massen des Volkes gegen die Regierung zu führen, so war deren Fall unvermeidlich.

Eine Commission von dreißig Individuen hatte die Leitung der Demonstration in die Hand genommen und trat am 17., Morgens 9 Uhr, zusammen. Bald füllten sich die Straßen mit Arbeitermassen, immer neue Schaaren strömten herzu, die große Allee der Champs-Élysées bedeckte sich mit einer Menge von mehr als 150 000 Menschen. Gegen 11 Uhr setzte sich die ganze Masse, in Reihen geordnet, nach dem Stadthause in Marsch. Die Haltung der Versammelten war eine ruhige und friedfertige, allein an der Spitze des Zuges, denselben führend und leitend, zogen, 4—5000 Mann stark, die Klubbisten, Blanqui und Genossen als Führer voran, und geleiteten den Ausschuß der Dreißig bis zu dem Regierungsgebäude. Die Abordnung wurde vorgelassen und verlas eine Adresse, in welcher sie die Entfernung der Truppen, die Verschiebung der Wahlen zur Nationalgarde bis zum 5. April, der zur Nationalversamm-

lung bis zum 31. Mai forderte und mit einer ziemlich unverhüllten Drohung schloß.

Louis Blanc und Lamartine antworteten und überzeugten in einer längeren Rede die Abgeordneten, daß die Regierung von dem besten Willen beseelt sei, den Wünschen des Volkes Rechnung zu tragen. Die Dreißig begaben sich zufrieden, schüttelten Lamartine die Hand und begaben sich zu dem Volke zurück, welches mit Ungeduld den Erfolg der Verhandlungen erwartete und sich die Zeit mit der Absingung der Marseillaise und des Liedes der Girondisten verkürzte. Die provisorische Regierung war der Volksdeputation gefolgt; als sie auf einer in der Eile hergerichteten Tribüne erschien, begrüßte sie stürmischer Beifall der versammelten Zehntausende, — ein Beweis, daß den breiten Schichten des Volkes der Gedanke, die Regierung zu stürzen, fremd war. Unter andauernden Hochrufen defilirte die Menge an dem Stadthause vorbei nach der Julisäule zu, hörte mit Beifall die an verschiedenen Orten von Crémieux, Ledru-Rollin u. A. gehaltenen Reden und ging dann ruhig aus einander. Der gefürchtete 17. März war vorüber.

Die Folgen des Tages äußerten sich in verschiedener Weise. Zunächst boten Blanc und Albert ihre Demission an, zogen dieselbe aber auf Zureden ihrer Collegen wieder zurück. Was die in der Adresse enthaltenen Wünsche betraf, so beschloß die Regierung mit sieben gegen drei Stimmen, bei den Wahlen der Nationalgarde den bestimmten Tag festzuhalten. Auch zu Gunsten der Beibehaltung des Termins für die Parlamentswahlen liefen aus den Provinzen zahlreiche Zuschriften und Berichte der Commissäre ein, doch beschloß man, hierin dem Willen der Clubs nachzugeben. In der Sitzung des 26. März wurden die Wahlen zu der französischen Nationalversammlung auf den 23. April, der Zusammentritt der Körperschaft auf den 4. Mai verschoben.

Die Stimmung in der Hauptstadt blieb immerhin noch eine sehr erregte. Am 29. März kam es vor dem Redaktionsbureau eines mißliebigen Blattes, der von Girardin geleiteten „Presse“, zu Ansammlungen und Tumulten, auf dem Marsfelde fanden in den nächsten Tagen große Demonstrationen der Clubs statt. Die Regierung nahm zur selben Zeit Veranlassung, ihre Polizei-

macht zu verstärken, indem sie die aus Februar-Kämpfen zusammengesetzte und zur Bewachung des Stadthauses dienende «Garde républicaine» auf 600 Köpfe brachte, und das Corps der «Gardiens de Paris» schuf. Am 19. März legte Subervie sein Amt nieder, dessen Anstrengungen der greise General nicht gewachsen war, und übernahm an Gérards Stelle das Kanzleramt der Ehrenlegion, während Arago, nachdem Cavaignac abgelehnt, sein Nachfolger im Kriegsministerium wurde. In den Commandostellen der Armee wurden bald darauf zahlreiche Veränderungen vorgenommen. Am 17. April erschien ein Dekret, welches 38 Divisions- und 27 Brigade-Generale, sowie 30 Stabs-offiziere zur Disposition stellte.

Die Socialisten entwickelten inzwischen die größte Thätigkeit, um die Scharte des 17. März auszuweken; die vielfachen und eingehenden Unterhandlungen, welche als Vertreter der Regierung Lamartine mit den Clubhäuptionern, Blanqui, Raspail, Barbès, Sobrier, Cabet u. s. w. pflog, hatten keinen Erfolg. Eine neue große Demonstration wurde beschlossen. Der Anstoß hierzu ging von dem „Arbeiter-Parlamente“ im Palais Luxembourg aus, welches sich zur gründlicheren Berathung der socialen Frage in mehrere Unterabteilungen, die „Allgemeine Arbeiter-Commission“, die „Commission der Arbeitnehmer und Arbeitgeber“, die „Commission der besonders in der politischen und socialen Oekonomie Erfahrenen“, endlich in ein Wahl- und ein Executivcomité gespalten hatte. Von diesem letzteren «Comité d'action» wurde eine Wiederholung der Manifestation des 17. März auf Sonntag, den 16. April, festgesetzt. Versammlungspunkt sollte das Marsfeld, Schlagwort die „Organisation der Arbeit“ und die „Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“ sein.

Vom 14. April ab gerieth alles in Bewegung. Das Palais Luxembourg trat mit den öffentlichen Werkstätten in Verbindung, die Clubs agitirten, ihre Centralleitung, der „Club der Clubs“, erklärte sich in Permanenz. Andererseits traf auch die Regierung alle Anstalten, um dem drohenden Sturme zu begegnen. Der 15. verstrich unter Berathungen, welche nach Lage der Dinge zu keinem Beschlusse führen konnten. Man vermochte wohl die dringendsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen, das Stadthaus zu

befehlen, Patrouillen durch die Straßen ziehen zu lassen u. dgl., allein die Entscheidung des Tages lag darin, ob die Nationalgarde die Regierung unterstützen oder den Dingen ihren Lauf lassen werde. In aller Eile schaffte man noch die Salzsteuer ab, um das Volk günstig zu stimmen, und sah dann den Ereignissen entgegen.

Der Morgen des 16. April bot die gewohnten Symptome einer Straßenbewegung; große, meist zwecklos umherziehende Menschenmassen, Fahnen mit Inschriften aller Art, die Klänge der Marseillaise und des Girondistenliedes, die Ansprachen der Volksredner. Wiederum umringten gegen Mittag unabsehbare Massen das Stadthaus, ohne daß man recht die Stimmung derselben zu erkennen vermochte, abgesehen von derjenigen der Klubs, welche offen ihre Umsturzlpläne zur Schau trugen. Inzwischen hatte Lamartine den General Dubivier, den Commandeur der Mobilgarde, beschworen, zum Schutze der Regierung heranzurücken, und gleichzeitig Ledru-Rollin, mit der Erklärung, „er wolle nicht die Republik und Frankreich Blanqui in die Hände spielen“, den General de Courtais aufgefordert, die Bürgerwehr zu versammeln. Die Marmtrommel tönte durch die Straßen und bald bot sich Lamartine, Marrast und ihren Genossen, welche in höchster Spannung an den Fenstern des Stadthauses standen, ein überraschender und erfreulicher Anblick. In rascher Folge erschienen hinter einander die Bataillone der Mobilgarde, die Legionen der Bürgerwehr, mit den Polytechnikern und Medicinern und der Schule von St. Cyr vereint, auf dem Platze. Immer neue Abtheilungen rückten nach, selbst der Socialist Barbès marschirte an der Spitze der von ihm befehligten 12. Legion zum Schutze der Regierung vor Blanqui heran. Bald waren die Schaaren der Demonstranten von allen Seiten umringt, von einander abgeschnitten, und jeder Versuch eines Aufruhrs zur Unmöglichkeit gemacht. Hunderttausend Nationalgardien hielten das Stadthaus besetzt, der Anblick dieser imposanten Macht genügte, um erst die Klubführer zum Rückzuge, dann die Arbeiter zum Auseinandergehen zu veranlassen.

Kurz nach vier Uhr begaben sich Dupont, Marie, Crémieux, Carnot, Garnier-Pagès, Bethmont, Pagnèvre u. A., welche im

Finanzministerium den Verlauf des Tages abgewartet hatten, in das Stadthaus. Stürmischer Jubel, in welchen sich vielfach die Rufe: „Nieder mit den Communisten!“ mischten, begleitete sie auf ihrem Wege. Bis gegen Mitternacht defilirten die Nationalgarden und Arbeiter vor dem Stadthause vorbei, die ganze Stadt war festlich beleuchtet. Die Klubs hatten eine völlige Niederlage erlitten.

Am 20. April fand, auf Anordnung der provisorischen Regierung, eine große Versöhnungsfeier, das „Fest der Verbrüderung“ statt. Noch einmal schien sich an diesem Tage der Riß zwischen dem dritten und vierten Stande zu schließen. Die Spitzen der Behörden und die eben erst dem Kerker entronnenen politischen Gefangenen, die Generale des Julikönigthums und die Kämpfer des 24. Februar, die Vertreter der Geislichkeit und die Häupter der Klubs, alle diese heterogenen Elemente vereinigten sich an diesem Tage inmitten der nach Hunderttausenden zählenden Festtheilnehmer zu einer Feier, welche alle politischen und sonstigen Gegensätze auslöschen sollte. Bis spät in die Nacht währte der Vorbeimarsch der Nationalgarden vor der Regierung, welche, am Fuße des «arc de l'étoile» stehend, den Deputationen der Armee die neuen Fahnen übergab. In friedlichster Eintracht verlief das Fest, von welchem der „Moniteur“ am nächsten Tage erklärte, „noch nie hat die Weltgeschichte bei irgendwelchem Volke ein so großartiges Schauspiel erblickt“. Acht Wochen später sollte allerdings die Welt ein noch großartigeres Schauspiel, die Junischlacht, sehen.

2.

Die Nationalversammlung.

Drei Tage nach diesem Feste, am Ostersonntag, begannen die Wahlen zur Nationalversammlung. Sämmtliche Parteien hatten eifrig gearbeitet, um die Aeußerung des Volkswillens zu beeinflussen. Es hatten sich, wie bereits erwähnt, verschiedene Wahlcomités gebildet, Emissäre reisten in den Provinzen umher, und die von der Regierung eingesetzten Departements-

Commissäre bemühten sich eifrig, die Bevölkerung zur Anerkennung der Republik zu stimmen. An einzelnen Orten führte die Hitze des Wahlkampfes Tumulte und selbst ernste Aufstandsversuche herbei, so in Limoges und namentlich in Rouen. In letzterer Stadt wurden Barrikaden errichtet — ihre Zahl soll 37 betragen haben — das Militär mußte, von General Gérard geführt, einschreiten und stellte nach blutigem Kampfe die Ruhe wieder her. Der 23. April kostete hier 11 Menschen das Leben; 76 wurden schwer verwundet, von welchen einige zwanzig noch späterhin starben.

Bald zeigte es sich, daß das Gesamtergebniß der Wahlen ein für die radicalen Republikaner und zumal für die Communisten und Socialisten höchst entmuthigendes war. Die Häupter der Klubs waren in Paris und den Seinedepartements gänzlich unterlegen. Keiner von ihnen erhielt mehr als 20000 Stimmen. Der Mann des Tages war Albert Lamartine. Er war in zehn Departements gleichzeitig gewählt worden und hatte $2\frac{1}{4}$ Millionen Stimmen, darunter 259800 des Seinebezirks, auf sich vereinigt. Auch die übrigen 33 Vertreter des letzteren Departements, Dupont, Arago, Garnier-Pagès, Marie, Marrast u. A. gehörten fast ausschließlich der „blauen“ Republik an. Der Jakobiner Ledru-Rollin war erst als der 24., der Socialistenführer Louis Blanc als der 27. gewählt worden. Die Genossen des letzteren, Barbès, Raspail, Huber, Flotte, Cabet, Sobrier, waren sämmtlich unterlegen.

Konnten sich die gemäßigten Republikaner ihres Sieges freuen, so war dieses Gefühl bei den Monarchisten noch mehr gerechtfertigt. Legitimisten, Orleanisten und in geringerem Maße die Bonapartisten hatten ihre Rechnung bei den Wahlen gefunden. Von den Anhängern Heinrichs V. war der Führer Berrher mit zahlreichen Genossen, von den Clericalen de Montalembert gewählt worden. Die bekannten Parteiführer in der Deputirtenkammer des Julikönigthums kehrten, mit Ausnahme des später gewählten Grafen Molé und Thiers, fast sämmtlich zurück, so Dufaure, Rémusat, Odilon Barrot, Duvergier de Hauranne, de Beaumont, de Malleville. Alles in Allem hatten die Monarchisten wohl 130 Sitze errungen, aber auch unter denjenigen

Volkvertretern, welche sich nicht offen zu der Fahne der Napoleoniden oder Bourbonen bekannten, gab es manche, deren republikanische Ueberzeugung keine unerschütterliche war.

Um die Mittagstunde des 4. Mai wurde die Nationalversammlung in einem großen Saale des Palais Bourbon, welchen man in der Eile hergerichtet, feierlich eröffnet. „Kein Parlament einer Monarchie hätte einen Begriff des Schauspiels geben können, welches die neue Versammlung darbot. Die Zahl der Volkvertreter war so groß, daß man eher hätte glauben können, einen zu Berathungen versammelten Klub vor sich zu sehen, als einen Staatskörper, welcher im Begriffe stand, mit der Ausübung der Souveränitätsrechte zu beginnen. Die Verschiedenheit der Haltung, der Sprache, der socialen Stellung, selbst der Kleidung vermehrte noch die Verwirrung. Die alten politisch Verfolgten, ein Barbès, Baune, Martin Bernard, saßen neben ihren einstigen Richtern. Angehörige des Instituts, Mitglieder der Behörden, hohe Würdenträger stießen sich an Arbeiter, welche Gesetzgeber geworden waren wie sie. An der Seite der Bauern aus dem Westen, welche noch ihre ländliche Kleidung trugen, sah man Caussidière, welcher, sei es aus Excentricität, sei es aus Gehorsam gegen die Anordnungen der provisorischen Regierung (— welche es für nöthig gehalten hatte, durch ein Dekret vom 30. April das Costüm der Volkvertreter festzusetzen —) die Tracht des Convents, eine weiße Weste mit breiten Aufschlägen, trug. Von dem dunkeln Hintergrund der schwarzen Gewänder hoben sich die violetten Soutanen der Bischöfe und die weiße Robe des P. Lacordaire ab. Kein Band, keine vorgängige Uebereinstimmung zwischen allen diesen Menschen, welche aus allen Richtungen der Windrose die Laune des allgemeinen Stimmrechtes hier vereinigt hatte.“

Der große Vorsprung, welchen die Franzosen vermöge ihrer längeren Erfahrung vor den anderen Nationen auf dem Gebiete des politischen Lebens besaßen, trat in den Eingangsverhandlungen ihrer Nationalversammlung besonders klar zu Tage. Von dem allgemeinen Wirrwarr, den unnützen Interpellationen und Anträgen, den unfruchtbaren theoretischen Erörterungen, mit welchen die deutschen Volkvertretungen ihre Zeit verloren, war

wenig oder nichts zu finden. Ohne Zeitverlust und Abschweifungen wurden die schwebenden Fragen in Angriff genommen und in einer Zeit erledigt, in welcher das Frankfurter Parlament beispielsweise kaum über die ersten allgemeinen Erörterungen hinausgekommen wäre.

Vom Justizministerium am Vendôme-Platz aus hatten sich die Mitglieder der bisherigen provisorischen Regierung nach dem Sitzungssaale begeben, woselbst Dupont de l'Éure die Volksvertreter begrüßte und mit einem Hoch auf die Republik schloß. Damit war die erste und wichtigste Frage, die Frage der Beibehaltung der republikanischen Staatsform, nahegelegt. Von allen Seiten, namentlich von Ollivier, Berger und Arago wurde die feierliche Anerkennung der Republik gefordert und im Laufe des 4. Mai nicht weniger als sieben Mal von der Versammlung ausgesprochen. Gegen Abend erschien auf Verlangen des den Sitzungssaal umlagernden Volkes die provisorische Regierung, von dem gesammten Parlamente begleitet, vor dem Palais Bourbon und wurde mit stürmischen Hochrufen auf die Republik empfangen.

Nachdem am folgenden Tage an Stelle des Alterspräsidenten Audry de Puyraveau der Deputirte Buchez zum Vorsitzenden der Versammlung mit einer schwachen Mehrheit — 386 von 727 Stimmen — erwählt und die Wahlprüfungen und sonstigen Formalitäten erledigt waren, legte am 6. Lamartine an Duponts Stelle Rechenschaft über die Maßnahmen der provisorischen Regierung ab. Seine lange Rede wurde günstig aufgenommen und anhaltender, einstimmiger Beifall begleitete seine Schlußworte: „Möge einst die Geschichtschreibung unseres theueren Vaterlandes, weit ab und unterhalb der Schilderung der französischen großen Thaten, mit Rücksicht den Bericht dieser drei Monate einzeichnen, welche wir im leeren Raume, zwischen einer gestürzten Monarchie und einer entstehenden Republik zugebracht haben —; möge sie an Stelle der dunkeln und vergessenen Namen jener Männer, welche sich dem allgemeinen Wohle geopfert haben, nur zwei Namen auf ihren Seiten einschreiben, den Namen des Volkes, welches alles rettete, den Namen Gottes, welcher alles segnete — auf den Grundlagen der Republik!“

Es folgten die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung und sonstigen Persönlichkeiten, welche als Minister u. s. w. ein besonderes Amt verwaltet hatten, um der Versammlung die Resultate ihrer speciellen Thätigkeit vorzulegen. Flocon, Albert, Marraff, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Crémieux, Carnot, L. Blanc, Arago, Marie, Bethmont bestiegen nach einander die Tribüne. Die Versammlung zeigte sich von sämmtlichen Ausführungen befriedigt und sprach sich am 8. Mai beinahe einstimmig — nur der Socialist Barbès und drei Genossen schlossen sich nicht an — dahin aus, „daß die provisorische Regierung sich wohl um das Vaterland verdient gemacht habe“.

Damit waren Lamartine und seine Collegen von der schweren Verantwortung befreit, welche ein Vierteljahr auf ihnen gelastet. Die legitime Behörde war jetzt die Nationalversammlung, und es fragte sich nur, in welcher Weise dieselbe am zweckmäßigsten ihre Herrschaft ausüben sollte.

Daß das aus 900 Köpfen bestehende Parlament nicht unmittelbar, sondern nur durch einen, von ihm eingesetzten Ausschuß regieren könne, sah Jeder ein; allein über die Machtvollkommenheit, welche dieser Commission zu Theil werden sollte, gingen die Ansichten sehr aus einander, indem die Conservativen mehr zur Einsetzung eines parlamentarischen Ministeriums, die Radicalen und Demokraten mehr zur Errichtung einer förmlichen Executivcommission neigten. Am 8. Mai stellte der Deputirte Dornès einen Antrag in letzterem Sinne. Er forderte die Einsetzung einer aus fünf Köpfen bestehenden Regierung und ging so weit, dem Hause die Namen der Auszuwählenden — Lamartine, Arago, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès und Marie — vorzuschlagen. Diese Zusammenstellung, und besonders der Name des Jakobiners Ledru-Rollin erregte mannigfache Bedenken; eine sofort gewählte Commission von 18 Mitgliedern beschloß noch am Abend, dem Hause die Verwerfung des Antrages Dornès zu empfehlen, und schon schien, als am 9. die Sitzung eröffnet wurde, das Schicksal des Antrages entschieden, als Lamartine ungestüm für denselben in die Schranken trat und die Versammlung auf seine Seite zog. Die Errichtung eines Parlamentsministeriums wurde mit 411 gegen 385 Stimmen verworfen

und die Uebertragung der Regierungsgewalt an eine fünfgliedrige Commissjon beschlossen. Am 10. fand die Wahl statt. Auf Arago vereinigten sich die meisten — 725 — Stimmen; ihm folgte mit 715 Stimmen Garnier-Pagès und mit 702 Marie. Erst als vierter erschien Lamartine mit 643 Stimmzetteln auf der Liste — das erste Anzeichen, welches den Niedergang seiner unermesslichen Popularität ankündigte. Ihm schloß sich als letzter Ledru-Rollin mit einer ganz geringen Majorität, 458 Stimmen, an. In den nächsten Tagen wurde das Cabinet formirt. Bastide und Jules Favre erhielten das Aeußere, Recurt das Innere, Duclerc die Finanzen, Crémieux die Justiz, Carnot, der Sohn des berühmten Kriegsministers der ersten Revolution und Vater des Präsidenten der dritten Republik, den öffentlichen Unterricht, Trélat die öffentlichen Arbeiten, Bethmont den Cultus, Flocon Handel und Ackerbau. Marineminister wurde der Admiral Cazy, das Portefeuille des Krieges wurde bis zum Eintreffen Cavaignacs dem Oberstlieutenant Charraas anvertraut. Marrast und Caussidière blieben in ihren Stellungen als Maire von Paris und Polizeipräsident.

Die gesammte Zusammensetzung der neuen Executivbehörde gehörte nach der politischen Gesinnung zum Theil selbst nach den Persönlichkeiten der gemäßigt republikanischen Majorität der gewesenen provisorischen Regierung an. Die Minorität jenes Elfer-Ausschusses, L. Blanc und Albert, waren jetzt völlig übergegangen.

Die Communisten konnten sich keinen Illusionen über die Behandlung hingeben, die sie von Seiten der Nationalversammlung zu gewärtigen hatten. Bei der Zusammensetzung der Regierung hatte man sie nicht berücksichtigt; ihre Anträge, so namentlich die Forderung eines „Fortschrittministeriums“, welche Louis Blanc am 10. Mai aussprach, wurden fast einstimmig zurückgewiesen.

Unter diesen Umständen wurde die Mißstimmung unter den Anhängern L. Blancs immer größer. Von einem großen Eintrachtsfeste, welches auf den 11. Mai angesagt war, hielten sie sich demonstrativ fern, und bald konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Häupter der Klubs einen

gewaltthätigen Handstreich gegen die Nationalversammlung im Schilde führten.

Den Vorwand zur Vorbereitung des Angriffes bot die Polenfrage. Zu Gunsten der unterdrückten Polen, deren Aufstand im Großherzogthum Posen um diese Zeit bereits niedergeschlagen war, sollte am 15. nach dem Beschlusse Sobriers, Hubers und der übrigen Socialistenführer eine große Demonstration stattfinden.

Auf beiden Seiten mußte man wohl, daß die Polenfrage, so viele Sympathieen sie auch unter der Pariser Bevölkerung besitzen mochte, nichts Anderes als das Mittel war, eine möglichst große Menschenmenge auf den Boulevards zu versammeln und dann die blinden Massen gegen das Palais Bourbon in Bewegung zu setzen. Die Regierung traf die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln, um namentlich die Nationalversammlung, für deren Sicherheit und Freiheit sie verantwortlich war, an dem kritischen Tage zu schützen. Es wurde beschlossen, am 15. die gesammten, wenig zahlreichen Linientruppen und die Garnisonen von Vincennes, Versailles, St. Denis, Fontainebleau u. s. w., ferner die Mobilgarden und je tausend Mann von jeder Bürgerwehrlegion bereit zu halten. Auf der Nationalgarde lastete die Hauptverantwortlichkeit des Tages; ihr fiel die Besetzung der wichtigsten Straßen und Plätze, ihr — und zwar der besonders conservativ gesinnten 1. Legion — die Bewachung des Palais Bourbon zu. Am Abend des 14. ertheilte der Chef der Nationalgarde, General de Courtais, dem Obersten der Bürgerwehr seine Befehle. Der General war jedoch, wie der nächste Tag zeigen sollte, seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen. Des Operirens mit größeren Abtheilungen — er war früher Escadronschef gewesen — und des Befehlens ungewohnt, gab er unklare, zweideutige und mißverständliche Anordnungen und bereitete so die Scenen des 15. vor.

Die Nacht verging ruhig und noch in den ersten Morgenstunden des 15. zeigte Paris keine ungewöhnliche Bewegung. Allein von 9 Uhr ab begannen sich die Straßen zu füllen, die Führer der Clubs erschienen auf dem zum Sammelpunkte aus-
ersehenen Bastillenplatz, die communistischen Gesellschaften, die

Mitglieder der Arbeitercommission im Palais Luxembourg, die Blumenmänner, zahlreiche Schaulustige folgten. Gegen halb 11 Uhr Mittags betrug die Zahl der Versammelten nahe an 25 000. Ueber die Haltung der Menge konnte kein Zweifel sein. Zwar ertönten ab und zu Hochrufe auf Polen, zwar flatterten polnische, irländische und italienische Fahnen in dem Zuge, aber überall erklangen die Aeußerungen des Zornes gegen die Nationalversammlung, welche sich selbst tägliche Diäten von 25 Francs ausgesetzt habe und dem armen Manne seine dreißig Sous mißgönne. Volksredner haranguirten die Versammlung, welche über den Boulevard du Temple nach dem Madeleineplatz zog, die Gemüther erhitzen sich immer mehr, die Gefahr wuchs augenscheinlich.

Die Regierung, welche sich im Petit-Luxembourg befand, traf, von den Ereignissen unterrichtet, rasche und kräftige Maßregeln. Die Garnisonen der Nachbarstädte erhielten den Befehl, unverzüglich nach Paris zu marschiren, gegen Blanqui — welcher übrigens nur ungeru an der Manifestation theilnahm —, Flotte, Lacambre und andere Klubführer wurden Verhaftungsbefehle erlassen. Alsdann trennte man sich. Arago und Garnier-Pagès blieben in dem Palais Luxembourg; Marie, Lamartine, Ledru-Rollin begaben sich zu der Nationalversammlung.

Die fehlerhaften Anordnungen de Courtais' machten sich jetzt immer mehr fühlbar. Die einzelnen Abtheilungen der Bürgerwehr marschirten planlos nach verschiedenen Punkten; andere blieben, auf bestimmte Befehle wartend, unthätig stehen, und die Verwirrung erreichte einen solchen Grad, daß der wichtigste Punkt, die Brücke an der Place de la Concorde, völlig unbesetzt blieb, obwohl die erste und später die vierte Legion allerdings sehr unbestimmte Befehle erhalten hatten, sich hier aufzustellen.

Ungehindert bewegten sich die Manifestanten inzwischen immer weiter vorwärts, bereits mit der ausgesprochenen Absicht, in die Nationalversammlung einzudringen. Vergebens warf sich ihnen Courtais persönlich entgegen; man ließ ihn nicht zu Worte kommen, schob ihn zur Seite und drängte nach der Ein-

trachtsbrücke, woselbst nur einige Hundert National- und Mobilgarden den Zugang zu dem Palais Bourbon bewachten. Die erste Legion, welche diesen wichtigsten Punkt innehalten sollte, stand inzwischen, auf bestimmte Befehle wartend, seit dem Morgen an der Mairie des ersten Bezirks. Ihr Commandeur de Trach, hatte die Anordnungen Courtais' vom vorhergehenden Abend falsch aufgefaßt.

Die schwache Besatzung der Brücke machte, durch das Benehmen des Generals entmuthigt, Platz und ließ die anströmenden Massen sich bis an die Mauern des Palais Bourbon wälzen, woselbst, als einzige verfügbare Truppe, ein Bataillon Mobilgarde stand. Allein die Haltung dieser jungen Mannschaft war eine schwankende; sie weigerte sich, das Bajonett aufzupflanzen, und während man noch die Zeit mit fruchtlosen Verhandlungen vergeudete, erschienen bereits die Manifestanten am Eingange. Noch hoffte Courtais, den Andrang der Menge zu bannen, indem er eine Deputation von fünfzig bis sechzig Personen, Raspail und Blanqui an der Spitze, selbst in das Innere hereinließ, allein es war zu spät. Von allen Seiten drangen die Massen ungestüm ein; vergebens versuchte Lamartine, wie es ihm schon mehrmals geglückt, durch seine Rednergabe die Volkswuth zu bändigen. Er mußte das Sinken seiner Popularität schmerzlich erfahren; der Ruf: „Tod dem Lamartine!“ scholl ihm entgegen, er vermochte nicht zu Worte zu kommen.

In der Versammlung standen Interpellationen über die Lage Polens und Italiens auf der Tagesordnung. Es befand sich eben der Deputirte Wolowski auf der Tribüne, als verworrenes Geschrei das Nahen des Volkes ankündigte und gleich darauf die ersten Insurgentenhaufen unter Hochrufen auf Polen in die Kammer eindrangen. Noch versuchte Wolowski, durch Zurufe seiner Collegen ermuthigt, seine Rede fortzusetzen, allein bald zwang ihn das zunehmende Getöse, abzubrechen. Seine Worte, wie die Versuche des Präsidenten, Ordnung zu schaffen, verhallten spurlos in dem zunehmenden Lärme.

Binnen Kurzem bot die französische Volksvertretung daselbe Bild, wie es am 24. Februar die Abgeordnetenkammer in ihrer

letzten Sitzung gezeigt hatte. Lobende Volksmassen, die Socialistenführer an der Spitze, erfüllten den Saal, die Deputirten beiseite drängend und niederschreiend. Mit Mühe war es L. Blanc, von welchem der Präsident einen Versuch zur Wiederherstellung der Ordnung erhoffte, gelungen, zu Worte zu kommen. Allein seine Ausführungen vermehrten nur die bereits herrschende Anarchie, da er die Verlesung der von dem Volke mitgebrachten Manifestation forderte. In der That bestieg der Socialist Raspail, welcher dem Parlamente nicht einmal als Mitglied angehörte, die Tribüne und verlas eine Petition, in welcher die Wiederherstellung Polens, auf friedlichem oder auf gewaltsamem Wege, gefordert wurde.

Die Unordnung wurde jetzt immer größer, Barbès und Blanqui sprachen von den Tribünen zu den Massen, während es Ledru-Rollin, welcher zur Besonnenheit mahnte, nicht gelang, mit seiner Stimme durchzubringen. Vergeblich suchten einige Socialistenführer selbst, Raspail u. A., Ordnung in das Chaos zu bringen, die Aufregung war so weit gediehen, daß Barbès von der Tribüne die Forderung aussprechen konnte, die Truppen aus Paris zu entfernen und die Volksvertreter, wenn sie sich weigerten, dies zu beschließen, für Vaterlandsverräther zu erklären. In dieser Weise ging der Tumult weiter; während von Außen bereits der Trommelwirbel der anrückenden Truppen hereinscholl, steigerten sich im Innern die Wuth und Verwirrung immer mehr, bis endlich der planlose Auftritt damit seinen Gipfelpunkt erreichte, daß der Communist Huber unter allgemeinem Beifallsgeschrei die Nationalversammlung für aufgelöst erklärte.

Der Präsident und zahlreiche Mitglieder verließen nunmehr, thätlich bedroht und beschimpft, das Haus, nachdem das Parlament nahezu drei Stunden den Auflösungsversuchen des Volkes Widerstand geleistet hatte. Die Socialisten glaubten bereits völlig gesiegt zu haben. Während große Volksmengen in dem Palais Bourbon sich umherdrängten, die Klubführer im Triumphe durch den Saal trugen und eine rothe Fahne entfalteten, eilten Barbès und Albert, um, wie es drei Monate zuvor Lamartine gethan, hier eine neue Regierung auszurufen, während sich ein

gewisser Quentin nach dem Luxembourg, Sobrier nach dem Ministerium des Innern, Chancel nach der Direction der Posten begaben.

In diesem Augenblicke — es war nach vier Uhr Nachmittags — ertönte endlich der Tritt der anmarschirenden Truppen. Mobilgarden und Bürgerwehr rückten heran, und ihr bloßes Erscheinen genügte, um die Insurgenten zur eiligsten Flucht aus dem Palais Bourbon zu veranlassen. Von den Nationalgarden umringt und geschützt, betraten die Deputirten abermals den Sitzungssaal; der Finanzminister Duclerc bestieg die Tribüne und erklärte unter allseitigem Beifall: „Die Nationalversammlung ist nicht aufgelöst. Im Namen des französischen Volkes, welches durch eine niedrige und elende Minderheit nicht entehrt werden kann, nimmt die Versammlung ihre Arbeiten wieder auf!“ Inzwischen waren Barbès und Albert mit einigen tausend Insurgenten nach dem Stadthause gezogen, welches ebenfalls sehr mangelhaft geschützt war, verdrängten Marrast und errichteten eine provisorische Regierung, deren Namen sie, auf kleine Zettel geschrieben, dem Volke herunterwarfen.

Selten ist wohl eine Regierung von so kurzer Dauer gewesen. Nach wenigen Augenblicken erschien bereits General Foucher, von Dragonern und Bürgerwehr begleitet, von Samartine und Vedru-Kollin gefolgt, und verhaftete die beiden angebliehen Regenten. Ein Artilleriescapitän, erzählt ein Historiker, von einigen Mann begleitet, bringt in den Saal, in welchem sich Barbès aufhält. „Wer sind Sie?“ fragt er ihn. — „Mitglied der provisorischen Regierung!“ — „Der von gestern oder der von heute?“ — „Der von heute!“ — „In diesem Falle verhafte ich Sie!“

Ebenso wurden von den übrigen Führern des Aufstandes Sobrier, Quentin, Raspail und Blanqui — letzterer erst nach 14 Tagen — festgenommen, während es Huber, Chancel und einigen Anderen glückte, zu entfliehen. Gegen 7 Uhr Abends war der Putsch der Communisten, obgleich ihn ein so außerordentliches Glück begünstigt hatte, völlig niedergeschlagen. Zahlreiche Häuser waren festlich beleuchtet, Nationalgarden zogen unter dem Rufe: „Nieder mit den Communisten!“ durch die

Straßen, zerprengten den Klub Blanquis und verfolgten die ihnen verdächtig erscheinenden Persönlichkeiten. Die Nationalversammlung hatte sich in Permanenz erklärt; sie gab Befehl, General Courtais in Anklagezustand zu versetzen und enthob ihn, welchem bereits früher seine eigenen Nationalgarden Säbel und Epaulettes weggerissen hatten, seiner Stellung als Chef der Bürgerwehr. Clement Thomas trat an die Stelle des Generals, dessen Unfähigkeit an diesem Tage nahezu den Verdacht des Verrathes erweckt hatte.

Zu denjenigen, welche am schwersten die Folgen des Tages empfanden, gehörte L. Blanc. Er hatte allerdings an der Manifestation keinen Theil genommen; allein man wußte wohl, welchen Einfluß er und seine Theorien auf die Arbeiter besaßen. In den Wandelgängen warf sich ein Haufen Nationalgarden auf ihn, schlug und beschimpfte ihn und bedrohte ihn mit dem Tode, und als er daraufhin in der Versammlung selbst zu sprechen versuchte, vergaß diese, die bisher an diesem Tage ihre Würde so ziemlich gewahrt hatte, sich so weit, daß sie ihn niederschrie, mit Beschimpfungen überschüttete und zwang, die Tribüne zu verlassen.

Der Polizeipräsident Cauffidière hatte während seiner ganzen Amtsführung eine mehr als zweideutige Haltung an den Tag gelegt. Er stand mit den Klubs in engster Verbindung, hütete sich aber wohl, offen, wie die Fanatiker des Communismus, seine Person für seine Ueberzeugung einzusetzen. Andererseits verhielt er sich gegen die Regierung sehr zurückhaltend, nahezu feindselig, und hatte, eine Krankheit vorschüzend, an den Verhandlungen der letzten Tage nicht theilgenommen. Sein Benehmen während des 15. war ein solches gewesen, daß jene Liste einer provisorischen Regierung, welche Albert und Barbès verfaßt, ihn in seiner Stellung ließ, den besten Beweis, daß die Insurgenten ihn zu den Ihrigen zählten. Die Regierung schritt nunmehr energisch gegen ihn ein. Sie zog ihn noch am Abend zur Verantwortung und zwang ihn, sein Amt niederzulegen.

Die Regierung hatte einen vollen Sieg errungen, aber die Ursache der Unzufriedenheit bestand nach wie vor fort.

Der 15. Mai hatte der herrschenden Partei der gemäßigten Republikaner die Ueberzeugung beigebracht, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter fortgehen könne. Mehr und mehr machten sich die verderblichen Folgen der Schwäche und Unentschlossenheit fühlbar, welche bereits unmittelbar nach dem Sturze des Julikönigthums die provisorische Regierung bewiesen, als sie, dem Drängen der Socialisten folgend, das Recht auf Arbeit und die Organisation der Arbeit in ihr Programm aufgenommen hatte. Das System der halben Maßregel, dieses nie fehlende Kennzeichen des Liberalismus von 1848, hatte zu der Errichtung der Nationalwerkstätten geführt. In großartigstem Maßstabe war scheinbar der Versuch zur Einführung staatlicher Erwerbsgenossenschaften gemacht worden, während doch in Wirklichkeit der Regierung die Absicht, derartige dauernde Einrichtungen zu schaffen, fern lag und sie die Kraft und den Muth nicht besaß, die Ansprüche des vierten Standes entschieden zurückzuweisen.

Inzwischen aber hatten die Nationalwerkstätten und die damit verbundene Bewegung einen Umfang angenommen, welcher sie als eine drohende und unmittelbare Gefahr für das Bestehen der „blauen“ Republik erscheinen ließ. Die Zahl der auf Staatskosten unterhaltenen Arbeiter überstieg alle Erwartungen. Waren es ihrer nach den Angaben des Directors der «Ateliers nationaux», Thomas, am 15. März 14000, am 31. 30000 gewesen, so betrug ihre Menge bereits zu Ende März 40000, zu Mitte April 60000 Mann und stieg im Laufe des Mai auf weit über hunderttausend Köpfe.

Was sollte man nun mit diesen unermesslichen Arbeitskräften beginnen? Niemand wußte es — weder die Arbeitercommission im Palais Luxembourg, noch der Director der Werkstätten, Thomas, am allerwenigsten aber die Regierung selbst. Unternehmungen, wie sie der Größe der vorhandenen Arbeitskräfte entsprachen, etwa das Graben von Kanälen, die Errichtung von Eisenbahnen, das Austrocknen der Sümpfe, ließen sich nicht aus dem Ärmel schütteln, sondern erforderten mühsame und zeitraubende Vorbereitungen und nicht zum wenigsten auch Geld. Zudem hätte man zu solchem Zwecke die Arbeiter aus Paris entfernen müssen,

wogegen diese und ihre Führer sich auf das Entschiedenste sträubten. Endlich hatte die Revolution gerade eine Menge Arbeiter der Luxusindustrieen, welche schweren Arbeiten nicht gewachsen waren, brotlos gemacht.

So sah sich die Regierung genöthigt, die mißvergnügten Arbeiterschaaren durch die unnützeften und kleinlichsten Beschäftigungen hinzuhalten. Die auf den Boulevards während der Februar-Tage umgerissenen Bäume wurden weggeschafft, einige Wege ausgebeffert, Steine aus den Schiffahrtsstraßen gebaggert, Dammbauten ausgeführt und dgl. mehr. Aber auch hierfür reichten die Geldmittel nicht aus. Um den Sold von zwei Franken, den der Arbeiter täglich erhielt, herabzusetzen, verfiel man auf einen Ausweg, der in schlagender Weise die unglaubliche Kurzsichtigkeit der Regierung bewies. Man beschloß, die einzelnen Arbeiter nur jeweils an einzelnen Tagen der Woche zu beschäftigen, den inzwischen Feiernden aber einen „Ruhesold“ von einem Franc täglich zu gewähren. Hatte man gehofft, dadurch die Zahl der vom Staate zu Unterhaltenden zu vermindern, so sah man sich schwer getäuscht. Die Aussicht, bei völligem Müßiggange wenigstens so viel täglich zu erhalten, als zur Bestreitung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse erforderlich war, lockte immer neue Massen und gerade aus den Hefen der Gesellschaft herbei, während die wirklichen Arbeiter den Ruhesold als ein Almosen ansehen mußten, das zudem kärglich genug sie kaum vor dem Hunger schützte und ihren Groll gegen die Regierung noch mehrte. Gearbeitet wurde in den Werkstätten so gut wie gar nicht mehr; die Arbeiter standen in Gruppen umher, politisirten oder hörten auf die aufreizenden Reden der von den radicalen Klubs entsandten Agitatoren; andere zogen mit Hacke und Schaufel durch die Straßen, theiligten sich an den Tumulten und zahlreichen Demonstrationen und namentlich an dem Pflanzen der Freiheitsbäume, einer sich fast täglich wiederholenden Feier.

Es wäre ungerecht, den Arbeitern selbst hieraus einen Vorwurf zu machen. Von der Regierung ohne genügende Beschäftigung gelassen, ja geradezu zum Müßiggange gezwungen, wurden sie allmählich völlig der Arbeit entfremdet und um so

leichter den Einflüssen der socialistischen Lehren zugänglich. Auch der Socialismus selbst kann für die Mißwirthschaft der Nationalwerkstätten nicht verantwortlich gemacht werden, da die Verwaltung derselben durch die antisocialistische Regierung erfolgte. Die Nationalwerkstätten waren nichts weniger als eine socialistische Einrichtung; sie waren ein ohnmächtiger Versuch der liberalen Regierung, ihr im Drange der Umstände gegebenes Versprechen der „Organisation der Arbeit“ wenigstens scheinbar zu erfüllen. Die Regierung hatte etwas gelobt, was sie nie ernstlich zu halten gewillt war; sie allein traf die Schuld an dem ganzen verfehlten Unternehmen; mochte ihr Vertreter Emile Thomas sich auch in Monceaux die größte Mühe geben, Directoren, Unterdirectoren, Kassierer und Inspectoren ernennen, die Arbeiter in „Escouaden“, Brigaden, Compagnieen und „Services“ eintheilen, militärische Appells einführen und strenge Strafen festsetzen, das Chaos wurde immer größer und kein Ende abzusehen. In der zweiten Hälfte des Mai überstieg die Summe, die täglich in den Nationalwerkstätten aufging, 100 000 Frs.

Das Executivcomité hatte seit dem 15. Mai eine schwierige Stellung. Waren die Monarchisten und Socialrevolutionäre ihm schon von Hause aus feindlich gesinnt, so hatte es durch seine Schwäche an jenem Tage auch das Vertrauen der gemäßigten Republikaner, und damit den letzten Halt verloren. Was sollte es der Gefahr gegenüber beginnen, welche aus den Nationalwerkstätten ihm erwuchs und von Tag zu Tag an Schrecken zunahm? Unerwarteter Weise faßte die Regierung, welche am 17. Mai einen Ausschuß zur Prüfung der Sachlage eingesetzt, am 3. Juni in einem Ministerrathe einen Entschluß von jener übertriebenen und rasch verflackernden Energie, wie sie gerade schwache Naturen in der Gefahr oft zu entwickeln pflegen. An Stelle des Taglohnes sollte die Stückarbeit eingeführt, sämtliche nicht seit einem halben Jahre in Paris wohnhafte Arbeiter entfernt, die Arbeiter zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren in das Militär gesteckt werden. Jeder Arbeiter, dem ein Handwerksmeister Beschäftigung bot, sollte verpflichtet sein, dieselbe anzunehmen. Den nach einer solchen Säuberung der Werkstätten übrig bleibenden Theil der Arbeiter wollte man in

Brigaden theilen und in der Provinz, vornehmlich in der Gegend von Lyon, verwenden.

Daß Thomas, der Director der Nationalwerkstätten, einen solchen Entschluß nicht billigen würde, war vorauszusehen. Schon am nächsten Tage erschien er bei dem Minister der öffentlichen Arbeiten, Trélat, und beschwor ihn, die Ausführung der beschlossenen Maßregeln zu verschieben. Allein die Regierung war gewillt zu handeln und entledigte sich des unbequemen Rathgebers, indem sie ihn am Abend des 25. Mai ohne weitere Skrupeln mit sanftem Zwange in die Provinz schickte. Thomas wurde um 9 Uhr Abends in das Cabinet Trélat's gerufen und erhielt von ihm den Auftrag, sich unverzüglich nach Bordeaux zur Befichtigung der dortigen Kanalarbeiten zu begeben. Auf seine Weigerung wurde ihm angedeutet, daß man nöthigenfalls Gewalt anwenden werde. Thomas mußte sich fügen; er wurde von dem Minister höflich bis an die Thüre geleitet, bestieg in Gesellschaft zweier Agenten einen Wagen und fuhr ab. Die Regierung in Bordeaux hatte zuerst Befehl, ihn bei seiner Ankunft zu verhaften, ließ ihn aber dann, da Gegenbefehl eintraf, auf freiem Fuße.

In den Nationalwerkstätten zu Monceaux entstand begreiflicherweise eine große Aufregung, als die Nachricht von dem Handstreich gegen den Director eintraf. Trélat, welcher sich am nächsten Tage zu den Arbeitern hinauswagte, mußte stundenlang mit ihnen verhandeln, um nur einen ruhigen Rückzug antreten zu können, und zu der am gleichen Abend erfolgten Einführung des neuen Directors Salance schien die Aufbietung einer Truppenmacht von vier Bataillonen nothwendig.

Die beschlossenen Reformen einzuführen, wagte die Regierung jedoch nicht. Das Verhältniß zwischen den Arbeitern und dem Executivcomité war bereits ein so gespanntes, daß derartige Verordnungen unzweifelhaft eine blutige Lösung der Frage herbeiführen mußten. So schleppte man sich denn von Tag zu Tag hin; man sah die drohende Gefahr vor Augen, man wußte, daß sie unvermeidlich war, und wagte es doch nicht, ihr entgegenzutreten.

Und wie um die Verwirrung noch zu vermehren, betrat in den letzten Stunden vor dem Entscheidungskampfe der rothen

und blauen Republik ein neuer Streiter den Schauplatz. Der Bonapartismus war zu neuem Leben erwacht.

Es hat auf den ersten Blick etwas Befremdendes, daß diese Bewegung, deren Grundlage eigentlich schon seit 16 Jahren mit dem Tode des Herzogs von Reichstadt geschwunden war, ganz plötzlich in die breitesten Schichten des Volkes drang und mit staunenswerther Geschwindigkeit um sich griff. Die Ursache dieser Erscheinung lag im Wesentlichen darin, daß die Februar-Republik durchaus nicht das gehalten hatte, was bei dem Sturze Louis-Philippes die Unzufriedenen erhofft. Legitimus und Bürgerkönigthum waren seit dem Juli 1830 und dem Februar 1848 abgethane Sachen; nun hatte auch die Republik nichts Anderes als neuen Parteihader, drohenden Bürgerkrieg, Stocken des Handels und Verkehrs gebracht. Was war unter diesen Umständen natürlicher, als daß die öffentliche Meinung der vierten und letzten Regierungsform, dem demokratischen Kaiserthum, sich zuwandte, zumal seit dem Sturze des Corsen eine neue Generation emporgewachsen war, die nichts mehr von der Kriegsnoth und dem Elende, alles aber von dem Ruhme und Glanze jener blutigen Epoche wußte! Eine so günstige Zeit, um den Cäsarenthron wieder aufzurichten, kehrte nicht so leicht wieder, und es fehlte nicht an einem Manne, welcher die ihm dargebotene Gelegenheit rücksichtslos auszunutzen verstand.

Der Prätendent Louis Napoleon, der dritte Sohn des Ex-Königs Louis von Holland und seiner Gemahlin Hortense, war bisher für einen ungefährlichen politischen Abenteuerer genommen worden. Nachdem er aus dem Gefängnisse von Ham, wohin ihn sein zweiter verunglückter Putschversuch zu Boulogne geführt, entkommen war, hatte er zurückgezogen und fast verschollen in London gelebt, von wo er sofort auf die Nachricht von der Februar-Revolution hin in Paris eintraf. Seines Bleibens in der französischen Hauptstadt war jedoch, wie berichtet, nicht lange, da ihn die provisorische Regierung zur unmittelbaren Rückkehr nach England veranlaßte.

Der Prinz hatte sich ohne Widerrede wieder nach London eingeschifft und war auch ruhig dort geblieben, als bereits drei seiner Vettern, die Söhne Lucians, Murats und Jeromes von

dem Lande in die Nationalversammlung gewählt worden waren. Seine Anhänger, Fialin-Perpigny, Perrère, dann Laity, Clavel u. A. setzten indessen eifrig die Wählerarbeit für ihn fort. Mit dem Socialismus waren sie eng liirt, unterhielten aber auch zu den clericalen Kreisen Beziehungen und bereiteten, von einer großen Anzahl Zeitungen unterstützt, der Regierung immer wachsende Schwierigkeiten.

Wie weit die Dinge bereits gediehen waren, sollte der 4. Juni zeigen, zu welchem eine Reihe von 11 Ergänzungswahlen zu der Nationalversammlung ausgeschrieben war. Das Resultat dieser Wahlen mußte ein ziemliches deutliches Bild der in Frankreich herrschenden Stimmung geben, und es war ein solches, daß Schrecken die Anhänger der blauen Republik erfaßte. Nur wenige ihrer Anhänger, Victor Hugo, Moreau und Boissel, der Veranstalter des Bankettes vom 22. Februar, kamen durch. Von conservativer Gesinnungten waren Thiers und Changarnier erwählt, während die Radicalem und Socialisten vier Candidaten durchbrachten. Allein wichtiger als dies Alles war die Thatsache, daß die Stadt Paris und drei Departements Louis Napoleon zu ihrem Vertreter in der Nationalversammlung erwählt hatten. Die Aufregung war allgemein und wurde um so größer, als der Bonapartismus nunmehr ganz offen hervortrat. Es kam auf den Straßen zu Kundgebungen für den Prätendenten, man unterzeichnete Adressen an ihn, sang bonapartistische Lieder, es hieß, daß die zweite Legion den Prinzen zum Oberst zu erwählen beabsichtige, daß ein Infanterie-Regiment in Troyes den Ruf: Hoch Napoleon! ausgestoßen habe, daß andere Regimenter zum Abfall bereit seien.

Die über die Bonapartes ausgesprochene Verbannung war noch nicht förmlich aufgehoben worden, obwohl drei Mitglieder der Familie bereits im Parlament saßen und man schon zu Anfang Juni dort diese Frage erörtert hatte. So konnte die Regierung von einem ihr zustehenden Rechte Gebrauch machen, als sie unter dem Eindrucke der Wahlen und der bonapartistischen Bewegung am 12. Juni sämmtliche Behörden anwies, Louis Napoleon zu verhaften, sobald er seinen Fuß auf französischen Boden setze.

Im Parlamente errang die Executivcommission mit diesem Decrete am selben Tag einen vollen Erfolg. Es wogte unruhig auf den Straßen von Paris hin und her, es fielen vereinzelt Schüsse auf mißliebige Persönlichkeiten, man wollte bereits den Ruf: «Vive l'Empereur!» gehört haben, kurz es geschah Alles, um der Nationalversammlung, zu welcher sich die Executivcommission unverzüglich begab, die Ueberzeugung von einem drohenden Staatsstreich aufzudrängen. Unter diesen Umständen wurde nach einer Rede Lamartines das Verhalten der Commission völlig gebilligt, die Verbannung Napoleons bestätigt und außerdem noch die Verhaftung Laitys und Persignys beschlossen.

Allein schon der nächste Tag sollte der Regierung zeigen, wie wenig sie sich auf das schwankende und unentschlossene Parlament stützen konnte. Zu Beginn der Sitzung des 13. führte Jules Favre aus, daß die Zulassung des in der Charente und an anderen Orten gewählten Prinzen ein Akt der Billigkeit und Gerechtigkeit sei und überzeugte die Versammlung vollständig, so daß sie, der Einsprache Ledru-Rollins ungeachtet, die Zulassung Napoleons beschloß. Schon am folgenden Tage traf darauf hin folgendes Schreiben des Prinzen aus Baden ein:

„Herr Präsident!

Im Begriff, mich auf meinen Posten zu begeben, erfahre ich, daß meine Wahl den Vorwand zu beklagenswerthen Unruhen, zu unheilvollen Irrthümern liefert. Ich habe die Ehre, Volksvertreter zu werden, nicht gesucht; noch weniger würde ich die Macht suchen. Wenn das Volk mir Pflichten auferlegt, so würde ich sie zu erfüllen wissen. Allein ich sage mich von allen denen los, welche mir ehrgeizige — mir völlig fremde — Bestrebungen unterstehen wollen. Mein Name ist ein Symbol der Ordnung, der Nationalität und des Ruhmes und mit lebhaftem Schmerz würde ich es sehen, wenn er dazu dienen müßte, die Verwirrungen und Streitigkeiten im Vaterlande zu vermehren. Um ein solches Unglück zu vermeiden, würde ich es vorziehen, in der Verbannung zu bleiben; ich bin zu allen Opfern für das Wohl Frankreichs bereit! Haben Sie die Güte, Herr Präsident, meinen Collegen Kenntniß von diesem Schreiben zu geben.“

Mit diesem Briefe hatte der Prätendent etwas zu voreilig seine geheimsten Pläne verrathen; denn die Phrase von den Pflichten, die das Volk ihm auferlegen könnte, konnte gar nicht mißverstanden werden und außerdem war das Wort „Republik“, in dem ganzen Schreiben sorgsam vermieden. Die Nationalversammlung gerieth in große Erregung und würde ohne Zweifel abermals die Verbannung des Prinzen beschlossen haben, hätte die Regierung die Gelegenheit benützt, um so mehr, da bereits einzelne Haufen vor den Tuilerien die Einsetzung Napoleons als ersten Consul verlangten.

Allein während man noch stritt, traf am 16. Mittags ein neues Schreiben aus London ein. Zu allgemeinem Erstaunen legte Louis Napoleon darin, da „wider seinen Willen seine Wahl die Unordnung begünstige“, mit lebhaftem Bedauern seine vier Mandate nieder. Damit schien die Angelegenheit für das Erste erledigt; denn nur die Wenigsten ahnten, was der Prinz mit seinem Schritte beabsichtigte, die Wenigsten erkannten, daß er die große Gabe besaß, auf sich warten zu lassen, um der Entwicklung der Dinge ruhig zuzusehen.

Während dieses bonarpartistischen Zwischenspieles war das Treiben in den Nationalwerkstätten in der alten Weise fortgegangen und die Regierung rathloser denn je. Zwar hatte sie am 4. Juni ein Decret veröffentlicht, dessen Verfasser der clericale Abgeordnete der Maine et Loire, Vicomte de Bollour war. Hiernach sollte der Stücklohn eingeführt, die Arbeiter, welche noch nicht ein Vierteljahr in Paris ansässig waren, auf Staatskosten in die Provinz gebracht, endlich die Arbeiten in den Departements begonnen und der Privatindustrie Handwerker aus den Werkstätten zugewiesen werden. Diese Beschlüsse, welche im Wesentlichen eine Milde rung der früher von der Regierung gefaßten Pläne enthielten, durchzuführen, fehlte die Kraft. Es blieb Alles beim Alten. Der tägliche Aufwand für die Nationalarbeitsstätten stieg auf 170 000 Frs. täglich, die Stimmung der durch Blätter wie der „Robespierre“, die „Carmagnole“ u. s. w. aufgeregten Arbeiter ließ ein Nachgeben ihrerseits nicht erhoffen, und schon seit Ende Mai gehörten Tumulte und Ansammlungen zu den täglichen Vorkommnissen.

Am 14. Juni kam die drohende Krisis in der Nationalversammlung wieder zur Sprache. Die Regierung, deren Geldmittel wie Tropfen auf einem heißen Steine schwanden, verlangte einen Credit von drei Millionen für die Werkstätten. Bei der Berathung hierüber sprach zum ersten Male im Namen der Liberalen Goudchaux das entscheidende Wort: „Die Nationalwerkstätten müssen, ich sage das Wort, ihrem ganzen Umfang nach verschwinden. Sie müssen verschwinden in Paris wie in den Provinzen. Sie sollen nicht verringert werden, verstehen Sie mich wohl, nein, sie müssen verschwinden!“

Was Goudchaux mit diesen Worten ausdrückte, hatte schon lange der liberalen Mehrheit der Volksvertretung wie der Regierung vorgeschwebt. Es hieß nichts Anderes, als daß die zweite Republik sich unfähig erklärte, ihr am 24. Februar gegebenes Versprechen auf Organisation der Arbeit einzulösen und entschlossen war, weiteren darauf zielenden Ansprüchen des vierten Standes die Gewalt der Waffen entgegenzusetzen. „Man muß ein Ende machen“, war das Schlagwort, welches von nun an überall auftauchte. Der gegenwärtige Zustand schien Allen so unerträglich, so unhaltbar, daß man so schnell wie möglich eine Entscheidung herbeizuführen suchte und selbst ein Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzog. Man war auf einen blutigen Kampf gefaßt; es ist sicher, daß die Regierung durch den Aufstand in keiner Weise überrascht wurde, sondern schon vorher umfassende Maßregeln getroffen hatte, wenn ihr auch die unerhörte Heftigkeit und Dauer des Kampfes unerwartet kam. Die Arbeiter ihrerseits waren trotzig zum Widerstand entschlossen. Das monatelange gemächliche Leben auf Kosten des Staats hatte sie der Arbeit entfremdet, und von den socialistischen Führern aufgereizt, betrachteten sie die Fortführung der Nationalwerkstätten als ihr gutes Recht, wenn diese auch alles weniger denn eine Organisation der Arbeit nach socialistischen Lehren war.

Allerdings bewilligte noch am 19. Juni das Parlament die geforderten drei Millionen für die Werkstätten, allein die Ausführung des entscheidenden Schlages stand bereits nahe bevor. Am 22. Juni brachte der „Moniteur“ einen Erlaß der Regie-

nung, wornach die Arbeiter zwischen 18 und 25 Jahren zu dem Heere abgehen, die übrigen in einzelnen Brigaden nach den Provinzen geschickt werden sollten. Die Auflösung der Werkstätten war darin thatsächlich ausgesprochen und der Hoffnung Ausdruck gegeben, die Arbeiter würden, dank ihrer Vernunft und Vaterlandsliebe, die Nothwendigkeit der Maßregel begreifen. Lalance, der Director der Werkstätten, begann unverzüglich Schritte zur Ausführung dieser Befehle zu thun. Damit war das Zeichen zum Beginnen des greuelvollsten Straßenkampfes gegeben, welchen die Geschichte kennt.

3.

Die Junischlacht.

Am Abend des 21. Juni war das Decret der Executiv-Commission bereits in Paris bekannt geworden. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages erschien der Aufseher in der Werkstätte, Pujol, der einzige, welcher eine Art von Führerrolle in der Arbeiterbewegung spielte, von Hunderten von Menschen begleitet vor dem Palais Luxembourg und wurde nebst fünf Genossen bei Marie vorgelassen. Es war dies die letzte Unterhandlung, welche dem offenen Kampfe vorausging. Die Arbeiter glaubten immer noch nicht recht an den Ernst der Regierung und erwarteten, dieselbe schließlich, wie schon so oft, zurückweichen zu sehen. Allein Marie blieb fest; nach stürmischer, dreiviertelstündiger Debatte trennte man sich unverrichteter Sache. Pujol zog mit seiner Schaar nach dem Place St. Sulpice, hielt dajelbst von dem Springbrunnen herab eine Rede und forderte die Arbeiter auf, sich Abends wieder zu versammeln.

Ein unheimliches Leben durchwogte die Straßen von Paris: dichte Schaaren durchzogen die Vorstadt-Quartiere und stauteten sich in der Rue St. Honoré, auf dem Grève-Place und an anderen Punkten. Die socialistischen Blätter legten den letzten Rest von Mäßigung ab und verkündeten in wuthersfüllten Artikeln den offenen Aufruhr. Alles war in fieberhafter Erregung und inmitten dieser chaotisch wogenden Leidenschaften trieben die bona-

partistifchen Agenten ihr heimtückisches Spiel. Die Regierung hatte alle Vorbereitungen getroffen, um dem Aufstande zu begegnen, und fertigte, um ganz sicher zu gehen, Duzende von Verhaftungsbefehlen gegen die Führer der Arbeiter aus, von welchen jedoch kein einziger vollstreckt wurde.

Eine schwüle Luft lag den ganzen Tag über der Hauptstadt, deren Aussehen von Stunde zu Stunde befremdender und drohender wurde. Als der Abend anbrach, glaubten die Meisten bereits den Beginn des Kampfes für gekommen. Allein wider Erwarten verliefen die letzten Stunden des 22. Juni ruhig. Allerdings versammelten sich nach sechs Uhr Tausende von Blusenmännern am Pantheon und zogen von hier in endlosen Reihen und unter dem Gesange der Marseillaise nach dem Bastilleplatz und zurück, allein es erfolgte kein Zusammenstoß. Als die zehnte Stunde ihrem Ende zuging, trennten sich die wieder nach dem Pantheon zurückgekehrten Massen. Vorher jedoch ward das Schlagwort ausgegeben; der Ruf: „Es lebe die sociale Republik!“ wurde von den auseinanderströmenden Haufen bis in die entferntesten Stadtviertel getragen.

Un Veröhnung dachte man auf Seiten der Arbeiter nicht mehr. Es war ein offenes Geheimniß, daß am nächsten Tage die Straßenschlacht beginnen sollte, und so groß war die Kampfeslust und Siegeszuversicht der Insurgenten, daß es, als am Morgen des 23. wiederum die Massen an dem Pantheon sich versammelten, keines äußeren Anlasses, keines „Mißverständnisses“, sondern lediglich einiger Worte Pujols bedurfte, um die Revolution zur Thatfache zu machen. Große Abtheilungen setzten sich nach der Bastille in Bewegung, überschwemmten das Faubourg St. Antoine und die Boulevards und errichteten gegen zehn Uhr Vormittags bei der Porte Saint-Denis die ersten Barrikaden.

Mit einer unerhörten, in der Geschichte der Pariser Straßenkämpfe einzig dastehenden Geschwindigkeit verbreitete sich der Aufruhr durch die ganze Stadt. Fast gleichzeitig wuchsen die Barrikaden überall aus dem Boden hervor. Auf dem rechten Seineufer strotzten schon zwischen zehn und elf Uhr die Vorstädte Saint-Antoine, Saint-Martin, Poissonière, Temple, die

Umgebung des Bastilleplatzes, Marais, Menilmontant von Straßenbollwerken, auf dem linken waren die Viertel Saint-Jacques, die Altstadt und namentlich das Pantheon mit den umliegenden Straßen verschanzt. Die Barrikaden waren keine willkürlich zusammengeworfenen Trümmerhaufen wie in anderen Straßenkämpfen. Mit allen Regeln der Kunst hatten die Insurgenten ihre Bollwerke errichtet, darunter manche, die bis zu dem zweiten Stock der Häuser reichten. Eine gemeinsame Leitung des Kampfes auf Seiten der Arbeiter scheint nicht bestanden zu haben, allein der Erbitterung und Kampfeslust that dies keinen Abbruch. Ueberall zeigten sich die Vertheidiger der Barrikaden zum äußersten Widerstande entschlossen, und Inschriften „Brot oder Tod!“, „Leben durch Arbeit oder Sterben im Kampfe!“ bedeckten die auf den Verschanzungen flatternden Fahnen.

Die Regierung hatte eine derartige mächtige und einmüthige Erhebung nicht erwartet und ließ lange Stunden verstreichen, ohne irgend einen Entschluß zu fassen. Man unterschätzte die Tragweite der Bewegung in den ersten Morgenstunden völlig. „Wenn Barrikaden vorhanden sind“, meinte noch nach 8 Uhr Garnier-Pagès zu den Umstehenden, „so wird man dieselben eben wieder abtragen lassen. Das ist doch das leichteste Ding auf der Welt!“ Erst als Schlag auf Schlag gegen 10 Uhr die Hiobsposten aus allen Stadttheilen eintrafen, fuhr die Executivcommission aus ihrer bisherigen Siegeszuversicht jäh auf und stürzte sich in eine fieberhafte Thätigkeit. Ledru-Rollin, Marie und Lamartine eilten nach dem Palais Bourbon, während Arago und Garnier-Pagès im Luxembourg zurückblieben. Der Generalmarsch wirbelte durch die Straßen, die Nationalgarde wurde zusammengerufen und der Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte dem Kriegsminister General Cavaignac übertragen.

Die Zahl der verfügbaren Linientruppen betrug nicht ganz 30 000 Mann aller Waffengattungen. Dazu kamen etwa 12 000 Mobilgarden, eine undisciplinirte, aber unbedingt zuverlässige Truppe und mehrere Tausend Stadtsergeanten und republikanische Garde. Auf die Nationalgarde vermochte man nicht zu rechnen. Einzelne ihrer Legionen, wie die 8., 9. und 12. standen

offen auf Seite des Aufruhrs, andere waren zweifelhaft, und selbst die der Regierung ergebenen Theile der Bürgerwehr vermochten sich, da ein großer Theil der Stadt durch die Barrikaden gesperrt war, nur schwer zu sammeln. Alles in Allem verfügte man somit über mindestens 40000 zuverlässige Soldaten, deren Reihen durch die Garnisonen der an den Eisenbahnlinien gelegenen Städte leicht verstärkt werden konnten.

Der Oberbefehlshaber dieser Truppen, General Cavaignac, war ein gewissenhafter, erfahrener und der Republik unbedingt ergebenen Soldat, dessen Energie in der harten Schule langjähriger Kriege in Algier sich gestählt hatte. Er hatte Zeit gehabt, sich auf die seiner harrende Aufgabe vorzubereiten, da er von jeher zum Führer im Kampfe gegen die rothe Republik ausersehen war, und aus den Fehlern seiner Vorgänger gelernt. Was 1830 und im Februar 1848 dem Volke den Sieg gebracht, war hauptsächlich die Verzettlung der Streitkräfte gewesen. Man ließ damals die Truppen gegen jede einzelne Barrikade vorgehen, ermüdete sie durch ergebnislose Plänklergefechte und setzte sie der Verführung durch die die Straßen erfüllenden Volksmassen aus. Cavaignac beschloß, den Kampf in größerem Stile zu führen, seine Streitkräfte fern von dem Aufruhr zusammenzuhalten und gegen die Hauptpunkte der feindlichen Stellungen entscheidende Stöße zu richten. Diesem Grundsatz gemäß ließ er die Barrikaden ruhig zu Ende bauen, um nicht durch voreiligen Angriff sich in Einzelkämpfe zu verstricken.

Die ihm unterstellten Truppen theilte der Kriegsminister in drei Corps, über welchen die Generale Lamoricière, Bedeau und Damesme den Oberbefehl erhielten. Die erste dieser Abtheilungen sollte die Boulevards und die angrenzenden Vorstädte, namentlich Saint-Denis, Poissonière und Temple säubern, die zweite die Gegend um das Stadthaus, den Mittelpunkt eines Pariser Aufruhrs, im Schache halten und sich gegen das Faubourg Saint-Antoine entwickeln, die dritte endlich am linken Flußufer sich in der Richtung auf das Pantheon zu bewegen.

Als die erste Colonne unter Lamoricière, aus drei Linienbataillonen, 1 Bataillon Mobilgarde, einigen Lanciers und Geschützen mit schwachen Abtheilungen der 1., 2. und 3. Legion der

Nationalgarde bestehend, nach ihrem Bestimmungsort marschirte, hatte dort der Kampf schon begonnen. Ein Trupp Bürgerwehr war an der Rue Mazagran von den Insurgenten beschossen worden und hatte die Barrikade, erbittert über die erlittenen Verluste, im Sturm genommen.

Bald entwickelte sich hier auf allen Punkten der Kampf. Die Truppen Lamoricières schlugen sich in dem Faubourg Poissonnière, wo eine riesenhafte Barrikade an der Ecke der Rue de Bellefond's lange Zeit allen Angriffen trotzte, in den Vierteln Saint-Denis, Saint-Martin und Saint-Lazare. Der Widerstand war außerordentlich heftig, trotz der Unterstützung durch die Bürgerwehr, von welcher der Commandant der 2. Legion Lesèbre fiel und der Abgeordnete Dornès tödtlich verwundet wurde, schritten die Truppen nur langsam und unter großen Verlusten vorwärts. Zwar gelang es ihnen, in stundenlangem Gefechte durch die genannten Stadttheile vorzudringen, allein an dem Quartier du Temple, wo an dem Eckpunkt der Rue Saint-Maur sich ein ganzes System mächtiger Barrikaden erhob, scheiterten ihre Anstrengungen und Lamoricière mußte dringend um Unterstützung bitten.

In der That brach Cavaignac selbst, um einen Hauptschlag auszuführen, mit sieben Bataillonen seiner auf der Place de la Concorde stehenden Reserve nach dem Kampfplatze auf und schritt, nachdem er Lamoricière an anderen Punkten unterstützt, selbst zum Angriff auf die Rue Saint-Maur. Ein heftiges Artilleriefener leitete den Kampf ein; binnen Kurzem lagen die Bedienungsmannschaft und die Pferde der beiden gegen die Barrikaden aufgefahrenen Geschütze durch Flintenkugeln niedergestreckt am Boden; die Infanterie schritt zum Angriff, allein wiederholt wurden ihre Attacken blutig zurückgeschlagen, bis endlich nach zweistündigem Kampfe der Oberst Dulac ein Bataillon des 29. Regiments zum Sturme vorführte. Zwar blieb der Oberst selbst, wie auch General Faucher und gegen 40 Soldaten auf dem Platze, allein die Barrikade wurde endlich doch genommen und die Vertheidiger zersprengt. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen und machte dem weiteren Kampfe ein Ende. Cavaignac ritt nach seinem Hauptquartiere im Palais Bourbon zurück.

General Bedeau hatte seine Abtheilung, welche sich auf sechs Bataillone Linien-Infanterie und drei Bataillone Mobildgarden nebst republikanischer Garde belief, bei dem Stadthause zusammengezogen und sich die ersten Nachmittagsstunden auf den Schutz desselben beschränkt. Erst als gegen 4 Uhr heftiges Gewehrfeuer von der Sorbonne her das Vordringen des Generals Damesme anzeigte, entschloß sich der General, auch seinerseits einen Vorstoß zu machen. Die umliegenden Quartiere waren fast sämmtlich von den Aufständischen verschanzt und an vielen Punkten entspannen sich erbitterte Kämpfe. Zwei mächtige Barrikaden an der Brücke Saint-Michel wurden gestürmt, wobei der Chef eines Bataillons Bürgerwehr, Masson, den Tod fand, während er noch mit den Gegnern unterhandelte, und alsdann zum Angriff auf die Hauptstellung der Insurgenten, eine Barrikade an dem Hotel de Dieu geschritten, deren Vertheidigung ein alter afrikanischer Troupier, Dietrich, leitete. Nach erbittertem Kampfe blieben die Truppen auch hier Sieger, allein ihre Verluste waren groß; Bedeau selbst war verwundet; der Deputirte Bizio hatte einen Schuß in die Brust erhalten.

An dem Pantheon hatte Arago, von einer nur ganz geringen Truppenmacht begleitet, sich wiederholt zu den Aufständischen begeben und eine Versöhnung anzubahnen gesucht. Seine Mühe war vergebens; die meisten wollten überhaupt nichts von Vermittelung wissen, andere stellten unerfüllbare Forderungen und die am ruhigsten Gestimmten fertigten den Vertreter der Bourgeoisie mit den Worten ab: „Sie wissen nicht, was Hunger ist!“ So mußte Arago sich unverrichteter Sache zurückziehen; die bei ihm befindliche Truppenmacht ging zum Angriff vor und nahm einige Barrikaden. Bald darauf erschien hier General Damesme mit seiner nur zwei Bataillone starken Colonne, erstürmte die Verschanzungen an der Sorbonne, der Rue des Cordiers, der Place Cambrai und der Rue des Mathurins und traf mit Arago zusammen. Weiter vorzudringen konnte er bei seinen schwachen Kräften nicht wagen.

Die Executivcommission hatte, während der Kampf auf den Straßen tobte, eine ziemliche Nebenrolle gespielt. Indesß Arago vergeblich am Pantheon unterhandelte, Garnier-Pagès auf den

Mairieen umherirrte und Lamartine, welcher Cavaignac nach dem Faubourg du Temple begleitet, erkennen mußte, daß seine Volksthümllichkeit bereits so gut wie völlig geschwunden sei, pfuschten im Luxembourg Ledru-Rollin und Marie dem Oberbefehlshaber in das Handwerk, indem sie während dessen Verweilen bei der Colonne Lamoricieres von allen Seiten um Rath, Hülfe, Unterstützung gedrängt, militärische Anordnungen erließen und so einen heftigen Austritt mit dem zurückgekehrten Kriegsminister veranlaßten.

Die Nacht war hereingebrochen, aber die erhoffte Ruhe blieb aus. Auf beiden Seiten rüstete man sich mit rücksichtsloser Entschlossenheit zu dem Kampfe des nächsten Tages. Die Insurgenten besserten die Barrikaden aus und nahmen zahlreiche Straßen und Viertel, welche sie während des Gefechtes hatten verlassen müssen, in Besitz, um sie von Neuem zu verschanzen. Haufen von ihnen zogen durch die Gassen und munterten das Volk zu weiterem Widerstande auf. Vielfach drang man in die Häuser ein und zwang die Bewohner, sich dem Aufruhr anzuschließen. In den von den Truppen besetzten Stadttheilen herrschte tiefe Niedergeschlagenheit; bereits begannen flüchtende Familien Paris zu verlassen und die Angst war allgemein. Die Regierung war über die unerwartete Heftigkeit des Aufruhrs nicht minder besorgt und traf die umfassendsten Maßregeln, um am nächsten Tage die Schlacht mit größerem Nachdrucke beginnen zu können. Vor Allem wurde eine große Menge Munition aus Vincennes herbeigeschafft, da der Pulververbrauch am 23. alle Erwartungen überstiegen hatte. Die Nationalversammlung hatte sich in Permanenz erklärt und blieb die Nacht hindurch im Palais Bourbon. Einige Abgeordnete promenirten unter dem Peristyl des Palastes und lauschten auf die Schritte der Patrouillen oder auf die von der Ferne durch die Nacht herüberbringenden Flintenschüsse. Andere lagen, von der Aufregung erschöpft, ausgestreckt auf den Bänken oder saßen in dem Conferenzsaale zusammen. Der größte Theil aber stand in Gruppen vertheilt in den Wandelgängen und besprach in fieberhafter Erregung die drohenden Gefahren. Vor Allem aber drehte sich das Gespräch um einen Wechsel in der Regierung.

Jeder fühlte, daß die verbrauchten Größen der Executivcommission dem jetzt entfesselten Sturme nicht gewachsen waren und nur ein Mann, der General Cavaignac, Rettung bringen könne. Seit dem 22. lag der Name des Kriegsministers auf Aller Lippen und von Stunde zu Stunde gewann der Gedanke an Boden, ihn mit der Dictatur zu bekleiden.

Der Morgen des 24. Juni brach an; ein wolkenloser Himmel spannte sich über der von Kampfeswuth und Mordlust erfüllten Stadt. Es war gegen 8 Uhr, als die Nationalversammlung ihre um Mitternacht unterbrochene Sitzung wieder aufnahm und mit Schrecken alsbald erfuhr, daß die Revolution während der Nacht neue bedrohliche Fortschritte gemacht habe. Die Gewißheit, daß ein abermaliger blutiger Kampf zu erwarten stand, bestimmte das Parlament zur Ausführung seines schon lange gehegten Entschlusses. Die Executivcommission hatte erklärt, daß sie nur auf einen förmlichen Beschluß der Volksvertretung hin zurücktreten werde, allein man kannte andererseits aus vertraulich eingezogenen Erkundigungen die Geneigtheit Cavaignacs die Regierung zu übernehmen, und so lag hier eine Schwierigkeit nicht vor.

Um neun Uhr stellte der Abgeordnete Pascal Duprat folgenden Antrag: „Paris befindet sich im Belagerungszustande; alle Regierungsgewalt ist in den Händen des Generals Cavaignac vereinigt“. Nach kurzem Zögern nahm die Versammlung unter dem Eindrucke neuer ungünstiger Nachrichten, welche vom Kampfsplatze eintrafen, den Antrag an, wies jedoch einen Zusatz, welcher die förmliche Amtsenthebung der Executivcommission forderte, zurück. Es war dies Letztere auch nicht nöthig; denn die Commission reichte unverzüglich aus freien Stücken ihre Entlassung ein, und Frankreich hatte somit eine neue Regierung in Gestalt des Generals Cavaignac erhalten. Das Ministerium blieb vorläufig im Amte.

Der General zögerte nicht, mit aller Energie die Dictatur zu übernehmen. Er erließ sofort Aufrufe an die Nationalgarde, an die Armee und an die Aufständischen und entsandte nach allen Departements Depeschen. Die ganze 2. und 3. Division wurde zum sofortigen Aufbruch nach Paris beordert, selbst von

Bordeaux und Cherbourg die Marinetruppen herangezogen, um den Aufstand zu erdrücken.

Allerdings war die Lage der Regierung am Vormittage des 24. eine außerordentlich gefährliche. In den Quartieren Poissonière, Saint-Lazare, Saint-Antoine, Saint-Denis und Temple erschöpfte sich General Lamoricière den ganzen Tag hindurch in einem erbitterten Kampfe gegen die Stellungen der Insurgenten. Das Gefecht wich trotz aller Anstrengungen und Opfer, welche es beiden Theilen kostete, kaum von der Stelle, und als der Abend hereinbrach, schlug man sich noch fast auf denselben Punkten, wo des Morgens der Angriff begonnen hatte.

Weit schlimmer noch sah es an dem Stadthause aus, wo an Stelle des verwundeten Generals Bedeau General Duvivier den Oberbefehl übernommen hatte. Hier gingen die Insurgenten, für welche der Besitz des Gebäudes von unschätzbbarer Wichtigkeit sein mußte, selbst zum Angriff vor. Die Mairieen des 8. und 9. Arrondissements wurden von ihnen gestürmt, die Kaserne des Tournelles erobert, ein ganzes Bataillon des 18. Regiments auf der Place des Vosges umzingelt und gefangen genommen. Bis zu dem Stadthause selbst vermochten die Angreifer zunächst nicht vorzudringen. General Duvivier hielt sie in den kleinen, damals zu dem Gebäude führenden Gäßchen im Schach und lieferte ihnen in den Straßen Rambuteau, Transnonain und Montmorency blutige Gefechte.

Glücklicher war General Damesme auf dem linken Seineufer. Nachdem er ohne große Schwierigkeiten durch die Rue Saint-Jacques vorgeedrungen, erstürmten seine Bataillone in erbittertem Kampfe die Barrikaden an dem Place Maubert und drangen gegen den Hauptsitz des Aufstands auf dieser Seite, das Pantheon, vor. Lange wogte hier der Kampf hin und her; die anfangs unternommenen Attacken blieben vergebens, bis es den Mobilgarden gelang, sich der Rechtschule zu bemächtigen und von hier aus ihr Feuer zu eröffnen, während gleichzeitig schweres Geschütz gegen die Barrikaden donnerte und dieselben in Trümmer schlug. Dies entschied hier den Tag; um zwei Uhr Nachmittags stürmten die Truppen, die Mobilgarden an der Spitze, das Pantheon, in dessen Innern sich noch ein mör-

derisches Gemetzel entspann; der erste wichtige Sieg über den Aufstand war damit errungen, aber allerdings mit schweren Opfern. Nahezu ein Viertel der an dem Gefechte beteiligten Truppen war kampfunfähig, General Damesme selbst hatte, als er nach der Einnahme des Pantheon die Straße Sainte-Geneviève erstürmte, einen Schuß in den Schenkel erhalten und lag auf den Tod darnieder. Außer ihm war noch General Bourgon verletzt.

Ohne eine Entscheidung gebracht zu haben, neigte sich der blutige Tag dem Ende zu. Wohl hatte man einzelne Stellungen erobert und das Stadthaus gehalten, wohl waren zahlreiche Truppennachschübe, namentlich auch die Bürgerwehren der sämtlichen umliegenden Städte eingetroffen, allein auch die Verluste waren nicht gering, und der Aufstand hatte aus der Verleihung der Diktatur an den General Cavaignac nur neuen Troß gewonnen. Von jetzt ab war man auf beiden Seiten zum Äußersten entschlossen; der eigentliche Klassenkampf mit all seinen Schrecken begann.

Kaum graute der Morgen des 25., als bereits an allen Punkten die Schlacht wieder entbrannte. Wiederum drang im Faubourg du Temple Lamoricière gegen die Barrikaden vor; man schlug sich in der Rue de Malte, d'Angoulême, Grange-aux-Belles, am Kanal Saint-Martin, allein die Kraft des Aufstandes war hier nicht zu bezwingen. Der Kampf stand, wie am Tag zuvor, nahezu unbeweglich. Ein Theil der Truppen Lamoricières hatte jedoch unter Führung des Generals Lebreton einen wichtigen Erfolg errungen. Saint-Lazare wurde von ihnen gestürmt und viele Barrikadenkämpfer zu Gefangenen gemacht, welche die Offiziere nur mit Mühe vor sofortigem Tode bewahren konnten.

Der Hauptschlag ging an diesem Tage von dem Stadthause aus und richtete sich gegen das Hauptquartier des Aufstandes auf dem rechten Seineufer, das Faubourg Saint-Antoine. Dieses Stadtviertel war zum äußersten Widerstande ausersehen. Ungeheure, massiv aus Pflastersteinen erbaute und mit Sand bedeckte Barrikaden sperren, mit Schießscharten und schmalen Durchlässen versehen, die Straßen. Jedes einzelne Haus war

zur Vertheidigung eingerichtet; die Zwischenwände zwischen den einzelnen Gebäuden waren durchbrochen und überall Zündstoff angehäuft, um die nicht mehr vertheidigungsfähigen Häuser den Flammen zu überliefern. An zwei Punkten waren Pulverfabriken errichtet und von Mechanikern und ähnlichen Arbeitern selbst eine Anzahl primitiver Mörser hergestellt und auf den Barrikaden aufgepflanzt worden. An Vertheidigern der letzteren fehlte es nicht, Waffen waren im Ueberfluß vorhanden, zwei fanatische Anarchisten, Lacollonge und Desteract, führten den Oberbefehl.

Gegen diese furchtbare Stellung rückte um 9 Uhr Morgens General Duvivier in zwei Colonnen vor. Die eine, welche an dem Seinequais entlang gehen sollte, führte er selbst, an der Spitze der zweiten, deren Ziel die Straßen Saint-Gervais und Saint-Antoine waren, stand General Regnault. Diese letztere Colonne fand sich alsbald in den kleinen zu dem Stadthause führenden Gäßchen durch zahlreiche Barrikaden aufgehalten. Ein mörderisches Gefecht entwickelte sich in dem engen Straßengewirre; Schritt für Schritt drangen die Truppen vor und es dauerte mehrere Stunden, bis sie wenige hundert Meter an Boden gewonnen hatten und sich wiederum in den Besitz der Mairie des 9. Arrondissements setzen konnten. Die Wuth des Kampfes stieg hier auf das Höchste. General Regnault selbst war von einem gefangenen Barrikadenkämpfer, welcher in seiner Bluse eine Pistole verborgen hatte, hinterrücks ermordet und darauf hin sämmtliche Gefangene von der Mobilgarde niedergemacht worden. Die Arbeiter ihrerseits versuchten, dreißig gefangene Nationalgardisten in einer Bäckerei zu verbrennen, wurden jedoch durch das Vorrücken der Truppen daran gehindert. Auf beiden Seiten erstach man die Verwundeten, welche zurückgeblieben waren, ja es kam vor, daß sich Mobilgarden trunken von der Kampfeswuth gegenseitig niederschossen.

Unter solchem Gemekel rückte die Colonne in der Rue Saint-Antoine vor, eroberte auch die achte Mairie und langte siegreich nach Mittag auf dem Bastilleplatz an. Gleichzeitig war auch General Duvivier tödtlich verwundet worden. Mit zerschmettertem Fuße wurde er aus der Schlachtlinie getragen.

General Négrier übernahm das Commando und führte seine Truppen in erbittertem Kampfe durch das Quartier Saint-Paul nach dem Kanal Saint-Martin und erreichte gleichfalls die Bastille.

Ein System von Barrikaden starrte hier den Angreifern entgegen, wie man sie selbst in diesem Kampfe noch nicht gesehen. Haushoch stiegen massive Steinwälle an dem Schnittpunkt der Straßen Saint-Antoine, de la Roquette und Charenton empor, und hinter diesen erhoben sich, so weit man sehen konnte, immer neue Verschanzungen, alle zum verzweifeltsten Widerstande hergerichtet und von Vertheidigern wimmelnd. Das Feuer von Seiten der Aufständischen war mörderisch. „Man sah“, heißt es in einer Schilderung der Junischlacht, „wohl den Rauch, man hörte das Pfeifen der Kugeln, aber man erblickte keine Hand, welche diese Schüsse abfeuerte. Kein Schrei ertönte drüben, keine Begeisterung wurde laut; tiefes Schweigen herrschte hinter diesen den Tod bergenden Verschanzungen; dieser Aufstand brannte ohne Flammen, wie das weißglühende Eisen.“

Unerbittlich raffte der Tod in diesem greuelvollen Kampfe die Führer dahin. Kaum hatte Négrier den Befehl zur Eröffnung des Geschützfeuers gegeben, als er von einer Kugel getroffen sterbend niederbrach, neben ihm auf den Tod verwundet der Abgeordnete Charbonnel. Ein Angriff auf die Stellung der Insurgenten fand bei der großen Erschöpfung der Truppen und dem Tode sämtlicher Generale nicht mehr statt. Nur die Geschütze donnerten ununterbrochen gegen die Hochburg des Aufstandes. Das Getöse war ein solches, daß nach beglaubigten Berichten manchem Artilleristen das Trommelfell platzte und Blut zu den Ohren herauslief.

Nichtsdestoweniger forderte hier der Kampf noch ein weiteres schweres Opfer, das schwerste vielleicht, welches die blutigen Junitage überhaupt gekostet. Der Erzbischof Affre von Paris hatte den Entschluß gefaßt, durch sein persönliches Dazwischentreten an den Barrikaden ein Ende des Gemetzels zu bewirken. Nachdem er Cavaignac, der eben ein neues Manifest an die Aufständischen erlassen, seine Absicht mitgetheilt, begab er sich gegen sechs Uhr Abends nach dem Kampfplatze an der Bastille.

Es sah hier trübe aus; eben wurde die Leiche Négriers und der sterbende Charbonnel weggetragen und noch war an allen Punkten das Gesecht in vollem Gange, als der Kirchenfürst erschien. Auf seinen Wunsch wurde das Feuer eingestellt und unter Vorantragung einer weißen Fahne begab er sich nach der Barrikade an der Rue Saint-Antoine, von welcher ihm alsbald eine Anzahl Bertheidiger entgegenkamen. Auf der anderen Seite traten auch einige Soldaten hinzu, und schon schien es, als ob die Worte des Bischofs Erfolg haben, die Streitenden sich versöhnen würden, als plötzlich an einer anderen Stelle des Platzes, wo der Deputirte Béslay in großer Aufregung mit Insurgentenführern unterhandelte, ein Tumult entstand. Trommelwirbel erschallte, auf beiden Seiten glaubte man sich angegriffen und flüchtete eilends in die früheren Stellungen zurück. Noch hatte Affre die Hoffnung nicht aufgegeben, weiteres Blutvergießen zu verhüten, allein schon erkrachten aufs Neue Schüsse und von einer verirrten Kugel tödtlich in den Rücken getroffen, brach der Bischof zusammen. „Mein Leben ist ein so geringes Ding!“ hatte der edle Priester gesagt, als man ihm von dem gefährlichen Gange abrieth. Die Insurgenten hoben ihn auf; man brachte ihn nach der Cure des Quinze-Vingts und von da am nächsten Tage unter der Theilnahme der gesammten Bevölkerung nach seinem Palaste, wo er trotz der Bemühungen der ausgezeichnetsten Aerzte nach schweren Leiden seiner Verwundung erlag.

Auf dem linken Flußufer befand sich nach den Erfolgen des vorhergegangenen Tages die Empörung in den letzten Zügen. General Bréa, welcher den Oberbefehl hier übernommen, glaubte durch Milde und Versöhnung das völlige Ende des Kampfes herbeiführen zu können. Mit starker Truppenmacht setzte er sich gegen elf Uhr Mittags vom Platze des Pantheon nach den Barrieren in Bewegung und unterhandelte mit den Aufrührern. Zu Statten kam ihm dabei, daß die Nationalversammlung am selben Morgen einen Credit von drei Millionen Francs für die Arbeiter bewilligt hatte. Er theilte dies den Insurgenten mit, stellte ihnen die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes vor und erreichte wirklich, daß an vielen Punkten die Waffen gestreckt

wurden. So kam der General auch nach der Barrikade an der Barrière von Fontainebleau, wohin sich die Kämpfer vom Place Maubert, vom Pantheon und anderen Punkten geflüchtet hatten, die Führer und Fanatiker des Arbeiteraufstandes, welche von Ergebung nichts wissen wollten.

Alle Warnungen ungeachtet, begab sich der General, welchem vier Offiziere folgten, hinter die Barrikade, der Versicherung der Aufständischen, man werde ihm kein Leid zufügen, trauend. Allein kaum war er in der Mitte dieser verzweifelten Schaar angelangt, als die Jubelrufe: Wir haben ihn! ihn das Schicksal erkennen ließen, welches seiner harrte. Er und seine Begleiter wurden sofort festgenommen und unter Geschrei und Mißhandlungen zu dem Maire von Neuilly, welcher ein Wirthshaus, den Grand Salon, hielt, geschleppt. Nachdem man ihn hier gezwungen, einen Rückzugsbefehl an die Truppen zu unterschreiben, führte man die Gefangenen nach einem anderen Locale, der Grand-Poste, wo sie sich in einem kleinen Saale niedersetzten. Diese ganze Zeit hindurch — seit dem Vorfalle an der Barrikade waren über zwei Stunden verflossen — hatte sich eine Anzahl Besonnener bemüht, das Leben Bréas und seiner Genossen zu schützen. Allein die Aufregung des Hausens flog immer mehr; der auf der Straße versammelte Pöbel forderte stürmisch die „Hinrichtung“ und als plötzlich ein Weib mit dem Geschrei hereinstürzte, die Mobilien seien im Anmarsch, war kein Halten mehr. Eine Reihe von Schüssen erkrachten. General Bréa selbst und ein anderer Offizier brachen getroffen zusammen, neue Schüsse fielen durch die Fenster auf die Unglücklichen und bald lagen beide als Leichen auf dem Boden. Von den übrigen Offizieren war es einem bereits früher geglückt, zu entspringen, die beiden anderen kamen gleichfalls mit dem Leben davon.

Mit dieser Mordthat schloß der Aufstand auf dem linken Seineufer. Oberst Thomas, in dessen Hände Bréa, bevor er sich zu der Barrikade begab, den Oberbefehl gelegt, hatte es lange nicht gewagt, anzugreifen, weil er dadurch das Schicksal des Generals zu verschlimmern fürchtete. Endlich schritt er, nachdem ihm von Cavaignac der Befehl hierzu geworden, zur Er-

stürmung der Barrikaden, welche fast ohne Widerstand fielen. Bald befand sich die ganze linke Flußseite im Zustande der Ruhe.

Als der Abend des 26. hereinbrach, war der Sieg der Regierung entschieden und es handelte sich nur noch um die Frage, wie viel Zeit und Blut die völlige Niederwerfung des Aufstandes kosten würde. Aus allen ihren übrigen Stellungen vertrieben, hielten die Insurgenten nur noch einen Theil des Quartier du Temple, wo ihre Ueberwältigung durch Lamoricière sicher war, und das Faubourg Saint-Antoine besetzt. Die Fruchtlosigkeit eines weiteren Widerstandes mußte auch den erbittertsten Fanatikern klar werden. Auf irgend welche Hilfe von Außen war nicht zu rechnen, denn die Provinzen blieben ruhig, und die Machtmittel der Regierung wuchsen von Stunde zu Stunde. Auch die Ermordung Bréas, der Tod Affres scheuchten manche von dem blutigen Treiben hinweg und ebenso machte die Bewilligung der drei Millionen Francs für die Arbeiter hier und da einigen Eindruck.

Gegen Abend begann somit das Faubourg Saint-Antoine zu unterhandeln. Abgesandte begaben sich zu Lamoricière, sowie zu dem General Perrot, der nach Négriers Tode den Oberbefehl am Bastilleplatz übernommen hatte, allein begreiflicherweise waren beide Generale nach dem Tage langen mörderischen Kampfe nicht in der Stimmung, besondere Milde und Schonung zu üben, und hatten überdies keine Vollmacht, Verträge abzuschließen, so daß hier von den Deputirten nichts erreicht wurde.

Schon im Laufe des Spätnachmittags hatte sich ferner eine Abordnung von drei Mitgliedern der Nationalversammlung in das Hauptquartier der Aufständischen begeben und dieselben zur Niederwerfung der Waffen zu bewegen versucht. Um Mitternacht verließen daraufhin vier Delegirte der Aufständischen in Begleitung des Deputirten Larabit das Stadtviertel und überreichten im Palais Bourbon eine kurze und ziemlich verworren gehaltene Adresse an die Nationalversammlung, in welcher sie sich gegen weiteres Blutvergießen aussprachen. Von hier aus suchten sie den General Cavaignac auf, um dessen Friedensbedingungen zu erfahren.

Die Antwort Cavaignacs war kurz; sie lautete: Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade; der neue Dictator war nicht der Mann dazu, aus Rücksichten der Menschlichkeit errungene Vortheile aus den Händen zu lassen. Er wollte den Aufstand und alles, was damit zusammenhing, vollständig zu Boden treten und vernichten. Nicht ein Funken sollte glimmen bleiben, aus welchem dereinst ein neuer Brand entstehen konnte. Der einzige Zusatz, welchen er auf das Drängen der zahlreichen Vermittler noch machte, bestand in der Erklärung, er wolle den Arbeitern Ueberlegungszeit bis Morgens 10 Uhr geben. Sei bis dahin die Waffenstreckung noch nicht erfolgt, so würde der Angriff beginnen. Mit diesem Bescheid kehrten um sieben Uhr Morgens am 26. Juni die Abgeordneten zu ihren Genossen zurück.

Die ersten Morgenstunden des vierten und letzten Kampftages verstrichen in völliger Ruhe, allein die Zeit schwand dahin, ohne die erhoffte Unterwerfung des Faubourg Saint-Antoine zu bringen. Immer noch flatterten die rothen Fahnen auf den Barrikaden und vergeblich spähte man darnach aus, ob nicht die weiße Farbe das Banner der Revolution verdrängen würde.

Es schlug zehn Uhr und nunmehr konnte kein Zweifel herrschen, daß die Aufständischen zu einem Verzweiflungskampfe entschlossen seien. Noch eine Viertelstunde wartete General Perrot vergeblich auf die Waffenstreckung, dann gab er durch einen Kanonenschlag das Zeichen zum Angriff. Seine Truppen gingen, von einem Artilleriefeuer unterstützt, unter dessen verheerender Wirkung ganze Häuser zusammenstürzten, gegen Saint-Antoine vor, während gleichzeitig Lamoricière seine Colonne in das Faubourg du Temple führte.

Bald zeigte es sich, daß die Kraft des Aufstandes auch hier gebrochen war. Zwar entspann sich um die erwähnten Barrikaden an der Rue Saint-Antoine ein Kampf, welcher an Wuth und Erbitterung den Gefechten der vorhergegangenen Tage nichts nachgab. Allein, als die Truppen, durch die zerstohlenen Häuser vordringend, das Bollwerk erstiegen und die gesammte Besatzung, so weit sie nicht geflohen war, niedergemacht hatten, war der

Tag bereits entschieden. Wohl erhoben sich noch über sechzig Barrikaden in den Gassen des Faubourg, allein die Vertheidigung war eine geringe. Zu Tausenden wurden die Insurgenten gefangen genommen, während noch größere Massen durch die Flucht sich zu retten suchten. Gleichzeitig hatte auch Lamoricière den Rest des Quartier du Temple erobert, wo noch einmal an der Rue Saint-Sébastien der Kampf heftig aufflammte. Gegen Abend fielen noch einige Schüsse: Bürgerwehr aus Paris und Amiens erstürmte einige Barrikaden in der Villette, dann wurde alles ruhig. Die Junischlacht hatte nach viertägiger Dauer ihr Ende erreicht.

Noch niemals hatte ein Straßenkampf von solchem Umfange, von solcher Erbitterung, von solchen Verlusten stattgefunden. Ueber 40 000 Mann Truppen, ferner die gesammten Mobilgarden, die Stadtsergeanten, ein Theil der Pariser Bürgerwehr und zahlreiche Nationalgarden der Nachbarstädte waren von Seiten der Regierung in das Gefecht gekommen und hatten über 2 Millionen Flinten- und 3300 Kanonenschüsse auf die Insurgenten abgegeben. Die Zahl dieser letzteren belief sich auf mindestens 40 000 bis 50 000 Mann, so daß die Kräfte also ungefähr gleich waren.

Die genaue Zahl der Opfer des Straßenkampfes ist nie ermittelt worden. Sicher ist nur, daß die Linientruppen 708 Tode und Verwundete, die Mobilgarden 751 Gefallene, Vermißte und Kampfunfähige zählten, und auch die Verluste der Bürgerwehr beträchtlich waren, so daß man auf Seiten der Regierung mindestens 1600 Mann verloren hatte. Die Verluste der Arbeiter sind jedenfalls nicht geringer gewesen. Alle Spitäler der Stadt waren überfüllt, und doch wurde jedenfalls die Mehrzahl der verwundeten Insurgenten versteckt gehalten. Die dem Parlamente am 7. Juli gemachte Angabe des Polizeipräsidenten Trouvé-Chauvel, es seien im Laufe des 23. bis 26. Juni zusammen 1500 Menschen getödtet oder tödtlich verletzt, und 2000 verwundet worden, ist jedenfalls zu niedrig, und es mag namentlich die Zahl der Verwundeten wohl doppelt so viel betragen haben.

Am furchtbarsten hatte der Kampf unter den Generalen ausgeräumt. Renault, Négrier und Bréa blieben todt, Damesme

und Dubivier lagen im Sterben, Bedeau, François, Fouché und Lafontaine waren kampfunfähig. Von den Führern der einzelnen Colonnen hatte nur Lamoricière die gesammte Schlacht hindurch auf seinem Posten bleiben können, alle anderen Abtheilungen hatten zu wiederholten Malen ihre Commandeure gewechselt. Von Mitgliedern der Nationalversammlung, welche schon am zweiten Tage beschloffen hatte, Deputirte aus ihrer Mitte auf die Kampfplätze zu schicken, waren Charbonnel und Dornès tödtlich, Bizio und Thomas schwer verwundet.

Die Zahl der Gefangenen war anfangs nicht sehr groß, da man im Laufe des Gefechts selten Pardon gegeben hatte. Allein als man nach der Niederwerfung des Aufstandes die Häuser durchsuchte, die Straßen abstreifte und in der Umgebung von Paris förmliche Treibjagden auf die in die Steinbrüche geflüchteten Arbeiter anstellte, betrug die Zahl der Verhafteten alsbald 6000 Köpfe und stieg im Laufe der nächsten Monate bis auf 14189.

Schon am Abend des 26. hatte der Kammerpräsident Sénard, nachdem die Nationalversammlung durch die Nachricht von dem Siege Cavaignacs von ihrer Angst befreit worden war, vorgeschlagen, alle mit den Waffen in der Hand Ergriffenen nach den überseeischen Colonieen zu verschicken. Nur die Führer sollten vor die Kriegsgerichte gestellt, die anderen ohne weiteres Urtheil deportirt werden. Die Versammlung stimmte am 27. Abends dieser schonungslosen Maßregel zu, in Folge deren viele Tausende einem langsamen Tode unter der tropischen Sonne überantwortet wurden, eine Maßregel, die wie kaum eine andere das alte Wort *vae victis* verkörperte.

Während der Aufstand in den letzten Zügen lag, hatte Cavaignac folgende Proclamation erlassen:

„Bürger, Soldaten!

Die Sache der Republik hat triumphirt: Eure Hingebung, euer standhafter Mut haben die schuldbeladenen Pläne vereitelt, die unheilvollen Irrthümer gerichtet. Im Namen des Vaterlandes, im Namen der ganzen Menschheit seid bedankt für eure Anstrengungen, seid gesegnet für diesen nothwendigen Sieg. Während dieses Morgens noch war die Aufregung des Kampfes

rechtmäßig und unvermeidlich. Seid jetzt ebensogroß in der Ruhe, als ihr es in dem Kampfe gewesen seid. Ich sehe in Paris Sieger und Besiegte, aber möge mein Name verflucht sein, wenn ich hier Opfer erblicke. Die Gerechtigkeit wird ihren Lauf nehmen; möge sie handeln; das ist euer, das ist mein Gedanke.

Bereit, in die Stellung eines einfachen Bürgers zurückzukehren, nehme ich in eure Mitte das friedliche Bewußtsein mit, in diesen schweren Prüfungen die Freiheit nicht mehr beschränkt zu haben, als es das Wohl der Republik erforderte, und ein Vorbild für diejenigen zu hinterlassen, welche einst ebensogroße Aufgaben zu erfüllen haben werden."

Am 28. Juni zeigte darauf der General der Nationalversammlung die Niederlegung der ihm vier Tage zuvor verliehenen Gewalt an. Als Dank für seinen Sieg sprach die Volksvertretung es förmlich aus, daß sich Cavaignac wohl um das Vaterland verdient gemacht habe, und ertheilte dasselbe Lob der Armee und ihren Führern, der National- und der Mobilgarde und dem todtten Erzbischof von Paris. Alsdann verlieh sie einstimmig dem General aufs Neue die Diktatur, indem sie ihn mit dem Posten eines „Chefs der Vollziehungsgewalt“ bekleidete.

Das war das Ende der Junischlacht; der erste Ansturm des Socialismus gegen die bestehende Gesellschaftsordnung war in einem Blutmeere versunken, allein auch die Republik ging schwer getroffen aus dem mörderischen Kampfe hervor. Ein solcher Sieg, wie sie ihn jetzt errungen, barg den Keim des Verderbens in sich. Die Schöpfung des 24. Februars hatte eben dadurch, daß sie diesen erbitterten Bürgerkrieg nothwendig machte, gezeigt, daß sie nicht lebensfähig war. Seit dem Junikampfe waren ihre Tage gezählt, war die Zeit für den Abenteuerer von Boulogne und Straßburg gekommen.

Der Erfolg, welchen die Bourgeoisie der zweiten Republik im Kampfe gegen den Juniaufstand davongetragen, war ein Pyrrhusieg in des Wortes vollster Bedeutung. All' den geistigen Inhalt der republikanischen Bewegung des Februars, die Gedanken der Gleichheit, Verbrüderung und Freiheit hatte das

Blutmeer des Juni verschlungen, und nur ein Wunsch beselte die Sieger, der Wunsch nach Ruhe, Ruhe um jeden Preis, nach Schutz vor dem rothen Gespenste und seinen Schrecken. So fand sich die zweite Republik nach ebensoviel Monaten in derselben Lage, welche die erste in der gleichen Anzahl Jahre unter dem Directorium erreicht hatte. Man suchte einen Herrn und Gebieter; mochte er kommen, woher er wollte, wenn er nur im Stande war, das Land vor weiteren Erschütterungen zu bewahren.

Vorderhand allerdings war man bei General Cavaignac geborgen; mit eiserner Hand führte der alte Haubegen sein Regiment, unbekümmert darum, daß von den angeblichen Freiheiten der Republik kaum eine einzige mehr übrig blieb. Die Nationalwerkstätten wurden endgültig in der Hauptstadt wie in den Provinzen geschlossen. Paris befand sich im Belagerungszustande, welcher erst im October aufgehoben wurde. Elf Zeitungen waren während des Kampfes verboten, einer der hervorragendsten Publicisten, Emil de Girardin, verhaftet worden und die Wiedereinführung der Cautionspflicht, welche bis zu 25 000 Francs betrug, umgab die Presse mit engen Schranken, zumal gleichzeitig die Strafen für Preßvergehen erhöht wurden. Auch die Klubfreiheit wurde stark gekürzt; die sämtlichen Sitzungen mußten öffentlich sein, so daß die Regierung durch Commissäre die Verhandlungen überwachen konnte. Der Verkehr zwischen den einzelnen Vereinigungen war verboten.

Vor allem trug der General selbstredend Sorge, die bewaffnete Macht zu einer durchaus zuverlässigen Waffe der Regierung zu machen; die Polizeitruppen wurden bedeutend verstärkt, zweifelhafte Bürgerwehrlegionen aufgelöst oder einzelne widerspenstige Nationalgarden entwaffnet, und andererseits diejenigen, die sich in den Junitagen hervorgethan, mit Auszeichnungen bedacht. In allen diesen Dingen stand Cavaignac sein Ministerium treu zur Seite; Lamoricière als Kriegsminister, Bastide für die auswärtigen, Sénard für die inneren Angelegenheiten, Goudchaux für die Finanzen, Recurt für die öffentlichen Arbeiten, Thourret für den Ackerbau, Carnot, welcher bald unter dem Drucke der Conservativen durch Baulabelle ersetzt wurde,

für den öffentlichen Unterricht. Späterhin schied im October auch dieser Letztere ebenso wie Sénard und Recurt aus; Freslon, Dufaure und Vivien übernahmen ihre Portefeuilles.

Die Kammer hatte sich darauf beschränkt, eine Untersuchungscommission einzusetzen, welche über die Vorfälle des Mai und Juni Bericht erstatten sollte. Unter dem Vorsitze Odilon Barrots entfaltete dieser Ausschuß eine rege Thätigkeit, wobei er mehrfach seine Befugnisse überschritten zu haben scheint, und legte endlich am 3. August durch den Abgeordneten Quentin-Bauchart der Nationalversammlung das Ergebniß vor, welches er aus umfassenden Zeugenvernehmungen, Berichten der Behörden und eigener Anschauung gewonnen. Die Spitze der Darstellung richtete sich, wie man bald merkte, gegen drei Mitglieder des Parlaments selbst, den Vorsitzenden der Arbeitercommission Louis Blanc, den gewesenen socialistischen Polizeipräsidenten Caussidière und endlich, wenn auch in geringerem Maße, gegen den Jakobiner Ledru-Rollin. Entrüstet erhoben die Genannten wie auch andere sich getroffen fühlende Abgeordnete Einwand gegen die Beschuldigung und gestalteten so die Sitzung des 25. August, in welcher die förmliche Berathung des Commissionsberichtes stattfand, zu einer außerordentlich stürmischen. Mit kurzer Unterbrechung hatte man vor dichtgefüllten Tribünen von Mittag bis zwei Uhr Morgens berathen, ohne zu einem abschließenden Urtheil über den Bericht zu kommen, als ein Schreiben des Generalprocurators eintraf, des Inhalts, die Nationalversammlung möge die Verhaftung der Abgeordneten Caussidière und L. Blanc genehmigen. Eine wild erregte Debatte erhob sich; auch Cabaignac ergriff das Wort, um die Maßregeln der Regierung zu vertheidigen. Gegen fünf Uhr endlich, als eben das erste Morgenrauen das Nahen des Tages ankündigte, schritt man nach siebzehnstündiger Sitzung zur Abstimmung; Louis Blanc wurde mit 504 gegen 252, Caussidière mit 477 gegen 278 Stimmen den Gerichten überliefert. Ehe man noch dazu schritt, sie zu verhaften, entflohen beide nach England.

Um diese Zeit war äußerlich in Paris von den Nachwehen des Junikampfes nichts mehr wahrzunehmen. Man hatte die Todten begraben und ihnen am 6. Juli eine feierliche Leichenfeier

auf dem Place de la Concorde veranstaltet, wo man zwei Monate früher das „Eintrachtsfest“ abgehalten; die zerstörten Gebäude waren ausgebeffert, das Pflaster wieder hergestellt, und die Gefangenen befanden sich bereits zu Tausenden nach den Colonieen unterwegs.

Der Boden war geebnet, um das Gebäude einer neuen Staatsverfassung aufzunehmen.

4.

Das Consulat.

Schon im Mai hatte die Nationalversammlung zur Berathung dieser wichtigsten Angelegenheit eine Commission eingesetzt, deren aus allen Parteigruppen entnommenen Mitglieder an Zahl 18 waren. Durch den Tod Dornès' und den Austritt zweier Abgeordneter war die Zahl nunmehr auf 15 herabgesunken. Der Gesetzentwurf, mit dessen Ausarbeitung sich der Ausschuß seit dem 19. Mai beschäftigt, war am 18. Juni fertiggestellt, dann aber unter Heranziehung je eines Vertreters für jede Abtheilung der Nationalversammlung — Thiers, Berrher, Crémieux, Duvergier befanden sich unter diesen Vertrauensmännern — nochmals berathen und endlich am 30. August der Nationalversammlung selbst eingereicht worden. Die Constitution, welcher die Verfassungen der ersten Republik und der Vereinigten Staaten als Muster gedient, gewährleistete die Freiheit der Person, des Eigenthums, der Presse, der Arbeit und Industrie, schaffte die Sklaverei und die Todesstrafe in politischen Dingen ab und übertrug die gesetzgebende Gewalt einer einzigen, 750 Köpfe zählenden, auf 3 Jahre gewählten Kammer, welche aus allgemeiner, geheimer Abstimmung hervorgehen sollte. Die Volksvertreter waren unverleßlich, unverantwortlich, wieder wählbar. Jedes Gesetz mußte, wenn nicht die Dringlichkeit erklärt war, in zehntägigen Zwischenräumen dreimal berathen werden, um Geltung zu erlangen. Zur Ausarbeitung der Gesetze sollte die Kammer einen Staatsrath von 40 Mitgliedern auf je 6 Jahre erwählen.

An der Spitze des Staates stand ein ebenfalls durch allgemeine Abstimmung gewählter Präsident — nur wenn keiner der Bewerber beim Wahlgange mindestens die Hälfte der Stimmen auf sich vereinigte, konnte die Nationalversammlung unter den fünf durch die meisten Stimmen ausgezeichneten Bewerbern einen erwählen —; der Präsident hatte, wenn seine vier Jahre betragende Amtsdauer beendet war, nicht das Recht der sofortigen Wiederwählbarkeit. Seine Gewalt war sehr beschränkt; es stand ihm namentlich nicht die Bevollmächtigung zu, gegebenen Falles die Kammer aufzulösen; auch war er nicht unverleßlich. — Ein eigener Gerichtshof sollte die Vergehen gegen den Staat untersuchen und durfte gegebenen Falles gegen den Präsidenten und seine Minister die Anklage erheben.

Am 5. September begannen die Debatten über diesen Verfassungsentwurf und dauerten fast ohne Unterbrechung bis zum 23. Oktober fort. Ein Hauptpunkt, um welchen sich die Verhandlungen drehten, war, nachdem man gleich zu Beginn das „Recht auf Arbeit“ formell abgeschafft, die Frage, ob man bei der einen, von dem Entwurfe vorgesehenen Kammer festhalten oder zwei solche Körperschaften schaffen solle. Am 25. September wurde die Berathung hierüber begonnen. Vergebens versuchten Duvergier de Hauranne und Odilon Barrot das Zweikammersystem zur Geltung zu bringen, indem der letztere in glänzender Rede darauf hinwies, daß die beiden Einzelparlamente der Weltgeschichte das „lange Parlament“ in England und der Convent in Frankreich, beide gleich blutigen Ungeedenkens, gewesen seien. Die Versammlung ließ sich nicht überzeugen und nahm mit großer Mehrheit den Ausschlußantrag an.

Der entscheidende Punkt der ganzen Verfassungsfrage aber war die Art und Weise, in welcher der Präsident gewählt werden sollte. Der Entwurf verlangte directe Ernennung durch das Volk, allein eine starke Partei im Parlamente neigte sich dazu, das Staatsoberhaupt durch die Volksvertretung zu ernennen. Ein besonderes Ereigniß, welches sich am 17. September zutrug, konnte nur dazu dienen, diese Auffassung zu bekräftigen. In 13 Departements fanden an dem genannten Tage Ersatzwahlen für die Kammer statt, und mit mehr als

300 000 Stimmen schickten 5 dieser Bezirke den, nach seiner vierfachen Wahl am 4. Juni ausgetretenen Prätendenten Louis Bonaparte abermals in die Volksvertretung, wofelbst er am 26. erschien. Es war das zweite drohende Lebenszeichen, welches der Bonapartismus gab. Das erste, die Wahlerfolge des Juni, war von den gemäßigten Republikanern als ein Zufall, als der Ausfluß einer vorübergehenden Stimmung unterschätzt und in der Erregung und dem Schrecken der folgenden Tage vergessen worden. Jetzt aber war kein Zweifel mehr möglich; der Stern des einstigen Gefangenen von Ham, des Abenteuerers von Straßburg und Boulogne flog mit überraschender Geschwindigkeit empor.

Wer konnte wissen, wohin eine solche Bewegung führen würde? Auf alle Fälle erschien es den weiter Blickenden sicherer, nicht durch die Verleihung der Präsidentswahl an das Volk die Möglichkeit einer Cäsarenherrschaft zu unterstützen. Als die Debatten begannen, stellte Jules Grévy, der spätere Präsident der dritten Republik, den Antrag, daß ein Conseil-Präsident, von der Kammer ernannt und stets absetzbar, im Namen der Volksvertretung die Executive innehaben solle. Ein anderer Verbesserungsvorschlag, von Leblond ausgehend, wünschte einfach den Präsidenten durch die Kammer gewählt zu sehen, eine Ansicht, welche in dem Verfassungsausschusse der Abgeordnete de Parieu schon früher vertreten. Die Debatten waren heftig. Lamartine trat in einer Rede, deren Kraft und hinreißende Wirkung an seine besten Zeiten erinnerten, für die Wahl durch das Volk ein, eine der letzten großen Thorheiten, die der so rasch von seiner unermesslichen Popularität gesunkene Dichter als Staatsmann beging. Die große Mehrzahl der Versammlung schloß sich ihm an; der Antrag Grévys fiel mit 158 gegen 643, der Leblonds, für welchen Cavaignac und seine Minister stimmten, mit 211 gegen 602 Stimmen. Mit beinahe 500 Stimmen Mehrheit wurde die Wahl des Präsidenten durch das Volk beschlossen, und alsdann die ganze Verfassung mit 739 gegen 30 Stimmen zum Gesetze erhoben. Zur Feier des glücklich beendeten Constitutionswerkes fand am Vormittag des 12. November eines der gewohnten großen Feste statt; man

sang das Te Deum, hielt Reden und verlas schließlich feierlich die neue Verfassung, während von dem grau überzogenen Himmel bereits die Schneeflocken herabwirbelten und ein schneidender Wind die Straßen durchpfliff.

Wem sollte nunmehr die höchste Macht im Staate zufallen? An Bewerbern fehlte es nicht; der gewandte, allen Verhältnissen sich geschmeidig anpassende Thiers hätte die ihm angebotene Ehre gewiß nicht ausgeschlagen. Auch Lamartine besaß noch soviel Einfluß, daß zum Mindesten sein Name unter den Candidaten genannt wurde. Andere wieder sprachen von dem am 17. September in die Kammer gewählten Grafen Molé, dem Träger eines der ältesten und vornehmsten Namen Frankreichs. Vielfach wünschte man jedoch, um weiteren inneren Zwistigkeiten vorzubeugen, einen erprobten Kriegsmann an der Spitze der Regierung zu sehen; hier boten sich die Generale Changarnier und Bugeaud dar.

Alle diese Candidaturen jedoch waren aussichtslos; denn in Wirklichkeit lief der ganze Wahlkampf auf ein Duell zwischen Cavaignac und Bonaparte hinaus, hier der alte Haudegen, der sich auf seine Thaten im Juni 1848 berief, dort der verwegene Abenteurer, dessen Augen als Ziel seiner Ränke die Kaiserkrone des 2. December vorschwebte.

Cavaignac hatte viel für sich; seine Bezwingung des Arbeiteraufstandes stand in frischer Erinnerung; man mußte, daß sein offener, derber, nicht allzuweit blickender Sinn ihn nie zu einem Staatsstreich treiben würde, und daß seine Faust Kraft genug besaß, um weitere Revolutionsversuche niederzuhalten. Was vermochte der verschlossene, schweigsame, noch bis vor Kurzem mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftete Prätendent dagegen in die Wagschale zu werfen? Sein bisheriges bewegtes Leben, das ihn durch Verbannung, Kerker, Verschwörungen und Abenteuer jeder Art geführt, bot nicht die geringste Gewähr für seinen Charakter. Seine Persönlichkeit war durchaus nicht geeignet, mit sich fortzureißen. Stets schweigsam, höflich, aufmerksam zuhörend, verrieth er in keiner Weise besonderen Geist oder sonstige hervorragende Gaben, ein Umstand allerdings, der ihm bei den vor einem Staatsstreich Besorgten nur förderlich

sein konnte. Von den großen Parteien hatte keine sich ihm angeschlossen; das Geld, das er zu seiner Agitation gebrauchte, mußte ein englisches Bankhaus ihm vorstrecken. Allerdings war eine Schaar rühriger Anhänger für ihn thätig; ehrgeizige, in der Wahl ihrer Mittel wenig scrupulöse Männer, die Nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen hatten, und in der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft mit allen Kräften sich bemühten, ihrem Auserwählten zum Siege, sich selbst zur Beute zu verhelfen.

Allein was wollten derartige Anstrengungen gegenüber den Massen der Wähler besagen? Sie hätten unter allen Umständen erfolglos bleiben müssen, wenn nicht — und dies ist die erste wichtige Ursache — der Cäsarismus, der Gedanke eines mächtigen, demokratischen Kaiserthums geradezu in der Luft gelegen hätte. Alles, was man seit dem Sturze Napoleons I. erhofft und erträumt, hatte sich als nichtig erwiesen. Wichtig war der Versuch, noch einmal die Herrschaft des Legitimismus in Frankreich einzuführen, und hatte im Juli 1830 sein Ende gefunden. Wichtig war der Gedanke des constitutionellen Königthums, das der 24. Februar 1848 begrub; nichtig endlich waren die Träume von der freien, gleichen und brüderlichen Republik, die in den Junitagen geistig, wenn auch noch nicht thatsächlich, zusammengebrochen war. Alles, die Staatsverfassungen, die man seit 33 Jahren versucht, hatten zu nichts Anderem als zum Bürgerkriege, zu Aufruhr und Greueln jeder Art geführt und unwillkürlich lenkten sich die Blicke nach den ruhmreichen Zeiten des ersten Kaiserreichs zurück.

Und nun trat — und dies war der zweite entscheidende Umstand — vor das ermattete, ruhesuchende Volk ein Mann, der selbst den Namen des großen Corsen trug, in dessen Adern das Blut des gewaltigen Eroberers floß. Welche Fülle von Erinnerungen an Ruhm und Glanz erweckte der Name Bonaparte! Gleichgültig, wer ihn trug; ein Neffe des ersten Napoleon mußte doch etwas von dem Geiste, der Kraft seines großen Oheims geerbt haben. Es war keine bewußte Ueberlegung, welche auf ehrliche Weise für den Prätendenten sich entschied. Ein gewisser Instinkt, ein dumpfes Gefühl, daß ein Napoleon

doch Alles besser durchführen müsse, als ein anderer Sterblicher; trieb in Massen das Volk auf die Seite des ehrgeizigen Prätendenten. Was andere Parteien durch Reden, Aufruhr und Agitation jeder Art zu erreichen versuchten, bewirkte hier ein einziges Wort. Ein Bonaparte stellte sich zur Wahl; — er mußte gewählt werden.

So nur läßt sich der in der Geschichte fast einzig dastehende Erfolg erklären, der in wenigen Monden aus einem heimathlosen, verspotteten Flüchtling das Oberhaupt eines mächtigen Volkes machte. Vergebens suchte Cavaignac dagegen anzukämpfen. Zwar gelang es ihm am 25. November in einer zündenden Rede, die Kammer von der Nichtigkeit jener Anschuldigungen zu überzeugen, welche seine Feinde, Garnier-Pagès an der Spitze, gegen seine Haltung in den Junitagen erhoben, und es durchzusetzen, daß die Versammlung gegen eine Minderheit von 34 Stimmen, zu welcher letzterer Victor Hugo gehörte, nochmals die Erklärung abgab, daß General Cavaignac sich wohl um das Vaterland verdient gemacht habe. Allein bald kamen neue Zwischenfälle. Der Papst war am 15. November aus dem aufständischen Rom geflüchtet und die französische Regierung dadurch in eine schwierige Lage versetzt, da sie, wollte sie nicht ihren bisherigen Einfluß in Italien preisgeben, sich genöthigt sah, den heiligen Stuhl zu unterstützen. Cavaignac entsandte einen Vertrauten, de Gorcelles, nach Rom, und schickte den Cultusminister nach Marseille, um den flüchtenden Papst dort würdig zu empfangen. Auch wurde, unter Zustimmung der Kammer, Miene gemacht, Kriegsschiffe und Truppen gegen den Tiber zu entsenden, allein als die Nachricht eintraf, daß der Papst sich über Civita-Vecchia nach Gaeta gewandt und dem Könige Neapels sich anvertraut hatte, kühlte sich der Eifer ab und es entstand der Eindruck, als habe man zu voreilig dem Heiligen Vater die Hülfe Frankreichs angeboten.

Unangenehmer noch war ein Vorfall im Inneren. Man entdeckte, daß auf der Liste derjenigen, welche, als durch die Februar-Revolution verwundet oder sonstwie geschädigt, Unterstützung vom Staate bezogen, sich Individuen des zweifelhaftesten Rufes, Diebe, Brandstifter, Betrüger, selbst die Verwandten

der Urheber der gegen Louis Philipp gerichteten Attentate waren. Cavaignac wußte selbstredend davon nichts, allein man machte ihn für seine „Pensionäre“ verantwortlich und bekam die Ueberzeugung, daß der solcher Staatsgeschäfte unkundige General seine Untergebenen nicht genügend überwache. Es war dies ein schwerer Schlag für Cavaignac und vergebens suchte er ihn dadurch unschädlich zu machen, daß er sich häufiger als sonst öffentlich zeigte, sich mit den Parteien gut zu stellen suchte und in Form eines Circulars an die Beamten eine Art von Wahlaufruf erließ.

Auch Napoleon hatte eine Proclamation erlassen. „Wenn ich zum Präsidenten gewählt würde“, hieß es darin, „so würde ich vor keinem Opfer zurückscheuen, um die so verwegene bedrohte Gesellschaft zu vertheidigen. Ohne jeden Hintergedanken würde ich mich gänzlich der Kräftigung meiner Republik widmen, die weise in ihren Gesetzen, achtbar in ihren Absichten, groß und stark in ihren Thaten sein soll. Ich würde meine Ehre darein setzen, nach Ablauf der vier Jahre meinem Nachfolger die Staatsgewalt gefestigt, die Freiheit unverfehrt, verbunden mit wirklichen Fortschritten, zu überliefern.“ Eine gewandte Phrase beschloß das Manifest. „Hat man die Ehre, an der Spitze des französischen Volkes zu stehen, so giebt es ein unfehlbares Mittel, das Gute zu thun —, man braucht es nur zu wollen! —“

Am 10. December begann im ganzen Lande die Wahl, ohne daß die Ruhe irgendwie gestört wurde, und schon am 13. war nach den bereits gesammelten Zahlen der Sieg Napoleons entschieden. Erst am 20. December aber konnte das endgültige, genaue Ergebnis festgestellt und in der Kammer, die inzwischen ihre Sitzungen vertagt, durch Waldeck-Rousseau verkündet werden.

Mit 5434426 Stimmen hatte das französische Volk Louis Napoleon Bonaparte zu seinem Oberhaupte erwählt. Auf seinen Gegner Cavaignac waren nur 1448107 Stimmen gefallen. Für Ledru-Rollin waren 370119 Radicale, für Raspail 36920 Socialisten eingetreten. Den Beschluß machte der noch vor Kurzem vom Volke gefeierte Lamartine. Die 17910 Stimmen, welche sich auf ihn vereinigt, bewiesen, wie rasch man seine Unfähigkeit erkannt und gewürdigt hatte. General Changarnier

endlich erhielt 4790 Stimmen, 12 600 waren zerstückelt, so daß sich im Ganzen in runder Summe mehr als $7\frac{1}{4}$ Millionen Franzosen an der Wahl theilhaftig und von diesen beinahe $5\frac{1}{2}$ Millionen für Napoleon entschieden hatten. Es war ein Sieg, wie ihn der Präsident und seine Anhänger wohl selber kaum erhofft. Sofort nach Verlesung des Wahlergebnisses gab Cavaignac sammt seinem Ministerium in einfachen und würdigen Worten sein Amt der Versammlung zurück. Alsdann bestieg der neue Präsident, der inzwischen eingetreten war und neben Barrot Platz genommen hatte, in schwarzer Kleidung, mit dem Bande der Ehrenlegion geschmückt, die Tribüne und leistete den vorgeschriebenen Schwur auf die Verfassung. Nachdem dies geschehen, sprach er unter lautloser Stille folgende Worte:

„Die Stimmen der Nation und der Eid, den ich soeben geschworen, schreiben mir meine künftige Haltung vor. Meine Pflicht ist fest bestimmt, ich werde sie als Ehrenmann erfüllen.“

„Ich werde Feinde des Vaterlandes in allen denen erblicken, welche versuchen sollten, durch ungesetzliche Mittel eine Aenderung dessen herbeizuführen, was Frankreich errichtet!“ (Sehr gut! Sehr gut!) „Zwischen Euch und mir, Bürger-Abgeordnete, kann es keine ernstlichen Meinungsverschiedenheiten geben. Unsere Wünsche und Absichten sind die gleichen.“

„Wie Sie, will ich die Gesellschaft auf ihren Grundlagen befestigen, die demokratischen Einrichtungen stärken und nach allen Mitteln forschen, um die Leiden dieses edelmüthigen Volkes zu lindern, welches mir soeben ein so bedeutames Zeichen seines Vertrauens gegeben.“ (Sehr gut! Sehr gut!)

„Die Stimmenmehrheit, welche ich erhalten, erfüllt mich nicht allein mit Dankbarkeit, sondern wird auch der Regierung jene moralische Kraft verleihen, ohne welche sie keine Autorität besitzt.“

„Mit Frieden und Ordnung kann unser Volk sich wieder aufrichten, seine Wunden heilen, die Verirrten zurückführen, die Leidenschaften beruhigen.“

„Von diesem Geiste beseelt, habe ich an meine Seite ehrenwerthe, fähige, dem Lande ergebene Männer berufen, überzeugt,

daß sie, der Verschiedenheit ihrer politischen Ausgangspunkte ungeachtet, mit Ihnen in der Anwendung der Constitution, der Vervollkommnung der Gesetze, dem Ruhme der Republik wett-eisern werden.“ (Beifall.)

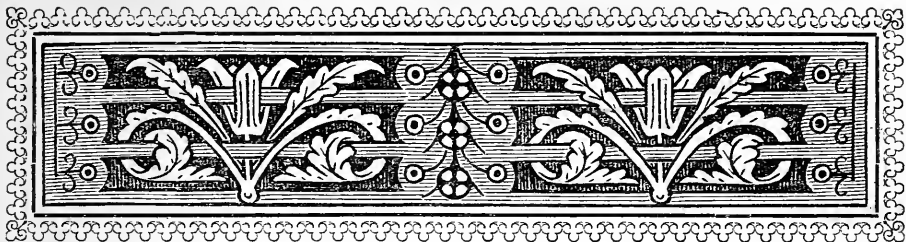
„Die neue Verwaltung muß, indem sie in die Geschäfte eintritt, ihrer Vorgängerin für die Bemühungen danken, durch welche sie uns die Staatsgewalt unverfehrt überliefert und die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten hat.“

„Das Verhalten des ehrenwerthen Generals Cavaignac war würdig der Loyalität seines Charakters und desjenigen Pflichtbewußtseins, welches die erste Eigenschaft eines Staatsoberhauptes ist.“

„Wir haben, Bürger-Abgeordnete, eine große Aufgabe zu erfüllen, nämlich eine Republik im Interesse Aller und eine gerechte feste Regierung zu begründen, welche von einer wahrhaften Liebe zu dem Volke beseelt ist, ohne reactionär oder utopistisch zu sein!“ (Sehr gut!)

„Seien wir Ungehörige des Landes und nicht eine Partei! So werden wir, mit Gottes Hülfe, wenigstens das Gute thun, wenn wir auch nicht große Dinge zu vollbringen vermögen! —“





III. Abschnitt:

Der italienische Freiheitskampf.

Es war eine bunt zusammengesetzte Armee, welche gegen Radetzky's Heer zu Felde zog, ungleich nicht nur in Ausrüstung und Führung, sondern auch in dem Geiste, welcher sie besetzte.

Den Kern des Ganzen bildeten selbstverständlich die piemontesischen Truppen. Die Streitmacht Carl Alberts belief sich auf eine Brigade Gardes, 4 Grenadier- und 2 Jägerbataillone umfassend, 9 Brigaden Infanterie zu je 2 Regimentern, deren jedes 10 Compagnieen Linienfußvolk und 4 Jägercompagnieen besaß, ferner ein Bataillon der bekannten Bersaglieri, einer vorzüglichen Schützentruppe, und Abtheilungen Marineinfanterie. An Reiterei waren 6 Regimenter zu je 5 Schwadronen, an Artillerie 12 Battereien zu 8 Geschützen vorhanden. Dazu kam noch ein zahlreiches Festungsartilleriecorps und ein Bataillon Sappeurs. Auf dem Papiere sollte die Armee im Ganzen 60—70 000 Mann mit 5000 Pferden und 96 Geschützen zählen, doch ist anzunehmen, daß ihre Feldstärke zu Beginn der kriegerischen Operationen nicht mehr als etwa 45 000 Mann betragen hat. General Bava commandirte das erste Armeecorps, de Sonnaz das zweite, der Herzog von Savoyen, der Sohn des Königs, die Reserve. Den Oberbefehl führte Carl Albert selbst.

Schon die ersten Märsche des piemontesischen Heeres hatten gezeigt, daß nicht Alles so war, wie es sein sollte. Das Verpflegungswesen, die Organisation und Ausrüstung der Truppen geriethen binnen Kurzem in vollständige Verwirrung, wozu die überhastete Mobilmachung und der Mangel an Kriegserfahrung nicht das Wenigste beitrugen. Schlimmer noch stand es mit der Führung. Der König selbst war trotz seines hohen persönlichen Muthes kein Soldat. Außer Stande, die Bewegungen einer Armee zu leiten, besaß er nicht einmal die Gabe, dem gemeinen Manne Zutrauen und Kriegsbegeisterung einzuflößen. „Mit einem tapferen Heere voll Feuer erschien er nie verlegener als nach einem Erfolge“, schildert ihn der Piemontese Pinelli, „auch jetzt, auf dem Gipfel seines Glückes, wie beim Einrücken in die Lombardei, war er eine geisterhafte Erscheinung, abgespannt, bleich wie ein Schuldbewußter, mehr einem Flüchtling als einem König gleichend, stimmte er seine Truppen herab, indem er kein Zeichen von sich gab, daß er ihren Enthusiasmus, ihren Jubel theile. Während des ganzen Feldzuges wußte er nie ein Wort für die Leiden des Soldaten, des Verwundeten zu finden.“

Der Mangel an Selbstvertrauen und Energie, welcher den König erfüllte, konnte auch durch den Einfluß der Generale nicht aufgehoben werden. Die Bava, Sonnaz und Andere waren Kadetky und einigen seiner Unterführer in keiner Weise gewachsen. Auch mit dem Offiziercorps war es schlecht bestellt. Der Generalstab zeigte eine bemerkenswerthe Unfähigkeit, die Frontoffiziere vermochten vielfach ihre Stelle nicht auszufüllen. Unter diesen Umständen mußte die Tapferkeit des gemeinen Soldaten das Beste thun, und in der That ließen es die sardischen Truppen daran nicht fehlen. Die Erfolge, welche Carl Albert anfänglich errang, verdankte er mehr dem Kampfesmuth der einzelnen Regimenter als den Anordnungen seiner Generale.

Außer dem Heere Piemonts waren, wie bemerkt, auch von sämmtlichen übrigen italienischen Staaten Contingente auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, welche jedoch vorwiegend eine defensiv Haltung beobachteten. Der bedeutendste dieser Truppen-

körper, die Heeresmacht Neapels, etwa 15 000 Mann, traf erst nach Beginn des Krieges im Monate Mai ein, war also an den zunächst zu schildernden Ereignissen nicht theilhaftig. Von Parma war ein Bataillon Infanterie, 2 Compagnieen Dragoner und etwas Artillerie, zusammen über 1000 Mann, von Toscana und Lucca 1 Grenadier- und 7 Infanteriebataillone nebst einer Schwadron Dragoner, im Ganzen 4000 Köpfe, entsandt. Das — ziemlich widerwillig ins Feld ziehende — Contingent Modenas betrug 1500 Mann, in 2 Bataillone, eine Schwadron und eine Batterie eingetheilt. Bedeutender als die Streitmittel dieser Kleinstaaten waren die päpstlichen Truppen. Sie bestanden aus 2 Grenadier-, 2 Jäger- und 5 Füsilierbataillonen, nebst einem Dragonerregiment, welches durch die Gefechte mit den Räuberbanden des Kirchenstaates bereits an Kampf und Krieg gewöhnt war, und 2 Batterieen zu je 8 Geschützen. Dazu traten ferner die berühmten beiden Schweizerregimenter unter der Führung der Obersten von Latour und von Kämy, eine auserlesene, 4400 Mann starke Truppe. Die von der Lombardei und Venedig selbst aufgestellten regulären Truppen endlich, deren Kern die übergetretenen italienischen Regimenter der österreichischen Armee bildeten, waren erst in der Entstehung begriffen. Die zunächst zu organisirenden, aus der Besatzung Cremonas entnommenen Regimenter erhielten die Namen: Cremona und Mailand die Siegerin. Ferner bildete Oberst Sessa ein erstes Linienregiment. Im Venetianischen leitete General Zucchi, ein fähiger Offizier, welcher unter Napoleon sich ausgezeichnet, von der österreichischen Regierung aber später abgesetzt, 1831 zum Tode verurtheilt, dann begnadigt worden war, die Kriegsrüstungen. Alles in Allem wird man die Stärke der regulären Truppen, welche im Laufe des April gegen Oesterreich im Felde standen, auf 60 000 Mann berechnen können. Späterhin vermehrte sich die Zahl durch das Eintreffen der Verstärkungen aus Sardinien und Neapel bedeutend. Außer diesen Linientruppen hatten sich in der allgemeinen Begeisterung eine große Menge Freicorps organisirt, deren Zusammensetzung eine höchst verschiedene war. Neben Studentencorps aus Pavia, Pisa, Padua, neben Freischaaaren, welchen die Jugend der besten

Stände angehörte, bestanden im Venetianischen und dem Kirchenstaate unter dem Namen Kreuzfahrer oder Freicorps Schaaren, welche sich wenig oder gar nicht von den auch in Friedenszeiten aufgetretenen Räuber- oder Schmugglerbanden unterschieden. Der militärische Werth dieser Freischaaren war im Allgemeinen kein größerer, als ihn eben solche Corps überhaupt zu besitzen pflegen. Die Thatsache, daß ein mechanisch eingedrillter und abgerichteter Soldat einem noch so begeisterten, ungeübten Freischärler hundertfach überlegen ist, bewahrheitete sich auch hier, und ebenso der in allen Kriegen bestätigte Satz, daß Freischaaren zwar in kleinen Verhältnissen und günstigem Gelände ein nicht zu unterschätzender Gegner sind, auf den Gang des großen Krieges aber keinen bestimmenden Einfluß zu üben vermögen. Zudem war bei den Italienern, ihrem Nationalcharakter entsprechend, das Säbelgerassel und Kriegsgeschrei oft größer als der wirkliche Kampfmuth. Von den 20 000 Freiwilligen, welche sich in der Lombardei zum Eintritt in die Streifscharen gemeldet hatten, sollen kaum 6000 wirklich ins Feld gezogen sein.

Das einzige Mittel, einen wirklichen Volkskrieg zu entflammen, wäre — nach dem Vorgange Preußens im Jahre 1813 — die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Errichtung disciplinirter Landwehrtruppen an Stelle der Freischaaren gewesen. Der Versuch hierzu wurde allerdings gemacht, allein ohne besondere Energie und demgemäß auch ohne besonderen Erfolg. Auch die Errichtung von Fremden-corps, wobei man namentlich auf die Schweizer und die Polen rechnete, ging nur langsam vor sich, trotzdem die mailändische Regierung am 25. März einen begeisterten Aufruf erließ.

Immerhin jedoch war die italienische Streitmacht der österreichischen Feldarmee zunächst wohl um das Dreifache überlegen. Denn nach Abzug der für die vier Festungen erforderlichen Besatzungen — in Mantua allein war eine Garnison von 10—12 000 Mann nöthig — konnte Radetzky nicht mehr als 20 000 Mann in das Gefecht führen.

Erwägt man dieses ungünstige Zahlenverhältniß, erwägt man ferner die Lage der Oesterreicher, die, inmitten einer feindseligen Bevölkerung, rings von Gegnern umgeben, vom Heimat-

Lande nahezu abgechnitten, nur mit dem allernothwendigsten Kriegsvorrath ausgerüstet und durch alle die Vorfälle der letzten Wochen moralisch erschüttert, in einer zähen Vertheidigung ihre einzige Rettung erblicken mußten, so erscheinen die Maßregeln Maderkys als die einzig richtigen und angemessenen. Der Plan des Feldmarschalls ging dahin, sich, auf die vier Festungen gestützt, in dem zwischen Mincio und Etich liegenden, vom Gardasee und Po begrenzten Gebiete zu halten und dem Feinde hier, wenn er sich in das Festungsviereck hineinwagte, den möglichsten Abbruch zu thun, ohne jedoch in einer Entscheidungsschlacht das Schicksal des Heeres auf das Spiel zu setzen. Des Weiteren handelte es sich darum, die noch offene Verbindungslinie mit Oesterreich über Roveredo und Trient frei zu erhalten und die aus dem Venetianischen und von Mittelitalien kommenden Angriffe zurückzuschlagen. Dem entsprechend zog Maderky seine Hauptmacht in Verona zusammen, während er in den anderen Festungen starke Besatzungen und am Mincio eine Arrièregarde zurückließ. Nach Trient, dessen Bürgerchaft aus ihren Sympathieen für den Aufstand kein Hehl machte, entsandte er ein 800 Mann starkes Seitendetachement unter dem Oberst Baron Zobel, einem Manne, auf dessen rücksichtslose Energie er sich verlassen konnte. Zobel entsprach dem ihm gewordenen Auftrage. Er besetzte die Citadelle von Trient mit der Drohung, von hier aus bei dem ersten Versuche des Aufruhrs die Stadt in Brand schießen und plündern zu lassen, er verhaftete sämtliche Häupter der italienischen Partei, ließ die Bürgerchaft entwaffnen, zahlreiche Hinrichtungen vornehmen und hielt mit eiserner Hand die Stadt nieder. Weiter jedoch reichte seine Macht nicht; daß die Bewegung sich über Judicarien bis weit nach Tirol hinein erstreckte, vermochte er nicht zu verhindern.

Welches waren nun dem gegenüber die Pläne Carl Alberts? Es konnte für den König und seine Generale kein Zweifel darüber bestehen, daß die Vertreibung der Oesterreicher aus Mantua und der Etichlinie, eine Aufgabe, die selbst einem Bonaparte Zeit und Mühe gekostet, ein schweres Werk sein werde. Viel vortheilhafter und angemessener mußte es erscheinen, vorerst Maderky völlig zu isoliren, indem man ihm den Weg

nach Tirol abschnitt und sich zugleich mit den Venetianern in Verbindung setzte. Allein der König überließ die Ausführung dieses Gedankens den Freischaaern, welche nichts auszurichten vermochten, er selbst entschloß sich, gewissermaßen den Stier bei den Hörnern zu packen und gegen das Festungsviereck vorzudringen. Gelang es ihm hier, solange noch die kriegerische Begeisterung in Italien währte, und die am Sponzo in höchster Eile zusammengezogene österreichische Reservearmee nicht marschbereit war, Radetzky in einer Entscheidungsschlacht zu schlagen, und die Etzlinie zu erringen, so war das Schicksal des Feldzuges nahezu entschieden.

Am 8. April hatte Carl Albert sein Hauptquartier von Asola nach Castiglione verlegt und ließ sein Heer in mehreren Colonnen gegen den Mincio vorrücken. Am Ufer dieses Flusses kam es, nachdem schon Tags vorher Oberst Benedek ein glückliches Streifgefecht gegen piemontesische Reiter geliefert, zu den ersten ernstesten Kämpfen. In dem zwei Stunden von Mantua am rechten Ufer des Mincio gelegenen Städtchen Goito hatte sich eine Compagnie Kaiserjäger festgesetzt, um den Ort so lange zu halten, bis die an den vorhergegangenen Tagen durch den Regen gestörte Sprengung der Brücke vollzogen sein würde. Mit einer aus zwei Infanterieregimentern, Bersaglieri, Marinesoldaten und Freischärlern bestehenden Abtheilung griff um sieben Uhr Morgens General Bava die Stellung an. Die Kaiserjäger bewahrten ihren alten Ruhm; dreimal schlug das wohlgezielte Feuer der kleinen Schaar die Feinde in die Flucht, und erst dann zog sich die Compagnie zurück, als ein überlegenes Geschützfeuer sie zum Weichen nöthigte. Die Sprengung der Minciobrücke wurde nun ausgeführt, jedoch mit so geringem Erfolge, daß es den tapfer vordringenden Piemontesen gelang, das linke Ufer des Flusses zu erreichen und sich einiger hier postirter Geschütze zu bemächtigen. Nach vier Stunden war der Kampf beendet; die Brigade Wohlgemuth, welche den Kaiserjägern als Rückhalt gedient hatte, zog sich auf das Glacis von Mantua zurück. Die Oesterreicher gaben ihren Verlust auf 120 Mann an. Zwei Enkel Andreas Hofers, der eine Lieutenant, der andere Cadet, befanden sich unter den Gebliebenen.

Der Verlust der Piemontesen mag nicht geringer gewesen sein. Zwei ihrer Obersten, La Marmora und Macarani, waren verwundet.

Am folgenden Tage überschritten nach unbedeutenden Plänkelleien bei Monzambano und Valleggio auch die anderen Colonnen der piemontesischen Armee den Mincio. Radetzky, welcher am 8. eine Schlacht erwartet zu haben scheint und bei Villafranca gegen Abend sein Heer vereinigt hatte, ging am 10. wieder nach Verona zurück.

Der Kampf bei Goito war ein Arridèregarden-Gefecht gewesen und konnte als solches nicht anders als siegreich für die Piemontesen enden. Nichtsdestoweniger hatte der glückliche Ausgang des Treffens in hohem Maße das Selbstvertrauen der Italiener gehoben; man bestürmte den König, rücksichtslos vorzugehen und dem Feinde auf dem Fuße zu folgen. Allein Carl Albert schien es zu gefährlich, sich schon jetzt in das Festungsbereich zu wagen. Er beschloß, Peschiera zu belagern, um sich nach dem Falle der Festung der über Pastrengo und Rivoli führenden Verbindungslinie der Oesterreicher mit Tirol bemeistern zu können.

Peschiera, am Gardasee an der Ausmündung des Mincio gelegen, war eine kleine, in Form eines Fünfecks erbaute Festung, vor deren Front sich zwei vorgeschobene Forts, della Mandella und Salvi, befanden. Eine besondere Stärke besaß der Platz nicht, da die rings die Stadt umgebenden Höhenzüge dem Belagerer eine gedeckte Annäherung gestatteten. Zudem mangelte es an Lebensmitteln. Durch die Nachlässigkeit der österreichischen Verwaltung war zu Beginn des Aufbruchs kein genügender Proviant vorhanden, und jetzt war es zu spät, das Versäumte nachzuholen, zumal sich auch die Schiffe auf dem Gardasee in der Gewalt der Italiener befanden. Die Besatzung bestand aus einem Bataillon Ottochaner, der nöthigen Artillerie und einigen Husaren: Gouverneur war der Feldmarschall-Lieutenant Baron Rath.

Es trat somit jetzt ein Stillstand in den Operationen der piemontesischen Armee ein. Am 13. hatte der König die Festung zur Uebergabe aufgefordert und ein heftiges Feuer auf

das Fort Salvi eröffnet, am 19. einen ziemlich unklaren Vormarsch gegen Mantua ausgeführt, welcher zu einem kleinen Gefechte unter den Wällen der Festung führte. Am nächsten Tage traf eine wesentliche Verstärkung, die toscanischen und modenesischen Truppen mit vielen Freiwilligen ein. Sie wurden, unter dem Befehl des Generals Ferrari, in eine besondere Division formirt. Zwei weitere große Recognoscirungen, welche am 23. und 25. stattfanden, führten zu keinem besonderen Ergebniß. Radetzky hielt seine Truppen in Mantua und Verona zurück.

Ein einziges kleineres Gefecht hatte am 10. die innerhalb des Festungsvierecks herrschende Ruhe unterbrochen. Eine Abtheilung der mailändischen Freiwilligenlegion Manara war am 10. in Gardolino gelandet, hatte sich einer Pulvermühle bemächtigt und in Castel-Nuovo Stellung genommen. Dieser wichtige Punkt, in welchem sich die Straßen Peschiera-Verona und Mantua-Tirol kreuzen, wurde alsbald von dem Fürsten Taxis mit einer kleinen österreichischen Abtheilung wieder besetzt, worauf sich die Italiener wieder zurückzogen.

Während die piemontesische Armee bei Peschiera Halt machte, hatten die Freischaaren unter Führung des Generals Alleani einen Einfall in Tirol geplant, ein Vorhaben, welches im Falle des Gelingens den Oesterreichern allerdings zu größtem Nachtheil gereichen mußte. Am 9. April überschritten die ersten Colonnen die Tiroler Grenze, am 17. hielten die verschiedenen Freischaaren bereits das Gebiet von Clus bis zum Gardasee besetzt und hatten die Verbindung zwischen Trient und Verona gesperrt.

In Tirol waren zu Ende März nur 7 k. k. Bataillone nebst etwas Reiterei und Geschütz vorhanden. Ein Theil dieser Truppen war zur Beobachtung der Schweizer Grenze erforderlich, zwei italienische Bataillone des Regiments Victor d'Este waren dem Abfall nahe, und es konnte daher der in Tirol commandirende Feldmarschall-Lieutenant Baron Welden den in der Lombardei kämpfenden Oesterreichern vorerst keine Unterstützung zu Theil werden lassen. Nachdem er seine verfügbaren Truppen, 2 Bataillone, bei Bogen versammelt, berief er am 27. März den

Tiroler Landsturm. Die treuesten Unterthanen des Hauses Habsburg säumten nicht, dem Rufe zu folgen. Unter der Führung des Landesgouverneurs Grafen Brandis traten sie in Schützencompagnieen zusammen, deren Zahl in wenigen Wochen 60 erreichte, und bewaffneten sich, so gut es ging. Die Erinnerungen an das Jahr 1809 wurden lebendig; selbst von den Kämpfern jener Zeit waren Einige noch rüstig genug, um mit in das Feld zu ziehen, so vor Allem der Pater Gaspinger, der Hauptmann Gasser und Andere.

Um die Mitte April erachtete sich Feldmarschall-Lieutenant Welden, welcher außer dem Landsturm auch einige Verstärkungen an regulären Truppen erhalten hatte, für stark genug, um seinerseits zum Angriff überzugehen, zumal der Feind schon Trient bedrohte. Am 19. brach er in zwei Colonnen gegen Stenico und Clus auf und trieb die Freischaaren fast ohne Widerstand vor sich her. Am 21. bereits hatten die Italiener in fluchtartigem Rückzuge ganz Tirol mit Ausnahme einiger Grenzdörfer in Judikarien geräumt. Welden nahm nunmehr eine feste Stellung zwischen Trient und Roveredo ein und hielt die Posten von Stenico, Male und Riva besetzt. Die Tiroler Schützen wurden, da der Feind ihr Land geräumt, in ihre Heimat entlassen.

Unter den Freischaaren erhob sich das in solchen Fällen übliche Verrathsgeschrei. Sie empörten sich in Bergamo gegen ihren Führer Allemandi, welcher gefangen genommen und nach Mailand gebracht wurde, erhielten aber dann von der Regierung zu Mailand den Befehl, sich in Brescia und Bergamo den Linientruppen einreihen zu lassen. Begreiflicher Weise erregte diese Anordnung großen Mißmuth und konnte nur sehr unvollkommen durchgeführt werden. Viele Freischaaren blieben in Judikarien, in der Gegend des Idrosee's stehen und bestanden bei Stiro am 27. ein Gefecht gegen die Oesterreicher.

Auch im Rücken der Letzteren war es zu Kämpfen gekommen. Eine Schaar venetianischer „Kreuzfahrer“ hatte sich bei Sorio, fünf Stunden von Verona festgesetzt und war am Tage des Gefechtes von Goito, dem 8. April, nach einem hitzigen Kampfe von einer österreichischen Colonne unter dem Fürsten Liechten-

stein nach Vicenza zurückgeworfen worden. Einige Zeit später, am 21., wurde eine „Befreiungsschaar“ des Bolognesen Zambeccari in der Nähe Segnagos von der Liechtensteinischen Abtheilung überrascht und zeriprengt. Im Venetianischen, wohin Carl Albert einen seiner fähigsten Offiziere, den General della Marmora geschickt hatte, blieb es ziemlich ruhig. Der Aufstand schien sich hier auf die Defensivbeschränkung zu wollen.

Wir haben die piemontesische Hauptarmee am 25. April bei Peschiera verlassen. Des unnützen Lagerns vor der Festung müde, beschloß Carl Albert, in den nächsten Tagen eine Angriffsbewegung gegen den rechten Flügel der Oesterreicher zu unternehmen. Es war nämlich das bekannte Plateau von Rivoli, welches als der Schlüssel der Linie Verona-Tirol gelten konnte, von dem Feldmarschall-Lieutenant Welden noch nicht besetzt worden, während eine Detachirung der Veroneser Streitkräfte nach diesem Punkte die Truppen Radetzky's zu sehr zersplittert hätte. Der Letztere hatte sich mithin begnügt, den zwischen Rivoli und Verona gelegenen Flecken Pastrengo zu besetzen; es standen hier die beiden Brigaden Wohlgemuth und Erzherzog Sigismund. Etwas weiter zurück befand sich bei Buffolengo die Brigade Taris als Rückhalt.

Es lag in der Absicht Carl Alberts, sich Pastrengos zu bemächtigen, um so den Ausgang nach dem Plateau von Rivoli und eine Stellung in der rechten Flanke der Oesterreicher zu gewinnen und zugleich Peschiera zu isoliren. Am 28. April brach er, indem er vor der letztgenannten Festung nur eine Brigade zurückließ, in der Richtung nach Verona auf und bezog, nachdem sein linker Flügel bei Pacengo und Cola ein kleines Gefecht bestanden, in Sommacampagna sein Hauptquartier.

Der 29. verstrich unter Einzelgefechten, die beiderseits, wie es scheint, der höheren Leitung entbehrten. Man schlug sich bei dem zwischen Sommacampagna und Pastrengo gelegenen Dorfe Santa Giustina und um die Höhen von Romaldola. Der linke Flügel der Piemontesen blieb völlig unthätig, von den Oesterreichern ging die Brigade Wohlgemuth völlig vereinzelt aus ihrer Stellung vor. Am 30. endlich sollte der entscheidende Kampf beginnen. General Sonnaz, welchen der König mit

der Leitung der Schlacht beauftragt hatte, eröffnete um 9 Uhr Morgens den Frontalangriff auf Pastrengo; einige Zeit später begannen die Bersaglieri, denen starke Artillerieabtheilungen und Infanteriecolonnen folgten, die rechte Flanke der Oesterreicher zu umfassen, ein hitziger Kampf entspann sich auf der ganzen Linie.

Es scheint, daß der österreichische General-Feldmarschall-Lieutenant Woher, als er mit seinen Brigaden den Kampf gegen die piemontesische Armee aufnahm, auf eine Unterstützung durch Radetzky rechnete. In der That hatte dieser seine Truppen zwischen Bussolengo und Santa Lucia aufgestellt und ritt selbst aus Verona nach dem drei Stunden entfernten Kampfsplatz, allein er war entschlossen, keine Schlacht anzunehmen und zog seine Regimenter wieder in die Festung zurück.

Unter diesen Umständen sah sich General Woher genöthigt, einen Kampf aufzugeben, den er vielleicht schon zu lange hinausgezogen hatte. Um 3 Uhr Nachmittags brach er das Gefecht ab und zog sich bei Ponton, woselbst der ihm von F.=M.=L. Welden zu Hülfe geschickte Oberst Zobel mit einer Abtheilung Kaiserjäger eingetroffen war, über die Etzsch zurück. Daß es hierbei nicht ohne Verluste abging, war nicht zu vermeiden. Gegen dreihundert Oesterreicher fielen in Gefangenschaft, 5—600 waren todt und verwundet. Die Verluste der Piemontesen waren jedenfalls geringer. Carl Albert hatte sich auch bei dieser Gelegenheit rücksichtslos dem feindlichen Feuer ausgesetzt, so daß einmal aus einer Entfernung von kaum 300 Schritt eine Gewehrsalve in sein Gefolge einschlug.

In Folge dieses für die Italiener glücklichen Treffens wurde die Belagerung des nunmehr völlig eingeschlossenen Peschiera mit erneutem Eifer betrieben. Auch mit der Blockade Mantuas hatte man am 21. bereits begonnen, indem General Ferrari mit seiner aus den mittelitalienischen Contingenten bestehenden Division den Mincio bei Governolo überschritten und einen Angriff der Oesterreicher auf diesen Ort kräftig zurückgeschlagen hatte. Viel Erfolg war allerdings von der Einschließung der beinahe uneinnehmbaren, wohl verproviantirten und vertheidigten Festung nicht zu erwarten.

Zimmerhin war aber gegen das Gros der österreichischen Armee kein entscheidender Vortheil erzielt worden. Nach wie vor stand dasselbe unbeweglich in seiner Stellung bei Verona, einer Stellung, welche durch die nahezu zwei Stunden langen, von den Dörfern Croce Bianca, San Massimo und Santa Lucia gekrönten, von Sommacampagna bis zu der Festung sich erstreckenden Höhen gebildet wurde. Die an sich schon sehr feste Position war von Radetzky künstlich verstärkt worden. Ihr einziger Nachtheil war die etwas zu große Ausdehnung, welche dem schwachen österreichischen Heere nur die wichtigsten Punkte zu besetzen erlaubte.

Es war anzunehmen, daß Radetzky dieses Lager freiwillig nicht eher verlassen würde, als bis die bereits im Anmarsch begriffene Unterstüßungsarmee eingetroffen war. Suchte also der Sardenkönig eine Schlacht — und die ganze Lage der Dinge wies ihn darauf hin —, so mußte er sich zu einem Sturm auf die Höhen entschließen.

In der That setzte sich am Morgen des 6. Mai die piemontesische Armee, nachdem sie Tags zuvor auf dem Plateau von Rivoli eine Art Reconoscirungsgesecht mit Abtheilungen des Welden'schen Corps bestanden, in einer Stärke von 45 000 Mann mit 66 Geschützen in Bewegung.

Der erste Angriff richtete sich gegen das Dorf Santa Lucia, woselbst Fürst Carl Schwarzenberg mit der Brigade Strassoldo stand. Mit größter Tapferkeit hielt das 10. österreichische Jägerbataillon, von Abtheilungen des italienischen Regiments Erzherzog Sigismund unterstützt, drei Stunden hindurch den Angriff der von General Bava geführten piemontesischen Sturmcolonne aus und räumte erst, als die Munition auszugehen begann, den Ort. Hinter dem Dorfe entspann sich ein neuer erbitterter Kampf. Den Zuruf der Piemontesen: „Kommt unter unsere Fahnen, Brüder!“ mit dem Rufe „Vorwärts“ beantwortend, stürzte sich das treugebliebene italienische Grenadierbataillon Danthon mit dem Bajonett auf den Feind¹, andere Abtheilungen folgten, unentschieden wogte das Gefecht in dem

¹ Nach der Schlacht erhob Radetzky dieses Bataillon zu seiner Leibwache.

hügeligen, mit Mauern, Hecken und Bäumen bedeckten Gelände hin und her. Vergeblich suchten die Piemontesen weiter vorzudringen, obwohl Carl Albert seine Gardes, dann die Division d'Arvillars herbeizog und selbst die Soldaten zum Kampfe führte, allein auch die Oesterreicher vermochten nicht, sich des verloren gegangenen Dorfes Santa Lucia wieder zu bemächtigen.

Inzwischen richtete gegen den rechten Flügel Kadetzky, wofelbst Baron d'Aspre commandirte und die Erzherzoge Franz Joseph und Albrecht sich befanden, General Broglia mit einer starken Colonne einen zweiten Hauptangriff. Muthig drangen die sardinischen und parmesanischen Truppen gegen die Dörfer San Massimo und Croce Bianca vor, allein ein heftiges Kleingewehr- und Kartätschfeuer wies ihren zweimal unternommenen Sturm zurück, und in ziemlicher Unordnung räumte diese linke Colonne der piemontesischen Armee den Kampfplatz. Nunmehr erschien Kadetzky die Zeit gekommen, seinerseits zum Angriff überzugehen; das Grenadierbataillon Weiler, von einer schweren Batterie und Infanterieabtheilungen unterstützt, rückte zum Sturm auf Santa Lucia vor, welches die durch die Mißerfolge ihres linken Flügels und den hartnäckigen Widerstand der Oesterreicher entmuthigten Italiener alsbald räumten. Gegen fünf Uhr Nachmittags begann die piemontesische Armee auf der ganzen Linie zu weichen und ging in ihre am Morgen vor dem Kampfe innegehabte Stellung zurück.

Die Schlacht bei Santa Lucia war für Carl Albert verloren. Seine Armee hatte bedeutende Verluste erlitten, nach Angabe der Bulletins 98 Tode und 659 Verwundete, in Wirklichkeit wohl nahezu das Doppelte, während die Einbuße der Oesterreicher offiziell 349, thatsächlich etwa 700 Mann betrug. Allein schwerer als die materielle Schädigung war der moralische Schlag, welcher Carl Albert und sein Heer getroffen hatte. Die immer noch gehegte Hoffnung, die angeblich völlig zerrüttete und entmuthigte österreichische Armee zu Paaren zu treiben und im Triumphe Oberitalien bis an den Sponzo zu durchziehen, war jetzt vernichtet. Man hatte erkennen müssen, daß man erst am Anfange der Arbeit stand, daß es noch heißer Kämpfe bedürfen werde, um die Freiheit Italiens zu erringen. Anderer-

seits war für Radetzky das Selbstbewußtsein, welches der 6. Mai in seiner Armee von Neuem gekräftigt hatte, zumal nach dem Tage von Pastrengo von unschätzbarem Werth.

Nach dem Treffen von Santa Lucia trat auf dem Kriegsschauplatze eine längere Ruhe ein. Carl Albert, entmuthigt, zaudernd und zögernd wie immer, verwandte wieder seine ganze Kraft darauf, Peschiera zu berennen; Radetzky blieb nach wie vor in seiner täglich mehr verstärkten und befestigten Stellung von Verona, und wartete die Ankunft seines Reservecorps ab.

Wie erwähnt, war bereits vor Ausbruch des italienischen Aufstandes die Zusammenziehung eines solchen Detachements bei Udine geplant gewesen. Die Revolutionsstürme hatten das Zustandekommen gehindert, Udine selbst war in die Hände der Aufständischen gerathen, in Wien und anderen Theilen der Monarchie hatten die Ereignisse die Absendung von Truppenkörpern erschwert. Immerhin jedoch war es gelungen, um den 15. April herum zu Görz am Sonzo und der Umgegend eine Streitmacht von beiläufig 20000 Mann mit 1500 Pferden und 60 Geschützen zu sammeln, welche sich aus frischen österreichischen Regimentern, Ergänzungsstrupps der in Italien bereits stehenden Heerestheile und denjenigen Bataillonen zusammensetzte, welche nach der Capitulation Venedigs von dort abmarschirt waren. Zum Führer dieser Reservearmee hatte sich freiwillig der Feldzeugmeister Graf Laval Nugent erboten, ein alterprobter Soldat, dessen Tapferkeit sich auf mehr als hundert Schlachtfeldern bewährt hatte. Allein Graf Nugent war ein Greis, sein Körper durch Alter und früher empfangene Wunden geschwächt, sein Geist nicht mehr rasch und energisch genug, um sich den Operationen eines Radetzky anzupassen.

Am 16. April überschritt der Feldzeugmeister mit 13000 Mann den Ssonzo. Zwei Wege boten sich ihm jetzt dar. Entweder suchte er so bald als möglich sich mit Radetzky zu vereinigen — dann durfte er sich nicht auf unnütze Kämpfe und Belagerungen einlassen — oder aber er unterwarf das aufständische Gebiet östlich des Festungsvierecks, um so den Rücken des Veroneser Heeres und dessen Verpflegung zu sichern — dann

mußte er unbedingt wenigstens die bedeutendsten Waffenplätze der Insurgenten zur Uebergabe zwingen.

Graf Nugent versuchte womöglich beides zu erringen. Der venetianische General Zucchi, welcher ihm mit etwa dreitausend abgefallenen Soldaten und zwei- bis dreimal so viel Freiwilligen zunächst gegenüberstand, hatte es in richtiger Erkenntniß des Werthes seiner Truppen für räthlich gehalten, sich ganz auf die Vertheidigung zu beschränken, und sich mit dem größten Theil seiner Mannschaft in Palma verschanzt. Während die Stadt Udine, woselbst ebenfalls einige Abtheilungen der Aufständischen standen und die Bürgerwehr zum Aeußersten entschlossen schien, sich nach kurzer Beschießung Nugent ergab, wiesen Palma und ebenso Osopo, wohin sich ein Theil der Besatzung Udines gewendet, jede Capitulation ab und es blieb dem Feldzeugmeister nichts Anderes übrig, als seinen Marsch fortzusetzen, ohne die beiden Orte unterworfen zu haben. In den ersten Tagen des Mai langten seine Truppen an der Piave an, nachdem eine kostbare Zeit mit den Operationen gegen Udine und Palma und dem Uebergange über den Tagliamento verstrichen war.

Die päpstlichen Truppen waren im Laufe des April von Bologna, woselbst General Durando den erwähnten Tagesbefehl erließ, nach Ferrara gerückt. Ihres Bleibens war hier nicht lange. Die Oesterreicher hielten die Citadelle besetzt und ihr Commandeur Graf Rhuen erzwang sogar durch die Drohung, die Stadt zu bombardiren, die regelmäßige Lieferung von Lebensmitteln. Am 24. April hatte General Durando den Befehl Carl Alberts erhalten, sofort durch das Friaul nach der Piave zu marschiren und war mit sämmtlichen Truppen aufgebrochen.

Es standen nunmehr Anfangs Mai drei verschiedene italienische Abtheilungen an der Piave; das Corps des Generals Durando, aus den beiden päpstlichen Schweizerregimentern, den päpstlichen Dragonern und Carabiniers und einer Batterie, zusammen aus 5000 Mann ausgesuchten Truppen mit 8 Geschützen und 700 Pferden bestehend, dann die Division des piemontesischen, von Carl Albert entsandten Generals della Marmora, zusammengesetzt aus Paduaner Kreuzfahrern, Freiwilligen zahlreicher Städte, einer neapolitanischen und einer

ficilianischen Legion, den Scharfschützen des Majors Dazzo und römischen Studenten, endlich die Division des päpstlichen Generals Ferrari, 4 Bataillone Linienmilitär und drei Legionen Freiwillige des Kirchenstaates enthaltend. Wer hier eigentlich befohl, ob General della Marmora oder Durando, und in wie weit Ferrari dem einen oder dem anderen oder keinem von beiden gehorchte, war schwer zu ermitteln. Es scheint, daß jeder der Generale nach seinem eigenen Kopfe handelte und Durando noch ganz besondere Nebenabsichten bei seinen oft ganz unerklärlichen Operationen verfolgte.

Nach einem ziemlich verwickelten Rechtsabmarsche war am 7. Mai Graf Nugent mit dem Haupttheil seiner Armee in Belluno eingetroffen. Eine Abtheilung und die Bagage stand noch jenseits der Piave, eine Avantgarde unter dem Befehl des Generals Culloz war bereits am 6. nach Feltre vorgeschoben worden und hatte am 8. am Nassonebach ein heftiges Gefecht bestanden. Unter den italienischen Führern herrschte völlige Zwietracht. Durando war mit seinen Schweizern, ohne sich um die Kampfgenossen zu kümmern, bis Bassano zurückgegangen und überließ es Ferrari, den Marsch der Oesterreicher aufzuhalten. In der That griff dieser am 9. mit seiner ganzen Division den General Culloz an, vermochte aber in einem fünfständigen Gefechte keine Vortheile zu erreichen und zog sich nach Treviso zurück. Sein Verlust im Kampfe hatte kaum 150 Mann betragen, allein die Zahl der Freiwilligen, welche unter dem Eindruck der Niederlage in den nächsten Tagen die Fahnen verließen, soll sich auf nahezu 2000 beziffert haben. Durando marschirte während dessen zwecklos zwischen Bassano und Asola umher.

Vor den Thoren Trevisos vereinigte nunmehr Graf Nugent seine gesammten Streitkräfte. Die mit Mauern und Thürmen umgebene, mit Barrikaden verschanzte Stadt, welche über eine starke Besatzung — viele Freischaaren und die Bürgerwehr nebst 16 Kanonen — verfügte, wies die Aufforderung zur Uebergabe trotzig zurück und schien zum äußersten Widerstand entschlossen. Die Reservearmee mußte somit abermals Halt machen und sich des Places zu bemächtigen versuchen. Allein schon am 12.

hatte ein mit großer Tapferkeit unternommener Ausfall gezeigt, daß dies so leicht nicht gelingen werde, zumal Durando und Ferrari kaum einen Tagemarsch entfernt in der Gegend von Mestre standen. Zudem traf jetzt die dringende Aufforderung Radetzky's ein; die Reservearmee ohne Zeitverlust über die Etich zu führen, und man mußte sich somit entschließen, Treviso liegen zu lassen.

Wiederum vergingen sechs kostbare Tage, welche man mit der Concentrirung der Truppen und der Errichtung eines Brückenkopfes an der Piave verzettelte, bis sich das Corps endlich wieder in Marsch setzte. Graf Nugent war in Folge der Strapazen, welchen sein Körper nicht mehr gewachsen war, schwer erkrankt und genöthigt, den Kriegsschauplatz zu verlassen. An seiner Stelle übernahm Graf Thurn das Commando und somit machte sich endlich ein etwas frischerer Zug in den Bewegungen des Entsatzheeres bemerkbar.

Am 20. Mai traf das Corps vor Vicenza ein, welches ebenso wie Treviso verschanzt und verrammelt die Anrückenden mit Kanonenschüssen empfing. Bald überzeugte sich Graf Thurn, daß die Verrennung des Platzes die ihm zugemessene Zeit überschreiten würde. Nach einem ziemlich lebhaften Gefechte¹ zog er ohne Aufenthalt weiter und erreichte am nächsten Tage San Bonifacio.

Damit war die langersehnte Verbindung mit der Radetzky'schen Armee erreicht, allein statt des erwarteten Befehles, sofort auf Verona zu marschiren, kam die Ordre, einen Versuch zur Einnahme Vicenzas zu unternehmen. Es waren nämlich innerhalb des Festungsviereckes die Lebensmittel bereits so knapp geworden, daß eine Ausdehnung des occupirten Gebietes dringend nöthig schien. General Thurn gehorchte und stand am nächsten Tage wieder vor Vicenza, woselbst wenige Stunden nach seinem Abmarsche General Durando mit seinen Schweizern und einem

¹ Hier übte ein Graf Zichy, Manenoffizier, die Schmach, welche sein Verwandter durch die Uebergabe Venedigs auf das Haus geladen. Als die Croaten zum Kampfe vorrückten, stieg er vom Pferde, ergriff ein Gewehr und eilte den Stürmenden voraus, bis ihn eine Kugel todt niederstreckte.

Theile der Division Ferrari erschienen war. Der größte Theil des letztgenannten Corps war nämlich nach dem Rückzuge aus Treviso auseinandergegangen, der Rest schloß sich Durando an, Ferrari selbst hatte sich nach Venedig begeben. Zugleich traf auch General Antonini mit tausend Mann aus Venedig ein, so daß es der Stadt nunmehr an Vertheidigern nicht gebrach.

In der Nacht vom 23. zum 24. Mai eröffneten die Oesterreicher den Angriff durch ein heftiges Bombardement, welches in den Morgenstunden des 24. wiederholt wurde. Allein in dem durch strömenden Regen aufgeweichten Boden vermochte man die schweren Geschütze kaum heranzubringen, die Löschanstalten in der Stadt waren gut organisiert und die päpstliche Artillerie unter dem Hauptmann von Ventulus antwortete auf das Nachdrücklichste auf das Feuer der Belagerer. Auch die Infanterie vermochte nicht vorzudringen; die Croaten, welche eine Barrikade stürmten, wurden nach heftigem Kampfe von den Schweizergarden des Kirchenstaates zurückgeschlagen.

Unter diesen Umständen mußte Graf Thurn auf die Ausführung seines Auftrages verzichten. Schon am Mittag des 24. trat er zum zweiten Male den Marsch nach Verona an und vereinigte sich hier am nächsten Tage mit dem Heere Radetzky's, welcher nunmehr über ein Feldheer von reichlich 45 000 Mann verfügte.

Carl Albert hatte den Monat Mai in einem geradezu unbegreiflichen Zaudern zugebracht. Statt endlich das Festungsviereck, innerhalb dessen Linien seine Armee seit Beginn des Feldzugs wie festgebannt stand, zu verlassen und Alles daran zu setzen, um die Verbindung Nugent-Thurns mit Radetzky zu verhindern, blieb er nach dem mißglückten Angriff auf Santa Lucia unbeweglich bei Peschiera stehen, zu dessen Belagerung ein Fünftel seiner Kräfte reichlich genügt hätte. Die Hoffnung auf das Eintreffen weiterer Verstärkungen konnte nicht der Grund seines Zauderns sein; denn im Gegentheile versagten ihm gerade jetzt die wichtigsten Bundesgenossen ihre Hülfe.

Der Papst, der, wie erwähnt, durch die unerwartete Wendung der Dinge in einen argen Zwiespalt zwischen seiner Stellung in Italien und seinen Verpflichtungen gegen Oesterreich gerathen

war, hatte schon am 29. April einen Versuch gemacht, sich von der ganzen italienischen Bewegung, die zum guten Theile sein eigenstes Werk war, loszusagen. An dem genannten Tage hielt er im Cardinalcollegium jene berühmte Allocution, welche eine vollständige Umkehr auf dem von ihm bisher verfolgten Wege offenbarte. Nachdem er zu Eingang seiner Rede sich über die deutschen Verhältnisse verbreitet und gegen die Unterstellung verwahrt hatte, als wolle er von den Traditionen des heiligen Stuhles abweichen, fuhr er mit folgenden Worten fort: „Wenn (aber) Einige jetzt verlangen, daß wir, dem Beispiele der anderen Fürsten und Völker Italiens folgend, uns an dem Kriege gegen die Oesterreicher betheiligen sollen, so halten wir jetzt den Augenblick für gekommen, um offen und klar in feierlicher Versammlung zu erklären, daß dies keineswegs in unserem Sinne liegt, denn wir sind hier auf Erden Statthalter dessen, welcher der Gott des Friedens und der Liebe ist, und wir umfassen, entsprechend den Pflichten unseres apostolischen Amtes, alle Völker, alle Stämme und Nationen mit gleicher väterlicher Liebe“. Mit der entschiedenen Weigerung, sich an die Spitze eines italienischen Bundes zu stellen, und mit der Ermahnung an die Völker, im Gehorsam zu verharren, schloß der Papst seine bedeutsame Rede.

An sich wäre gegen eine derartige Gesinnung des Oberhauptes der römischen Kirche nichts einzuwenden gewesen, aus dem Munde Pius' IX. aber mußten diese Worte wie ein Verrath an der Sache, die er scheinbar bisher so eifrig gefördert, klingen. Zudem stand die päpstliche Armee im Felde. Nachdem jetzt ihr Herrscher erklärt, daß er keinen Krieg führe, war sie kein völkerrechtlicher Gegner der Oesterreicher mehr und konnte von diesen als eine Schaar Wegelagerer behandelt werden, Grund genug, daß schon am 30. die Aufregung in Rom einen bedrohlichen Grad erreichte. Der Papst sah ein, daß er zu früh seine Absichten enthüllt hatte. Schon begann der Stuhl Petri zu wanken und nur durch schleunige Concessionen, Absendung eines Briefes an den Kaiser von Oesterreich, in welchem die Freigebung der Lombardei gefordert wurde, und die Entlassung des bisherigen Ministeriums, an dessen Stelle der Graf Mamiani

trat, vermochte sich Pius vorerst noch zu halten. Seine Truppen blieben in Oberitalien und nahmen, wie erwähnt, an den Kämpfen Theil.

Schwerer noch als durch die Haltung des Papstes wurde die Sache der Aufständischen durch die Vorgänge in Neapel geschädigt. Der am 15. Mai dort zum Ausbruch gelangte Aufruhr hatte den König veranlaßt, nicht nur seine Kerntruppen, die Gardien und Schweizer im Lande zu behalten, sondern auch den bereits auf dem Marsche nach dem Kriegsschauplatz befindlichen, zum Theil schon dort eingetroffenen Truppen Befehl zur Umkehr zu ertheilen. Der bewährte Commandeur dieses Corps, General Wilhelm Pepe, ein begeisterter Patriot, weigerte sich, seinem Kriegsherrn zu gehorchen. Zahlreiche Offiziere und Soldaten, die gleich ihm es für rühmlicher hielten, in der Lombardei für Italiens Einheit zu streiten, als in Neapel Schergendienste zu verrichten, schlossen sich ihm an, Andere wieder beriefen sich auf ihren Eid und kehrten um, die große Masse des Heeres schwankte hin und her, trat aber schließlich auch den Rückmarsch an. Nur von wenigen Freiwilligen begleitet, traf Pepe auf dem Kampfplatz ein. Einer seiner Genossen, General Sahalle, hatte sich aus Verzweiflung über das Scheitern der Expedition erschossen.

Dieser Verlust von 15 000 Mann erprobter Truppen war für Carl Albert um so weniger zu verschmerzen, als in Oberitalien Zahl und Tapferkeit der neugeschaffenen Streitkräfte in keinem Verhältniß zu der überschwänglichen, noch überall herrschenden Begeisterung stand. Mit Mühe und Noth hatte die Lombardei bis Mitte Mai 5000—6000 Mann regulärer Truppen und ebensoviel Freiwillige aufgestellt; Reiterei und Geschütz war fast gar nicht vorhanden.

Rechnet man nun noch dazu, daß auch auf die im Venetianischen stehenden Abtheilungen kein Verlaß war — die Division Ferraris hatte sich verlaufen, La Marmora war machtlos, Durando völlig unberechenbar —, so zeigt es sich, daß Carl Albert auf nichts Anderes als seine eigenen Regimenter nebst der Unterstützung aus Toscana und Modena und die Freischaaren angewiesen war. Das Zaudern und Zögern, das Herumlageren vor Peschiera und Mantua hatte auch auf diese

Truppen seine Wirkung nicht verfehlt. In dem piemontesischen Heere griff Mißmuth um sich, die Offiziere wurden lässig und ergaben sich dem Spiele, in den Freischaaren herrschte allgemeine Unzufriedenheit. Diese letzteren Legionen wurden in der That völlig falsch verwandt; man langweilte sie mit der Blockirung der Festungen, ließ die ungeübten Freiwilligen in den Sümpfen Mantuas bivouakiren anstatt, wie dies das Wesen einer Freischaar bedingt, sie durch kleine Streifzüge und Unternehmungen aller Art thatkräftig zu erhalten. Auch im Norden, am Adrosee war es ziemlich still geworden. Die hier stehenden Freischärler, meist verwöhnte Mailänder, meinten, es sei „ein teuflisches Leben hier mitten im Schnee und in den Wolken“.¹

Nach dem Eintreffen der Verstärkungen schien für Radetzky der Augenblick gekommen, in welchem er aus seiner bisherigen Defensivse heraustreten konnte.

Der nächste Zweck einer von ihm unternommenen Angriffsbewegung mußte die Entsetzung Peschieras sein. Zwei Brigaden unter Befehl des Generals Manno schlossen die Festung ein, der Herzog von Genua leitete die Artillerie, welche am 18. Mai ihr Feuer begann. Schon am 25. war das Fort Salvi gänzlich, das Fort Mandella größtentheils demolirt, ein Pulvermagazin aufgefliegen, mehrere Gebäude niedergebrannt. Zwar leisteten die Vertheidiger tapferen Widerstand, — eine ihrer Bomben schlug wenige Schritte neben dem die Beschießung beobachtenden König Carl Albert in den Boden, — allein dem überhandnehmenden Mangel an Lebensmitteln gegenüber waren sie machtlos. Man nährte sich nur noch von Pferdefleisch und gequetschtem Mais und auch diese Borräthe reichten nur mehr für wenige Tage aus. Nichtsdestoweniger hatte, auf die Hülfe Radetzky's hoffend, der Commandant Feldmarschall-Vicutenant Rath die vom Feinde angebotene Capitulation abgeschlagen.

Radetzky faßte nunmehr einen Plan, welcher einen vollen Beweis seines strategischen Scharfblickes ablegte. Er entschloß sich, mit der Hauptmacht seines Heeres von Verona nach Mantua zu ziehen und von hier aus sich auf die rechte Flanke des

¹ Kriegerische Ereignisse, S. 218.

Feindes zu werfen. Gelang dies, so war Carl Alberts Stellung bei Peschiera haltlos geworden. Er mußte die beinahe eroberte Festung fahren lassen, die Minciolinie preisgeben und stand alsdann ungefähr auf demselben Punkte, auf welchem er zwei Monate früher den Kampf eröffnet hatte. Außerdem bot sich den Oesterreichern der Vortheil, daß sie durch den Marsch nach Mantua aus der gänzlich ausgefogenen Umgebung Veronas in einen vom Kriege noch weniger mitgenommenen Landstrich gelangten.

Am Abend des 27., zwei Tage nach dem Eintreffen des Thurn'schen Corps, begann Radetzky seine Operation. Er hatte eine Neuformation seines Heeres vorgenommen, indem er dasselbe in ein 1. und 2. Armeecorps unter Graf Wratislaus und Baron d'Aspre und ein Reservecorps unter Feldmarschall-Lieutenant Wocher eingetheilt hatte. Die Truppen des früheren Nugent-Thurn'schen Corps, meist junge, durch die Eilmärsche stark mitgenommene Mannschaften, blieben, 16 000 Mann stark, in Verona zurück. Das Uebrige zog in drei Columnen in eiligem Nachtmarsche auf Mantua.

Unter den Augen eines Napoleon hätte Radetzky allerdings eine solche kühne Flankenbewegung an dem feindlichen Heere vorbei nicht unternehmen dürfen. Wurde er entdeckt und noch auf dem Marsch begriffen von der sardischen Hauptmacht in einen Kampf verwickelt, so war eine Niederlage seiner getrennt marschirenden, langgestreckten Columnen trotz der Nähe der Festungen kaum abzuwenden gewesen. Allein der Feldmarschall kannte seinen Gegner. Unbelästigt zog er kaum zwei Stunden an dem italienischen Heere vorbei und traf am Nachmittage und Abend des 28. in Mantua ein.

Vor Mantua stand, wie berichtet, als Blockadecorps die aus toscanischen und modenesischen Truppen und einzelnen Abtheilungen Neapolitaner zusammengesetzte Division, über welche seit dem Tage zuvor an Stelle d'Arco Ferraris der Oberst de Laugier den Oberbefehl führte. Seine Hauptmacht befand sich bei Curtatone und Montanara.

Die Oesterreicher mußten sich beeilen, wenn sie den Feind überraschend angreifen wollten. Schon am Morgen des 29.

setzten sie sich in drei, von den beiden Fürsten Schwarzenberg und Fürst. Liechtenstein geführten Colonnen gegen Curtatone, Montanara und Buscoldo in Bewegung. Gegen Mittag begann auf dem äußersten rechten Flügel der Oesterreicher der Kampf, indem Oberst Benedek den Flecken Curtatone zu beschließen und alsdann zu erstürmen versuchte. Allein wider Erwarten schlugen sich die Toscaner mit anerkannter Tapferkeit und wiesen, obgleich ein auffliegender Pulverkarran in ihren Reihen Verwirrung anrichtete, die ersten Sturmcolonnen, welche Benedek persönlich vorführte, blutig zurück. Erst als die Ungarn und Croaten zu wiederholten Malen ihren Angriff erneuert hatten, unterstützt von der nachrückenden Brigade Wohlgemuth, und den Italienern die Munition zu ermangeln begann, trat Saugier den Rückzug nach Gazzoldo an. Die österreichischen Husaren und Ulanen drangen ungestüm nach und nahmen ein von Montanara her zurückweichendes Bataillon Neapolitaner gefangen.

Bei Montanara bildete eine durch Verschanzungen stark befestigte Gruppe von Gehöften den Mittelpunkt des Kampfes. Auch hier kämpften die Toscaner mit großer Entschlossenheit. Angriff um Angriff wurde zurückgewiesen, bis endlich das Regiment Prohaska stürmend in die Gebäude eindrang und den Feind herausjagte. Nunmehr wurde auch der Friedhof, bald darauf das Städtchen Montanara selbst genommen.

Inzwischen aber war die Colonne Liechtenstein, welche bei Buscoldo keinen Widerstand gefunden hatte, im Rücken der italienischen Aufstellung bei Montanara erschienen und eröffnete ein lebhaftes Geschützfeuer. Um den Rückmarsch ihres Heeres zu decken, warfen sich ihr die toscanischen Reserven zu einem Widerstande entgegen, welchen der offizielle österreichische Bericht selbst als „überaus kräftig, ja heldenmüthig“ bezeichnet. Nochmals entspann sich hier bei den Landhäusern Villani und Rocca ein erbittertes Gefecht zwischen italienischen Freischärlern und österreichischen Jägern, allein der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Der größte Theil der hier fechtenden Toscaner wurde umzingelt und gefangen, andere Abtheilungen, welche sich auf Curtatone zurückzogen, fielen dem von hier herabrückenden Oberst Benedek in die Hände.

Der Sieg der Oesterreicher war, wie dies bei dem Verhältniß der beiderseitigen Streitkräfte nicht anders zu erwarten, ein vollständiger. Sie selbst hatten nach ihren eigenen Angaben 35 Offiziere und 638 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten eingebüßt, von den Toscanern waren etwa 500 Mann kampfunfähig, mehr als 2000 nebst 5 Geschützen gefangen genommen. Allein trotz dieser Niederlage war der Tag von Curtatone ein ruhmvoller für die italienischen Waffen gewesen; mit Ausnahme der Reiterei hatten sich alle Truppen, besonders auch die sonst so leicht verzagenden Freischaaren tapfer gegen die Uebermacht geschlagen¹.

Am nächsten Tage, dem 30., setzte Radetzky seine Bewegung fort, indem er seine Armeecorps in einer großen Rechtschwenkung längs des Mincio auf Goito, Rivalta und Ceresara dirimirte. An diesem Tage eine Schlacht zu liefern, lag, wie schon die weitläufige Vertheilung seiner Truppen beweist, nicht in seiner Absicht, er hoffte vielmehr, durch seinen Vormarsch in die rechte Flanke Carl Alberts diesen zum freiwilligen Preisgeben Peschieras und der Minciolinie zu zwingen.

Allein Carl Albert hatte schon am Abend des 28. von dem Marsche einer starken österreichischen Colonne von Verona nach Mantua Meldung bekommen und aus der Nachricht, daß sich Radetzky und die Erzherzöge bei dem Detachement befänden, erkannt, daß er es hier mit der Hauptmacht des Feindes zu thun habe. General Bava erhielt von ihm den Befehl, sich bei Goito den aus Mantua vordringenden Oesterreichern in den Weg zu stellen. Am 29. war Bava und mit ihm der König in Goito eingetroffen, wo bereits die Flüchtlinge aus der zur gleichen Zeit stattfindenden Schlacht bei Curtatone anlangten. In aller Eile zog Bava nun sein Corps bei Goito zusammen und erwartete in einer gut gewählten Stellung den Angriff des Feindes.

¹ Besonders zeichneten sich die Studentencorps aus. Ein Führer derselben, der berühmte Professor Pilla aus Neapel, fiel bei Curtatone, Professor Montanelli wurde schwer verwundet. Ein Vergleich mit der gleichzeitigen Thätigkeit der deutschen Professoren in der Paulskirche liegt sehr nahe.

Als daher am Nachmittage des 30. die von Benedek geführte Avantgarde der Oesterreicher vor Goito anlangte, begrüßte sie ein heftiges Geschützfeuer, welches ihre Battereien ungesäumt erwiderten. Ehe noch die höheren Führer leitend eingreifen konnten, hatte sich bereits ein Gefecht entsponnen. Während sich die österreichischen Regimenter entwickelten, versuchte Benedek in der Front vorzudringen. Allein das feindliche Artilleriefeuer und mehr noch die gutgezielten Schüsse der in den Weingärten verborgenen Bersaglieri lichtetet seine Reihen, die piemontesischen Garden warfen sich ihm entgegen und nach Kurzem sahen sich die Oesterreicher hier genöthigt, zurückzuweichen und sich von ihren Reserven aufnehmen zu lassen. Auch die gleichzeitigen Seitenbewegungen der Brigaden Wohlgemuth und Strassoldo waren erfolglos geblieben. Als gegen Abend das Feuer verstummte, war der Angriff der Oesterreicher entschieden abgeschlagen.

Etwa 13000 Oesterreicher hatten in diesem zweiten Gefechte bei Goito — das erste hatte, wie erinnerlich, am 8. April den Feldzug eröffnet — gegen 18000—20000 Italiener gefochten. Sie hatten, nach ihrer jedenfalls zu niedrigen Angabe, 20 Offiziere und 563 Mann verloren. Fürst Felix Schwarzenberg war verwundet, Fürst Bentheim in Gefangenschaft gefallen. Die Piemontesen wollen nur 350 Mann eingebüßt haben. Der König selbst, welcher nach seiner Gewohnheit rücksichtslos in das Feuer geritten war, hatte einen Streifschuß am Kopf, sein Sohn, der Herzog von Savoyen, einen solchen am Schenkel erhalten.

An sich war das Gefecht bei Goito nichts Anderes als ein unbedeutender Mißerfolg, allein die Verzögerung der österreichischen Bewegungen, welche es veranlaßte, brachte verderbliche Folgen. Am 31. Mai und am 1. und 2. Juni hemmten Regengüsse die Fortsetzung des Angriffs und inzwischen wendeten sich auf den anderen Punkten des Kriegsschauplatzes die Dinge.

Um seine Unternehmung zu unterstützen, hatte Kadetzky dem von ihm früher nach Trient entsandten Obersten Zobel befohlen, mit seiner Brigade von Rivoli aus einen Vorstoß gegen Peschiera zu führen. Am 28. hatte Zobel seinem Auftrage folgend

Bardolino besetzt und war von hier am nächsten Tage gegen die nur noch drei bis vier Stunden entfernte Festung vorgebrungen. Allein auf halbem Wege waren ihm bei Cifano und Calmasino piemontesische Truppen und Studenten aus Pavia entgegengetreten und hatten ihn gezwungen, nach heftigem Kampfe von seinem Vorhaben abzustehen.

Damit schien für die Festung jede Hoffnung eines Entsatzes geschwunden. In der Nacht des 30. zum 31. Mai unterzeichnete General Rath die Capitulation, welche ihm und seinen Truppen gegen die Verpflichtung, während des Feldzuges nicht mehr gegen Piemont zu dienen, freien Abzug nach Ancona bewilligte. Thatsächlich war Peschiera nicht mehr zu halten gewesen und es traf seinen Vertheidiger keinen Vorwurf, wie denn auch Rath in der Folge das Commando über die Festung abermals erhielt.

Kadežky bekam diese Nachricht am 2. Juni in seinem Hauptquartier zu Rivalta. Am Morgen des folgenden Tages traf eine neue, noch weit mehr Besorgniß erregende Hiobspost ein. In Wien hatte der Aufstand des 26. Mai die Herrschaft der Revolution gegründet, und es war von dort vorerst keine Unterstützung mehr zu hoffen, ja, die Möglichkeit lag nahe, daß an das österreichisch-lombardische Heer die Aufgabe herantreten werde, in den österreichischen Erblanden selbst für das Kaiserhaus zu kämpfen.

Diese Erwägung, verbunden mit dem Falle von Peschiera veranlaßten Kadežky, die von ihm begonnene Offensive aufzugeben und vor allem seinen Rücken zu decken, um dadurch sich einen freien Weg nach dem Kaiserstaate zu bahnen. Hierzu war es dringend nöthig, die aufständischen Städte im Osten, namentlich Vicenza, zu bemeistern. In der Energie und Raschheit, mit welcher Kadežky diesen Entschluß faßte und durchführte, zeigt er sich wieder völlig als den Herrn der Situation, nachdem seine Operationen am rechten Mincioufer, namentlich das Gefecht bei Goito und das dreitägige Zaudern nach dem Treffen, wenig glücklich ausgefallen waren.

In der Nacht vom 3. zum 4. Juni rückte die Armee wieder nach Mantua zurück, blieb dort den nächsten Tag stehen und zog am 5. und 6. über Bobolone und Sanguinetto nach

Legnago, überschritt hier die Etsch, hielt am 7. der Hitze wegen einen Kashtag, erreichte am 8. Barbarono und stand am 9. vor Vicenza. An dieser Bewegung waren das erste und das zweite Corps betheiligt; das Reservecorps dagegen hatte der Feldmarschall über Nogara-Bovolone am rechten Ufer der Etsch nach Verona rücken lassen, theils um die Garnison der Festung zu verstärken, aus welcher nach Eintreffen der Reserve eine Brigade der bisherigen, ausgeruhten Besatzung nach Vicenza abmarschirte und am 9. eintraf, theils um den Feind über seine Bewegung zu täuschen.

Dieser Marsch des Reservecorps längs der Etsch war mehr als kühn gewesen; er konnte einem entschlossenen Gegner gegenüber zur völligen Zeripfung des schwachen, vereinzelt, mit einem Fluß im Rücken marschirenden Corps führen. Allein Carl Albert war nicht der Mann zu solchen Unternehmungen. Er hielt in der Kirche von Peschiera eine Messe ab, veranstaltete eine große Parade und konnte sich erst am 10. Juni dazu entschließen, zur Verwirklichung seines Lieblingsplanes, der Eroberung der Höhen von Rivoli, zu schreiten, welcher jetzt nichts mehr im Wege stand. Oberst Zobel vermochte der nahezu zehnfachen Uebermacht nicht zu widerstehen und zog sich in guter Ordnung zurück. Das Plateau wurde besetzt und somit Radetzky's Verbindung mit Tirol abgeschnitten. Die piemontesische Armee hatte damit den Höhepunkt der Erfolge erreicht, welche ihr in diesem Kriege beschieden sein sollten.

Zum dritten Male standen jetzt die Oesterreicher vor Vicenza. Der Commandant der Stadt, General Durando, hatte sein Möglichstes gethan, um den Platz zu befestigen. An Truppen waren außer den Streitkräften des Kirchenstaates zahlreiche Freischaaren und die Bürgerwehr vorhanden, so daß er Alles in Allem wohl über 15000 Mann verfügte. Die Qualität dieser Heeresheile war allerdings sehr verschieden; die Einzigen, auf welche er sich unbedingt verlassen konnte, waren die Schweizer, andere Schaaren wieder konnte man überhaupt nicht in das Feuer bringen.

Den wichtigsten Punkt der Vertheidigung bildeten die Höhen von Monte Berico, dessen lange Hügelketten sich bis dicht an

die Stadt heranziehen. Es waren hier starke Werke erbaut, die einzelnen, auf dem Berge befindlichen Gebäude, so Kloster und Kirche der Madonna del Monte, die Villa Rotonda, die Casa Rombaldo und der Aussichtspunkt La bella Vista vertheidigungsfähig gemacht worden. Ebenso waren in der Stadt selbst die Thore verrammelt, die Gassen verschanzt und Alles zum Straßenkampf vorbereitet.

Der Plan Radetzky's ging dahin, daß die auf seinem linken Flügel befindliche, aus Verona eingetroffene Brigade Culloz, unterstützt von der Division Schwarzenberg des ersten Corps, die Monti Berici stürmen, die Brigade Wohlgemuth und das zweite, auf der Straße von Padua anrückende Corps die Vorstädte Borgo, Porta Padua und St. Lucia angreifen sollte. Dem Feinde blieb alsdann nur der Ausweg nach Norden frei, welcher ihn völlig von seinen Verbindungen isolirte.

Um 10 Uhr Vormittags sollte am 10. Juni der Angriff gleichzeitig auf allen Punkten erfolgen; allein schon am frühen Morgen dieses Tages begann das zur Brigade Culloz gehörige Regiment Latour den Sturm auf den Höhenzug Santa Margharita, nahm diesen, sowie die Casa Rombaldo und warf den Feind bis auf das Blockhaus auf dem Hügel Bella Vista zurück. Auch dieses wurde nach heftiger Beschießung genommen und in Brand gesteckt. Es trat nunmehr auf Anordnung Radetzky's eine Gefechtspause ein, da die übrigen Truppen noch nicht in ihre Stellungen eingerückt waren.

Gegen zwei Uhr Nachmittags entwickelte sich das Feuer auf der ganzen Linie. Auf den Höhen des Monte Berico ergriffen von den hier aufgestellten Italienern die römischen Freiwilligen vor dem Feuer der Brigade Culloz die Flucht, dagegen gingen zwei Schweizerbataillone ihrerseits mit großer Tapferkeit zum Angriff vor. Allein ein verheerendes Kartätschfeuer der bisher zurückgehaltenen österreichischen Geschütze schlug ihnen entgegen, die zur Unterstützung nachrückende Infanterie, das 10. Jägerbataillon des Oberst Kopal an der Spitze, warf sich auf sie und brachte sie zum Weichen. In einem raschen Anlauf stürmten die Jäger, die Regimenter Latour und Reisinger, der Hauptmann Jablonski Allen voraus, die Verschanzungen

des Monte Berico, bemächtigten sich des Klosters und warfen die Schweizer, welche auf dem von dem Kloster nach der Stadt herabführenden Säulengang noch einmal Halt machten, nach Vicenza zurück.

Gleichzeitig hatte die Brigade Clam die weiter unten gelegene Villa Rotonda genommen, wodurch der Feind sich genöthigt sah, sich gänzlich in die Stadt zurückzuziehen. Ihn hier anzugreifen, war kein leichtes Stück Arbeit. Seine Stellungen waren fest und meist gut vertheidigt, ein Infanterieangriff erforderte daher unverhältnißmäßig große Opfer, während die Verwendung der Artillerie in dem dichtbewachsenen, hügeligen Terrain sehr erschwert war. Allein auch diese Schwierigkeit wurde überwunden. Schon aus Mantua hatte man in Voraussicht des Kommenden eine Mörserbatterie mitgeführt, welche nunmehr an geeigneter Stelle aufgepflanzt, von vier Uhr Nachmittags bis zum Abend 80 Bomben in die Stadt warf. Vom Monte Berico feuerte eine Batterie Haubizen auf Vicenza.

Zugleich drangen an den angewiesenen Punkten die Sturmcolonnen des 2. Corps in die Stadt. Gegen die Paduaner Vorstadt führte Fürst Diehtenstein die 8. Jäger und das ungarische Regiment Franz Carl, deren entschlossenem Vorgehen ein breiter und tiefer Wassergraben Halt gebot. In der Vorstadt Santa Lucia kämpfte das Detachement des Fürsten von Thurn und Taxis, ohne trotz aller Tapferkeit größere Erfolge erzielen zu können. Die hier stehenden Schweizer schlugen alle Angriffe zurück, Fürst Taxis selbst, Baron Cavanagh, der Oberst des angreifenden Regiments Franz Carl und viele Andere fielen, ein blutiges Gefecht tobte in den um das Seminar gelegenen Häusern.

Schon nach der Erstürmung des Monte Berico waren an verschiedenen Punkten der Stadt weiße Fahnen aufgezo- gen, allein alsbald von den kampfeslustigen Schweizern wieder herabgerissen worden. Nachdem jetzt die Dunkelheit dem blutigen Kampfe ein Ende gemacht hatte, sah Durando ein, daß seine Lage unhaltbar sei. Er hatte, wie er dies auch an Carl Albert geschrieben, die Hoffnung gehegt, sich wenigstens fünf bis sechs Tage, bis zum Eintreffen der piemontesischen Armee, in Vicenza

halten zu können, eine Hoffnung, welche in Anbetracht der ziemlich schwächlichen beiden früheren Angriffe durch das Jugentsche Corps nicht unberechtigt war. Jetzt mußte er erkennen, wie viel der Einfluß eines Feldherrn wie Radetzky bei einem Heere auszurichten vermag, er mußte sich sagen, daß der am nächsten Tage bevorstehende Straßenkampf aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Zerstörung Vicenzas und der Vernichtung der kostbaren Schweizerregimenter enden würde, welche, zu stolz um zu fliehen, jedenfalls ihren Posten auf das Aeußerste vertheidigen würden, und diese Erwägungen, wahrscheinlich noch mit politischen Motiven aller Art verbunden, veranlaßten ihn, noch in der Nacht Parlamentäre an Radetzky zu senden. Wenige Stunden darauf war folgender Vertrag zu Stande gekommen:

„Convention

mit den Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zur Räumung der Stadt Vicenza durch die Truppen Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX.

Art. 1. Die päpstlichen Truppen räumen die Stadt Vicenza mit allen militärischen Ehren zwischen 11 und 12 Uhr Mittags, um sich auf dem kürzesten Wege nach Este und von da über Rovigo jenseits des Po zu begeben.

Art. 2. Die in dieser Convention begriffenen päpstlichen Truppen verpflichten sich, drei Monate nicht gegen Oesterreich zu dienen. Nach Verlaufe dieser Frist sind sie von dieser Verpflichtung frei.

Art. 3. Nachdem General Durando Sr. Excellenz dem Feldmarschall Grafen Radetzky sowohl die Einwohner der Stadt als der Provinz Vicenza in Betreff aller vergangenen Ereignisse, an denen sie Theil genommen haben könnten, lebhaft empfiehlt, erhält Er dagegen von Seite des Feldmarschalls das Versprechen, die ersteren in Beziehung auf die obbesagten Ereignisse nach den wohlwollenden Grundsätzen seiner Regierung zu behandeln.

La Balbi nächst Vicenza, am 11. Juni 1848,
um 6 Uhr Morgens.“

So war durch den raschen Zug nach Vicenza ein großer und schwerwiegender Erfolg für die österreichischen Waffen er-

rungen. Außer der großen Bedeutung, die die Einnahme der Stadt an sich schon für die Verbindungen und Verpflegung der Armee besaß, war die erzwungene Waffenruhe der päpstlichen Truppen ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Die Opfer entsprachen allerdings der Größe des Sieges. Die Oesterreicher selbst geben ihren Verlust auf 1 General (Fürst Lajis), 18 Offiziere, 235 Mann an Todten, 2 Obersten, 29 Offiziere und 510 Mann an Verwundeten und 140 Mann an Vermißten an. Die Italiener behaupten sogar 1800 Mann verloren zu haben. Von ihren 3000 Schweizern allein waren 600, also der fünfte Mann, gefallen.

Mit der rastlosen Schnelligkeit, welche den geborenen Feldherrn auszeichnet, eilte Radetzky noch am Tage der Capitulation mit der Brigade Cusloz und dem 1. Corps — das 2. blieb vorläufig in Vicenza — nach Verona zurück und traf dort am Abend des 12. ein. Er kam eben zur rechten Zeit an, denn am nächsten Tage setzte sich Carl Albert mit seiner gesammten Truppenmacht von Villafranca nach Rocco in Marsch, um hier die Etsch zu überschreiten und Vicenza zu entsetzen. Andere führen als Entschuldigung der ganzen merkwürdigen Bewegung an, es sei nicht sowohl der Entsatz Vicenzas als vielmehr ein Handstreich auf Verona versucht gewesen. Sei dem, wie es wolle, jedenfalls mißglückte dieser Versuch des Königs, die Initiative zu ergreifen, in trauriger Weise. Sein linker Flügel gerieth bei Tomba und St. Lucia mit den österreichischen Vorposten zusammen, es entspann sich ein Gefecht und bald merkte man an dem Nachdruck, mit welchem die Oesterreicher dasselbe führten und immer neue Truppen heranzogen, daß die feindliche Hauptmacht längst wieder in Verona sei. In aller Eile trat das piemontesische Heer den Rückzug an.

In rascher Folge schloß sich an den Fall Vicenzas die Uebergabe der übrigen Städte an. Padua capitulirte schon am 13. mit dem F.=M.=L. d'Aspre, welcher nur die Brigade Diechtenstein bei sich hatte, Treviso wurde am nämlichen Tage von F.=M.=L. Welben, der ein zu Ende Mai zusammengezogenes zweites Reservecorps von 16 Bataillonen commandirte, beschossen und zur Uebergabe gezwungen und alsdann bis zum

25. das ganze venetianische Festland von den Oesterreichern besetzt. An die Einnahme der Lagunenstadt selbst, in welcher General Pepe den Oberbefehl führte, konnte vorerst nicht gedacht werden. Am 24. war auch Palmanuova gefallen, die 3000 Mann starke Besatzung hatte ebenso wie die von Treviso freien Abzug erhalten.

Auch in den venetianischen Alpen hatten im Laufe des Juni zahlreichere kleinere Gefechte stattgefunden, als deren Endergebniß F.=M.=U. Welden die Vertreibung der Aufständischen aus der gesammten Gebirgsgegend erreichte. Erwähnenswerth ist besonders ein am 8. Juni in der Nähe von Primolano an der Brenta geliefertes Treffen, durch welches die Verbindung zwischen Bassano und Trient von den Oesterreichern errungen wurde. Außer seinen eigenen Truppen hatte F.=M.=U. Welden auch der Tiroler Landsturm vorzügliche Dienste geleistet.

So war denn gegen Ende Juni das gesammte Land östlich des Festungsvierecks wieder unterworfen, die directe Verbindung mit der Heimat wiederhergestellt, die Armee von Siegeszuversicht und Kampfeslust erfüllt. Auf Seiten der Italiener dagegen hatten zwei der verbündeten Mächte bereits die gemeinschaftliche Sache verlassen, der König von Neapel, indem er seine Truppen zurückrief, der Papst, indem er die Capitulation von Vicenza abschloß; die Bundesgenossen aus Ferrara und Modena hatten bei Curtatone schwere Einbußen erlitten. Die ganze Last des Krieges fiel jetzt auf das piemontesische Heer allein, welches, ohne besonderen Gefechtsverlusten ausgesetzt gewesen zu sein, durch Hitze, übermäßige Anstrengung und schlechte Verpflegung unaufhaltfam zusammenschmolz. Mit Recht kann daher die offizielle österreichische Darstellung diesen zweiten Abschnitt des Krieges mit den Worten schließen: „Nun wuchs mit Riesenstärke in dieser tapferen Truppe (Radetzky's Heer) das Gefühl ihrer eigenen Unübertroffenheit in Schlachten und Märschen, die beide zusammen und gut geleitet erst das Kriegsglück an die Fahnen einer Armee fesseln. Von diesem Augenblicke an ging aber auch an dem Horizonte unseres Gegners, der an sich zu zweifeln begann, sein Unglücksstern auf. Da er die günstige Gelegenheit nicht zu ergreifen wußte, und durch einen schwachen und allzu

späten Entschluß seine schwankende Führung verrieth, hatte er dadurch das Vertrauen der Soldaten in die Leitung seiner Operationen verloren und als er sechs Wochen später, um dasselbe wieder zu erlangen, sich in Unternehmungen einließ, die ihrem inneren Kern nach ebenso unhaltbar waren, gab er dem österreichischen Führer nur abermals Gelegenheit zu einer Reihe glücklicher Offensiv-Operationen."

Zunächst allerdings gab Radetzky nach der Eroberung Vicenzas die versuchte Offensive auf und zog sich wieder in seine feste Stellung bei Verona zurück, sei es, daß er die Aussichten eines neuen Angriffs noch für zu ungewiß hielt, sei es, daß er die Entwicklung der Dinge in der Heimat abwarten wollte. Hier fügte sich Alles besser, als man nach dem Mai-Aufstande erwarten konnte. Die drohende Empörung der slawischen Stämme war durch Windischgrätz in dem Straßenkampfe in Prag kräftig niedergehalten worden und in Wien leistete der Kriegsminister Latour das Neueste, um die österreichisch-lombardische Armee zu verstärken.

In der That hob sich um die Mitte Juli Radetzky's Feldarmee bis auf reichlich 60 000 Mann, da von dem Welden'schen Corps 12 000 Mann dazu gestoßen und auch sonst Reserven eingetroffen waren. Die Armee war jetzt in vier Armeecorps und zwei Reservcorps eingetheilt, welche, in der Reihenfolge ihrer Nummer, von dem F.=M.=L. Bratislaw, d'Aspre, Thurn, Generalmajor Culloz, F.=M.=L. Wocher und Welden befehligt wurden. Alles in Allem mochten jetzt in Italien über 100 000 Mann österreichische Truppen stehen.

Auch Carl Albert suchte sein bereits stark gelichtetes Heer zu ergänzen, jedoch mit wenig Erfolg. In dem Lager der Reservobataillone bei Bozzole waren kaum 7000 Rekruten vorhanden. Schon jetzt waren die Oesterreicher ihm an Truppenzahl beträchtlich überlegen, ganz abgesehen von dem Vortheile ihrer Stellung, der Führung Radetzky's und dem ermutigenden Gefühl, welches errungene Erfolge einer Armee verleihen. Der endliche Ausgang des Feldzuges konnte kaum mehr zweifelhaft sein, wenn es nicht Carl Albert gelang, aus seinem bisherigen thatenlosen Abwarten herauszutreten.

Wirklich schien der Sardenkönig sich zu etwas Derartigem zu entschließen, nachdem die ersten Wochen des Juli, von kleinen Plänkelleien an den Ufern des Gardasees abgerechnet, in völliger Ruhe von beiden Theilen zugebracht worden waren. Allein der Plan, welchen er faßte, war der denkbar unglücklichste: Mantua, die starke Festung, sollte angesichts der überlegenen feindlichen Armee blockirt, dabei aber die bisher errungenen Positionen bei Rivoli und Peschiera gehalten werden. An sich schon war die Belagerung Mantuas ein völlig zweckloses Unternehmen. Dazu aber kam, daß eine derartige Verzettelung und Auseinanderzerrung der piemontesischen Streitkräfte über eine sich von Rivoli bis Mantua erstreckende, mehr als einen Tagemarsch lange Stellung die Oesterreicher geradezu herausfordern mußte, mit ihrer bei Verona dicht concentrirten Macht auf die wenig widerstandsfähige Linie des Feindes sich zu werfen und dieselbe zu durchbrechen.

Während am 13. und 14. Juli die Piemontesen Mantua auf dem rechten Mincioufer einzuschließen begannen — auf dem linken gelangte noch am nächsten Tage eine bedeutende österreichische Verstärkung von Legnago her in die Festung —, entsandte Radetzky den Fürsten Franz Liechtenstein mit einer Brigade über Rovigo nach Ferrara. Die dortige Einwohnerschaft hatte in letzter Zeit die Lieferung von Lebensmitteln an die in der Citadelle eingeschlossenen Oesterreicher, eine Lieferung, welche, wie berichtet, früher der Commandant Graf Rhuen durch die Drohung eines Bombardements erzwungen hatte, verweigert und so die Belagerten in eine schlimme Lage gebracht. Das Erscheinen der Colonne Liechtenstein brachte am 14. die Sache bald in Ordnung. Die Stadt verpflichtete sich, weitere zwei Monate hindurch Lebensmittel in die Citadelle zu liefern, worauf der Fürst am nächsten Tage den Rückmarsch auf Governolo antrat. Von dort sollte, verbunden mit einem Ausfalle der Besatzung von Mantua, ein Angriff gegen die rechte Flanke der Piemontesen gemacht werden.

Allein diesmal waren die Letzteren auf der Hut gewesen. Auf die Kunde vom Marsche Liechtensteins nach Ferrara war General Bava mit einer starken Abtheilung alsbald nach dem

So aufgebrochen und griff am 18. Governolo mit großer Hefigkeit an. Die schwache, von den Oesterreichern hier zurückgelassene Besatzung, 3 Compagnieen Croaten und 4 Geschütze, wehrte sich zwar tapfer, wurde aber bald von der Uebermacht erdrückt und größtentheils gefangen genommen. Inzwischen war der Colonne Liechtenstein ihrer Führer abhanden gekommen. Der Fürst war am 16. allein nach Mantua geritten, um mit dem Gouverneur der Festung alle Einzelheiten in Betreff des Angriffes auf die Italiener und des gleichzeitigen Ausfalles der Besatzung zu verabreden. Während sie aber noch verhandelten, hatten die Piemontesen Mantua auch von der Ostseite eingeschlossen und Fürst Liechtenstein sah sich außer Stande, zu seinen Truppen zurückzukehren. Infolge dieses Mißgeschickes ging die Brigade, deren Führung nunmehr General Simbschen übernahm, am 19. nach Sanguinetto zurück.

Auf den 23. Juli hatte Radetzky seinen Hauptangriff gegen das Centrum der langen, feindlichen Aufstellung festgesetzt. Um desto leichter seinen Stoß gegen die Mitte ausführen zu können, mußte ihm daran liegen, die Hauptkräfte des Feindes nach den beiden Flügeln zu ziehen. Auf dem rechten Flügel der Piemontesen war dies durch den Entschluß des Königs, Mantua zu blockiren, bereits geschehen; um auf dem linken dasselbe zu erreichen, ließ der Feldmarschall am 22. durch zwei von den Grafen Thurn und Sichnowsky geführte Colonnen einen Angriff auf die Höhen von Rivoli ausführen. Bei dem Dorfe la Zuanne kam es zu einem erbitterten Gefechte, allein sämtliche Angriffe der Oesterreicher wurden von den Piemontesen, bei welchen sich der Commandeur des 2. Corps, General Sonnaz, persönlich befand, zurückgeschlagen. Am Abend mußten die Oesterreicher unverrichteter Sache zurückgehen. Sie hatten an Todten und Verwundeten über 200 Mann, darunter den General Matiß, verloren, welcher bei dem Sturme auf la Zuanne gefallen war. Trotz der errungenen Vortheile zogen sich übrigens die Piemontesen noch in der Nacht nach Peschiera zurück.

Um dieselben Stunden bereitete sich die österreichische Hauptarmee zu der Entscheidungsschlacht vor. Am Abend waren die Colonnen angetreten, um alsdann um 1 Uhr Nachts mit dem

allgemeinen Vormarsch zu beginnen; allein ein fürchtbares Gewitter verschob die Ausführung der Bewegung. Es goß in Strömen und die Dunkelheit erreichte einen solchen Grad, daß der Soldat seinen Nebenmann nicht zu erkennen vermochte. So mußte man wohl oder übel warten, bis der Morgen des 23. Juli, eines Sonntags, klar und heiter anbrach.

Die Stellung des Feindes, der der Angriff galt, war jene von Norden nach Süden sich ziehende Hügelreihe, auf welcher, je eine halbe bis dreiviertel Stunden von einander entfernt, die Ortschaften Santa Giustina, Sona und Sommacampagna lagen. Eine Stunde südwestlich des letzteren Fleckens befand sich das Städtchen Custozza, welches der dreitägigen Schlacht den Namen gegeben hat. Hinter der ersten Hügelreihe erhoben sich noch zwei weitere, auf deren ersten sich der Monte Gobio, auf der zweiten — eine Stunde westlich von Sona — das Dorf San Giorgio in Salice erhob.

Der Angriff der Oesterreicher war dergestalt geplant, daß der rechte Flügel, aus dem 2. Corps bestehend, in zwei Colonnen Santa Giustina und Sona angreifen sollte. Feldmarschall-Lieutenant Graf Schaaffgotsche führte die erstere, Feldmarschall-Lieutenant Graf Wimpfen die zweite, stärkere Abtheilung. Der linke Flügel, das 1. Corps, rückte mit einer Colonne, der des Generalmajors Wohlgemuth, auf Sommacampagna, mit der zweiten, welche Fürst Schwarzenberg befehligte, gegen Custozza vor, während eine Ulanenabtheilung bis Villafranca dirigirt wurde. Man hatte sich im österreichischen Lager die Stellung des Feindes weit stärker gedacht, als sie wirklich war, und sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt gemacht, so daß die Ueberraschung allgemein war, als mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung die Erstürmung der gefürchteten Höhen gelang. Am meisten trug allerdings hierzu das Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte bei. Es waren höchstens 12000 Piemontesen, gegen welche 40000 Oesterreicher in das Gefecht rückten.

Nach sechs Uhr Morgens begann auf dem rechten Flügel das Plänklergefecht. Nach vierstündigem Kampfe wurden die Höhen von Sona und das Dorf selbst von den Brigaden Fritz Diechtenstein und Bergen genommen, ein großer Theil der Ber-

theidiger zu Gefangenen gemacht, der Rest nach dem Mincio zurückgeworfen. Gleichzeitig damit hatte sich Fürst Schwarzenberg Santa Giustinas bemächtigt, das ganze zweite Armee-corps drang siegreich vor, erreichte San Giorgio in Salice und bezog bei Castel Nuovo Stellung. Auf dem linken Flügel hatten inzwischendie Brigaden Wohlgemuth und Strassoldo nach heftigem Kampfe das hochgelegene Sommacampagna von drei Seiten gestürmt und trieben den Feind vor sich her. Alsdann rückte das 1. Corps bis Oiofi vor, besetzte den hart am Mincio gelegenen Monte Bento und Custozza. Die Reserven waren überhaupt nicht in das Gefecht gekommen.

Der Zweck dieses ersten Kampftages war somit völlig erreicht. Die Höhen von Custozza waren genommen, die feindliche Linie durchbrochen und in zwei Theile zersprengt, jetzt handelte es sich für Radetzky darum, diese einzelnen Theile vor ihrer Wiedervereinigung anzugreifen und zu schlagen. Zu diesem Zwecke beschloß der Feldmarschall, sich zunächst gegen die bei Mantua stehende Hauptmacht der Piemontesen zu wenden, indem er seine bisher gen Westen gerichtete Angriffsfront durch eine Schwenkung nach Süden verlegte und auf beiden Seiten des Mincio gegen Mantua vorrückte.

Im Laufe des 24. wurde diese Bewegung vollzogen; ein Theil des österreichischen Heeres — 4 Brigaden — ging an zwei Punkten über den Mincio und stellte sich an dessen rechtem Ufer auf. Es entspannen sich hierbei lebhafteste Gefechte, in deren Verlauf der Feind überall zurückwich und durch einen kühnen Bajonettangriff des Regiments Woher drei Geschütze verlor. Auf dem linken Ufer hielt die Brigade Strassoldo den Monte Bento und die Stadt Valleggio besetzt und wies einen Angriff der piemontesischen Dragoner zurück. Weit bedeutender aber als diese Gefechte war die Niederlage, welche an diesem Tage der linke Flügel Radetzky's erlitt.

Die Brigade Simbschen, welche wir auf ihren Abenteuern vor Ferrara und am Po begleitet haben, war am Abend des 22. Juli von Sanguinetto aufgebrochen und hatte den Befehl erhalten, am 24., dem zweiten Schlachttage, zwischen Sommacampagna und Custozza einzurücken und so die linke Flanke der

österreichischen Aufstellung zu decken. Der Anführer der Brigade wollte es, daß Carl Albert, anstatt, wie dies die einfachste Klugheit gebot, sofort nach den Ereignissen des 23. den Rückzug anzutreten, jetzt plötzlich Zuversicht bekommen und den verzwifelten Entschluß gefaßt hatte, mit den 25 000 Mann, welche er nach der Durchbrechung seiner Linien noch in der Hand hatte, den zwei- bis dreimal stärkeren, siegreichen und durch Festungen rings gedeckten Feind anzugreifen. Am Nachmittage des 24. setzte er sich mit den Garden, 3 Infanteriebrigaden und der Reiterdivision gegen Custozza und Sommacampagna in Marsch. Das Glück begünstigte das tollkühne Vorhaben; denn die Brigade Simbschen, welche diese Tags zuvor eroberten Punkte besetzt halten sollte, war eben erst damit begriffen, hier an die Stelle der bereits abgerückten Brigade Clam zu treten, als die Piemontesen unvermuthet die sorglos und ungeordnet dahinziehenden, von der Hitze und dem Marsche erschöpften Bataillone angriffen. Eine Führung war auf österreichischer Seite nicht vorhanden; denn ähnlich, wie Fürst Liechtenstein nach Mantua, war General Simbschen nach Custozza vorausgeritten, um seine dortige Stellung zu besichtigen. Die Truppen schlugen sich, wo sie eben standen, meist in ungünstiger Position und ohne gegenseitige Unterstützung. So war, ehe noch die umkehrende Brigade Clam zu Hülfe kommen konnte, der Kampf entschieden, ein Theil der Simbschen'schen Truppen nach Verona, andere nach Giorgio zersprengt, die Meisten aber, nach österreichischer Angabe 1317 Mann nebst 42 Offizieren, gefangen und verwundet. Die Hügelreihe von Custozza bis Sommacampagna wurde abermals von den Piemontesen besetzt.

Nadežky sah sich durch den unerwarteten siegreichen Angriff des Feindes, welchen er nach der bisherigen zaudernden Kriegsführung gar nicht hatte erwarten können, in seinen bisherigen Plänen behindert. Er entschloß sich, seine Truppen bis auf einige Bataillone wieder von dem rechten Mincioufer herüberzunehmen und mit dem 2. Armeecorps, seinem linken Flügel, die Italiener aus der Stellung von Sommacampagna zu vertreiben. Das erste Armeecorps sollte sich auf Valeggio und den Monte Bonto stützen und sich defensiv verhalten; hinter

dieser Linie, bei Oliosì, stand das Reservecorps. Das 3. Armeecorps endlich war nach Peschiera vorgeschoben, um etwaigen von Norden kommenden Angriffen zu begegnen. Carl Albert seinerseits gedachte am nächsten Tage einen Frontalangriff gegen die Oesterreicher auszuführen und zugleich über Custozza deren linke Flanke zu umgehen.

Glühend heiß brannte am 25. die Sonne hernieder, als gegen Mittag die Hauptmacht der Piemontesen mit dem österreichischen 2. Corps auf der ganzen Linie von Sommacampagna über Berettava bis zum Monte Godio zusammenstieß. Auf beiden Seiten schlug man sich mit großer Entschlossenheit; die Führer leiteten persönlich den Kampf, welcher den Ausgang des Krieges entscheiden sollte, und feuerten ihre Truppen an. Wie gewöhnlich setzte sich Carl Albert rücksichtslos den feindlichen Kugeln aus, aber auch Radetzky ritt mit seinem ganzen Gefolge bis in die Plänklerketten hinein. Vor dem Flecken Sommacampagna kam lange Zeit hindurch der Angriff der Oesterreicher zum Stehen; schon verzweifelte man daran, die Piemontesen aus dem starken Mauerwerk zu vertreiben, als eben zur rechten Zeit die Brigade Perin eintraf, welche der Commandant von Verona, General Haynau, mit richtigem Blicke zu Hülfe gesandt hatte. Von zwei Seiten wurde jetzt ein Sturmangriff unternommen, welchem die Piemontesen nicht zu widerstehen vermochten. Nach einem hartnäckigen Häuserkampf räumten sie gegen Abend das Dorf. Die Oesterreicher waren zu ermattet, um sie zu verfolgen, viele von ihnen sanken vor Erschöpfung zu Boden. Zu gleicher Zeit hatte die Brigade Frix Viechtenstein Berettara, die Ungarn den Monte Boscone gestürmt. Um den Monte Godio dagegen tobte bis zum Abend ein Kampf, welcher von den Oesterreichern selbst als ein verzweifelter bezeichnet wird. Man mußte die Regimenter des Fürsten v. Schwarzenberg heranziehen, welche, als sie anlangten, in Folge der glühenden Hitze bereits ein Drittel ihrer Mannschaft an Todten und Ermatteten verloren hatten. Mit Hülfe dieser Bataillone gelang es endlich auch hier, den Feind zu werfen und nach Custozza zurückzutreiben.

Während somit das 2. Corps siegreich vordrang, hatte auf dem rechten Flügel das erste sich standhaft gegen die Angriffe

der Piemontesen behauptet. Schon am frühen Morgen hatte hier General Bava Valleggio angegriffen, war aber zweimal zurückgeschlagen worden. Er zog sich zurück und versuchte gegen Mittag durch ein Vordringen längs des Tionebachs, die beiden feindlichen Armeecorps von einander zu trennen. Allein die Brigade Clam wies mit einer geschickten Frontveränderung den Angriff ab, ging alsdann selbst vor und erstürmte den Monte Marmaro. Somit war auch auf dieser Seite die Schlacht von Custozza für die Italiener verloren. Und doch lag es noch am Abend des zweiten Schlachttages in der Hand Carl Alberts, eine völlige Niederlage zu vermeiden. Wenn er nach den am 24. errungenen Vortheilen eilig den Rückzug über den Mincio antrat und sich auf der rechten Seite des Flusses mit den übrigen Abtheilungen seines Heeres vereinte, so hatte er sich noch glücklich aus seiner schwierigen Lage befreit, aus der es am nächsten Tage kein Entrinnen mehr gab. Genaue Angaben über die Verluste der Piemontesen werden kaum beizubringen sein. Sie selbst behaupten, an Todten und Gefangenen 900 Mann eingebüßt zu haben, allein wichtiger als die größere oder geringere Zahl ihrer Kampfunfähigen waren die strategischen Folgen der Schlacht. Die Blockade Mantuas war gebrochen, der Feind zum Rückzug über den Mincio gezwungen, Peschiera isolirt, die Verbindung über Rivoli nach Tirol völlig wiederhergestellt. Und noch wesentlicher als diese Vortheile war der moralische Eindruck, welchen die Niederlage auf die schon erschütterte piemontesische Armee machte. Schon am Tage nach der Schlacht zeigten sich die ersten Symptome der Zerrüttung, welche binnen Kurzem das einst so stolze und siegesfreundige Heer ergreifen sollte.

Allein auch die Oesterreicher hatten ihren Sieg theuer bezahlt. Sie geben an, an den drei Kampftagen 18 Offiziere und 237 Mann an Todten, 48 Offiziere und 1039 Mann an Verwundeten, 1 Offizier und 628 Mann an Vermißten eingebüßt zu haben. Die Verluste der Brigade Simbschen sind hierbei noch nicht einbegriffen, so daß sich Alles in Allem die Summe von nahezu 3500 Kampfunfähigen ergibt.

Diese großen Verluste mögen auch daran Schuld gewesen sein, daß der Rückzug der Piemontesen, welcher noch in der

Nacht begann, wenig belästigt wurde und in größter Ordnung vor sich gehen konnte. Um die Mittagsstunde des 26. waren die meisten der im Kampf gewesenen Truppentheile in Goito versammelt. Auch General Sonnaz, welcher Tags zuvor mit seinem Corps unthätig bei Volta gestanden und nicht, wie man auf Seite der Piemontesen gewünscht, in den Kampf bei Valleggio eingegriffen hatte, war aus seiner Stellung gegen Goito aufgebrochen. Noch auf dem Marsche begriffen, erhielt er jedoch den Gegenbefehl, sofort wieder Volta zu besetzen und zu behaupten.

Inzwischen aber hatte sich Radetzky in Bewegung gesetzt. Sein erstes Corps überschritt den Mincio und wandte sich gegen Castiglione, das zweite und mit ihm ein Theil der Reserven wurde nach Volta dirigirt. Kaum waren die Spitzen der Colonnen in dem Städtchen angekommen, als auch Sonnaz vor den Thoren erschien und seinem Auftrag gemäß sofort zum Angriff schritt. Ein verzweifelter Kampf entspann sich, welchem auch die einbrechende Dunkelheit kein Ende machte. Wenn schon ohnedies in einem nächtlichen Ortsgefechte sich Alles, was der Krieg an Schrecken bietet, zusammenzudrängen pflegt, so vermehrte hier noch die Betheiligung der Einwohner, welche mit Schießbaumwolle aus den Fenstern feuerten und dafür sich die Rache der Oesterreicher zuzogen, die Gräuel dieser Nacht. An verschiedenen Punkten kam es zum Handgemenge, zahlreiche Piemontesen, welche die Vertlichkeit kannten, drangen vereinzelt bis in den Rücken der Oesterreicher vor. Gegen zwei Uhr, da das Kämpfen immer noch kein Ende nahm, wollte endlich der persönlich anwesende F.-M.-L. d'Aspre die erschöpften Truppen, Ungarn, Tiroler und 9. Jäger, Szluiner und Kinsky-Infanterie aus der Stadt ziehen, doch blieben diese freiwillig darin und erwarteten, hinter Barrikaden verschanzt, den Tag. Mit dem Morgengrauen begann der Kampf mit erneuter Heftigkeit. Sonnaz hatte bedeutende Verstärkungen erhalten und drang ungestüm vor; allein seine Angriffe scheiterten aufs Neue an dem Widerstande der Brigaden Frik Liechtenstein und Karpan, welchen nach mehrstündigem Kampfe zwei weitere Brigaden zu Hülfe eilten. Andere österreichische Massen waren im Anmarsch,

Sonnaz erkannte, daß hier kein weiterer Vortheil zu erringen sei, und beendete durch seinen Rückzug nach Goito am Vormittage des 26. dieses hartnäckigste Gefecht des ganzen Krieges.

Den Oesterreichern hatte der Straßenkampf in Volta 20 Offiziere und 482 Mann gekostet; weit größer aber war die Einbuße, welche der moralische Eindruck dieses Gefechtes der piemontesischen Armee zufügte. Die Manneszucht begann sich zu lockern, von den im Kampf gewesenen Brigaden Savoyen und Königin liefen die Soldaten aus einander und flüchteten, ohne auf irgend welche Befehle mehr zu hören, in vollster Unordnung nach Goito und von da weiter, dem Heere voraus. Bald verbreitete sich die Demoralisation durch die gesammte Armee; die lombardischen Commissäre waren geflohen, die Proviantvorräthe von den Marrodeurs geplündert, so daß die Truppen Hunger litten, die Straßen waren durch die Bagage und flüchtende lombardische Familien verstopft und mit Waffen und Ausrüstungsstücken bedeckt, die allgemeine Stimmung dergestalt, daß von einer zweiten Schlacht keine Rede sein konnte. Ein in Goito abgehaltener Kriegsrath sprach sich einstimmig dahin aus, daß die völlig zerrüttete Armee vor Allem der Ruhe und Erholung bedürfe.

Unter dem Eindrucke dieser Begebenheiten sandte Carl Albert noch am 27. die Generale Bes und Rossi nebst dem Oberst La Marmora zu Radetzky, um wegen eines Waffenstillstandes mit ihm zu unterhandeln. Allein die Bedingungen, welche Radetzky stellte, bestanden in nichts Anderem, als in dem Preisgeben der Adalinie, Räumung der Festungen Peschiera, Pizzighettone und Rocca, Abzug der Piemontesen aus Venedig, Modena und Parma, Aufhebung der Blockade von Triest durch die sardische Flotte und Freigebung aller in Mailand gefangenen Offiziere und Beamten. Darauf vermochte Carl Albert nicht einzugehen. Er brach die Verhandlungen ab und zog, nachdem am 27. beide Armeen stehen geblieben waren, am 28. nach Cremona zurück.

Radetzky marschirte ihm sofort nach; er ließ vor Peschiera den Feldmarschall-Lieutenant Haynau mit dem 3. Armeecorps zurück und überschritt am 30., ohne Widerstand zu finden, den Oglio.

Noch hatte es den Anschein, als beabsichtigten die Piemontesen, in Cremona die Oesterreicher zu erwarten, allein die Entmuthigung war bereits so groß, daß General Bava keine Schlacht wagte. Nach einem unbedeutenden, am 30. stattgehabten Geplänkel ging er über die Adda zurück, worauf sich Cremona alsbald den Oesterreichern ergab und von diesen besetzt wurde.

Bava, der einzige, welcher in der allgemeinen Verwirrung noch den Kopf oben behielt, hatte Befehl gegeben, die Uebergänge über die Adda zu vertheidigen, allein es scheint, daß man seinen Anordnungen nicht Folge geleistet hat. Denn ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, überschritten die Oesterreicher am 1. August bei Formigara und Crotta unter großem Jubel und den Klängen der Nationalhymne den Fluß.

Carl Albert änderte nun seine Marschrichtung und wandte sich nach Mailand, wo er die Mittel zu weiterem Widerstande zu finden hoffte. Die Oesterreicher folgten unverzüglich über Lodi und Castiglione nach, drängten in kleinen Gefechten die Piemontesen und erbeuteten zahlreiche Bagage. Selbst die Elemente schienen jetzt die österreichischen Waffen zu unterstützen. Am Abend des 1. August wurden die italienischen Colonnen von einem furchtbaren Gewittersturm überrascht und zahlreiche Menschen und Pferde von den umstürzenden Bäumen — einige sogar nach Angabe der Italiener von Hagelkörnern — erschlagen. Der Zustand ihrer Armee war bereits ein trostloser¹.

¹ Von dem am 2. stattgefundenen Arrieregarden-Gefechte bei Basiaco erzählt General Bava selbst Folgendes: „Gegen fünf Uhr Abends hörte man Kanonenfeuer von Lodi her. Ich eilte zu Pferde mit meinem Stabe dorthin und fand nur noch einen Büchsenchuß von der Stadt auf der Straße von Caviaga her eine ganze Brigade im Rückzug. Ich hielt sie an, um sie aufzustellen und einige vor der Front gelegene Häuser zu besetzen. Während ich aber mit diesen Anordnungen beschäftigt war, flohen viele Soldaten querfeldein, so daß ich einem Zug Cavallerie meiner Begleitung Befehl gab, sie einzuholen und mit Gewalt in ihre Reihen zurückzubringen. Einige dreißig dieser Feiglinge warfen sich aber zur Erde, betheuerten, sie könnten nicht mehr fort, obschon sie an dem Tage Lebensmitteln erhalten und bis 5 Uhr Nachmittags still gelegen. Die Offiziere meines Stabes gaben sich alle Mühe, sie aufzujagen und zurück-

Im Laufe des 3. August langte die piemontesische Armee, nachdem sie sich mit Mühe durch das mit Fahrzeugen aller Art vollgestopfte Defilé von Melegnago gewunden, bei Mailand an und bezog vor der Stadt eine weitläufige Stellung, welche sich im Halbkreise von Chiesa Rossa über Gambaloita bis zu der Porta Orientale ausdehnte. Hier sollte nach dem Willen Carl Alberts noch einmal der österreichischen Armee Stand gehalten werden.

Am 4. August erschien Radetzky mit den Seinen vor Mailand und schritt unverzüglich zum Angriff. Ein zerstreutes Gefecht entspann sich in dem vielfach durchschnittenen, dicht bepflanzen Boden. Am heftigsten schlug man sich bei den Meiereien Gambaloita und Castegnedo, welche nach heftigem Artilleriekampf von den Brigaden Strassoldo und Clam mit Sturm genommen wurden; bei Gambaloita fielen hierbei zehn Kanonen in die Hände des Siegers und wurden 120 Mann zu Gefangenen gemacht. Auch an anderen Punkten, namentlich bei den Dörfern Nosedo und Vigentino stießen Oesterreicher und Italiener hart zusammen, doch im Ganzen war der Widerstand der Piemontesen nicht von langer Dauer. Sie wichen auf der ganzen Linie und zogen sich bis zum Abend völlig in die Stadt zurück. Es war dies das letzte Gefecht zwischen Carl Albert und Radetzky gewesen. Seine Opfer mochten auf jeder Seite einige hundert Mann betragen.

Die Mißerfolge Carl Alberts hatten in überraschend kurzer Zeit die Begeisterung gedämpft, welche bisher für den „Degen Italiens“ geherrscht hatte. Der Jubel, der ihn bisher empfangen, hatte nur der Sache, welche er vertrat, nicht seiner Person gegolten. Man wußte, daß er der Einzige war, welchem das schwere Werk der Befreiung Italiens glücken konnte, und darum hatten bisher selbst die Mazzinisten, deren Ideal die italienische Republik war, gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Jetzt plötzlich war der Nimbus geschwunden. Die Mailänder, die

zubringen, aber sie ließen sich lieber von den Pferden zertreten.“ „Nie im ganzen Laufe meines militärischen Lebens habe ich eine solche Entwürdigung gesehen, sie wollten Alles erdulden, selbst den Tod, ohne zu klagen, ohne ein Wort zu sagen, nur schlagen wollten sie sich nicht.“

Lombarden erkannten, daß sie sich und ihr Schicksal einem Manne anvertraut hatten, der zwar die Mittel besaß, Großes zu vollbringen, allein nicht die Kraft, um jene Mittel richtig zu gebrauchen. Daß die Lombarden nicht selbst das Aeußerste aufgeboten hatten, um sich zu vertheidigen und zu retten, darüber ging man hinweg und häufte den ganzen Zorn, welchen die Euttäuschung der letzten Tage hervorgerufen, auf das Haupt des unglücklichen Sardenkönigs.

So war denn auch die Aufnahme, welche das piemontesische Heer in der Hauptstadt der Lombarden fand, eine wenig freundliche. „Wir erinnerten uns mit Wohlgefallen des ersten Empfanges der Lombarden“, erzählt General Bava, „und überließen uns im Bewußtsein der unermesslichen Opfer, welche das piemontesische Heer der neuen und heiligen Sache des gemeinsamen Vaterlandes gebracht, den süßesten Vorstellungen. Wir erblickten schon die Einwohner des schönen Mailand, wie sie dem rettenden Heere entgegenkämen, es mit Allem reichlich zu versehen, in ihren Mauern ihm die unerhörten Anstrengungen, die harten Entbehrungen vergessen zu machen, denen es unterlegen. Aber, — nichts von Alledem geschah. Bei unserer Annäherung fanden wir die Umgebung der Stadt verlassen, ihren Anblick düster und schweigend, in jedem Gesichte den Ausdruck des Schmerzes und der Furcht, statt reichlicher Erfrischungen, der wir so sehr bedurften, kaum die gewöhnliche Nahrung, wofür man uns noch bei Mangel an Lebensmitteln Geld bot, so daß ganze Regimenter bis zum nächsten Tage ohne Verpflegung blieben, wie z. B. das Cavallerieregiment Savoyen. Diese kühle Empfang schlug uns sehr darnieder. Die genährten Hoffnungen verschwanden und die Muthlosigkeit ergriff von Neuem die Herzen unserer Soldaten.“

Am nächsten Tage jedoch, als vor den Thoren Mailands sich der Kampf entspann und der Kanonendonner die Bewohner überzeugte, daß die piemontesische Armee zur Vertheidigung der Stadt entschlossen sei, schlug die Stimmung wieder um. Man sorgte für die Soldaten, pflegte die Verwundeten und begann, wie in den Märztagen, die Straßen zur Vertheidigung herzurichten. Allein in der Nacht vom 4. zum 5.

hielt der König, nachdem bereits sämtliche Truppen nach Mailand zurückgezogen waren, einen Kriegsrath ab, welcher ein niederschlagendes Resultat ergab.

Es mangelte an Munition, da die Truppentheile sich verschossen hatten und die große Bagage bereits nach Piacenza abgegangen war, Lebensmittel waren nur mehr für drei Tage vorhanden, in der Kriegskasse befanden sich noch 20 000 Franken. Unter diesen Umständen war Widerstand Wahnsinn und mußte nur zur völligen Vernichtung der Armee führen. Einstimmig erklärte der Kriegsrath, daß Mailand unhaltbar sei. Sofort begaben sich zwei Generale in das Lager Radetzky's nach San Donato und boten ihm die Capitulation Mailands und die Räumung der Lombardei an, wenn er den piemontesischen Truppen freien Abzug gestatten und sich verpflichten wolle, Leben und Eigenthum der Mailänder zu schützen und jeden, welcher sich dem Heere anschließen wolle, ungehindert ziehen zu lassen. Radetzky ging hierauf ein.

Als am nächsten Tage in Mailand die Capitulation und ihre Bedingungen bekannt wurden, brach ein wüthender Entrüstungsturm los. Die verschiedenen Behörden und Körperschaften konnte man mit Mühe noch von der Nothwendigkeit der Maßregel überzeugen, dem Volke gegenüber blieb jeder Versuch einer Verständigung unmöglich. Lobende Massen wälzten sich unter Verrathgeschrei durch die Straßen, fluchten den Piemontesen und ihrem Könige und errichteten aller Orten Barrikaden, um sich selbst zu vertheidigen. Vor dem Palaste Carl Alberts staute sich die Menge. Von seinen Truppen getrennt, nur von Bava und einigen Anderen umgeben, war der König im Begriffe, sein Pferd zu besteigen, als das Volk in den Hof eindrang und sofort, um die Flucht des „Verräthers“ zu hindern, die Reifewagen umstürzte und zerschlug.

„Ich trat auf den Balcon“, schildert Bava den nun folgenden Auftritt, „um zu sehen, was der Lärm bedeute. Eine wüthende Rotte empfing mich mit den schmähslichsten Schimpfreden und drohte mir den Tod. In dem Getöse konnte man nichts mehr verstehen. Ich trat ins Haus zurück und fand dort zu meinem Schrecken einen wüthenden Kerl, der mit glühenden,

von Zorn hervorgetriebenen Augen heftig über das bevorstehende Unglück der Stadt und seiner Familie declamirte. Wir suchten Alle ihn zu beruhigen, aber vergebens, er wurde nur wüthender; er schrie, daß es auf der Straße gehört wurde, offenbar seine Absicht, um die Wuth auch dort zu steigern. Er verlangte, vor den König zu kommen und als ihm das gewährt wurde, machte er eine Menge unsinniger Forderungen durch einander, besonders aber die, der König solle sich der Menge zeigen, welche glaube, er sei geflohen. Wahrscheinlich war der Verrückte beauftragt, sich zu überzeugen, ob der König noch da sei.“

„Die Nationalgarde vom Dienst war vertrieben worden, und als jener wüthende, aus allen Nationen bestehende Haufen erschien und den Hof des Palastes überschwemmte, fanden sich nur noch einige muthige Carabinieri auf der großen Treppe.“

„Dieser Böbelhaufen schrie beständig Verrath und drohte mit dem Geschieße des unglücklichen Brina, wenn die Feindseligkeiten gegen den gemeinsamen Feind nicht fortgesetzt würden.“

„Unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke schlimmer und wahrhaft entsetzlich. Allein, mitten in Mailand, mehr als eine Miglie von der Armee entfernt, durch eine Anzahl Barrikaden von ihr getrennt, war nichts leichter, als uns umzubringen, und ich gestehe, während meiner langen kriegerischen Laufbahn mich nie in größerer Lebensgefahr geglaubt zu haben.“

„Indessen erschien eine Deputation beim König; er empfing sie gütig und freundlich und fragte, was man wolle. «Krieg oder Tod», war die Antwort, «wenn Ew. Majestät nicht auf unsere Forderungen eingehen, so ist Ihr Leben in Gefahr, es ist keine Macht vorhanden, welche in diesem Augenblicke der Wuth der Bevölkerung entgegenzutreten könnte».“

„Der König schien einen Augenblick betroffen von solcher Vermegenheit, gleich nachher aber, indem er uns Alle entließ, erwiderte er den Deputirten gütig, aber mit Ernst, in Kurzem würden sie Antwort bekommen.“

„Als die Generale wieder hereintraten, sagte er zu mir: Sie wollen durchaus den Krieg; ich aber antwortete: Wenn Krieg sein soll, so besser gegen die Oesterreicher als unter den Augen des Feindes gegen uns selbst!“

„Alle Anwesenden unterstützten den Rath, und der König gab mir auf, dem Volke seinen veränderten Entschluß bekannt zu machen.“

„Nur mit größter Mühe konnte ich es ausrichten, Lärm und Verwirrung waren auf das Höchste gestiegen. Als der Entschluß bekannt wurde, schien Ruhe einzutreten. Bald aber erneute sich der Lärm; ein Redner schlug vor, uns Alle als Geiseln für die Versprechungen des Königs zurückzubehalten. Großer Beifallssturm. Der König sollte seinen Entschluß durch ein Placat bekannt machen und doch hinderte man uns, aus dem Hause zu kommen. Der König sollte sich auf dem Balcon zeigen. Als er erschien, Beifall und Zischen zugleich; völliger Wahnsinn.“

„Ein anderer Redner von einem Stuhle herunter versichert im Namen der Menge zu sprechen und schließt seine Phrasen häufig mit der Frage: Nicht wahr, das ist es, was Ihr wollt? Ein donnerndes Ja ist jedesmal die Antwort. Ein lombardischer Offizier, welcher zur Seite des Königs stand, gab auf alle diese Fragen entschiedene Antworten. Die Scene dauerte länger als eine halbe Stunde, endlich schien das Volk, als es Alles verstanden, sich etwas zu beruhigen.“

„Ich wollte die anscheinende Ruhe dazu benutzen, aus dem Palast zu kommen, aber vergebens, beschimpft, gestoßen, bedroht mußte ich zurückkehren. Da wandte ich mich endlich an einen der Aufwiegler und machte es geltend, daß, wenn sie mich so zurückhielten, ich unmöglich die nöthigen Befehle geben und die Truppen gegen den Feind zurückführen könne. Ich überzeugte ihn zulezt, daß ich unumgänglich nöthig im Lager sei. Darauf nahmen mich zwei unter den Arm, ein Dritter ging voraus, schrieb meinen Namen, meinen Titel, und so gelang es endlich, durch die Masse durchzukommen. Auf dem Wege umarmten mich hunderte, als sie hörten, ich gehe zurück, um die Feindseligkeiten wieder anfangen zu lassen, Andere, die davon nichts wußten, thaten mir jeden Schimpf an.“

„Man warf mich endlich, Gott weiß wie, auf ein Pferd und begleitet von zwei Mantuanern, lombardischen Offizieren, gelang es, mit meinem Adjutanten das Lager zu erreichen.“

„Die Nachricht von den Vorgängen in der Stadt erregte selbstredend die Truppen auf das Höchste. Sie verlangten gegen die Mailänder geführt zu werden, und nur mit Mühe gelang es, einen Bürgerkrieg zu verhüten. Zu dem Könige vorzubringen, erwies sich, da alle Straßen verbarrikadirt waren, als nahezu unmöglich. Der Herzog von Genua, welcher es versucht hatte, war sofort von dem Volke mißhandelt und gefangen genommen worden. Allein die Zeit drängte; schon feuerte der Pöbel von der Straße und selbst von den Bäumen des Parks in die Fenster des Palastes und häufte Brennstoffe an dem Thore zusammen, da erschien ein Bataillon Garde und eine Jägerkompagnie, welche sich glücklich durchgearbeitet hatten, und trieben die feigen Rotten aus einander. In der Mitte seiner Truppen verließ der ganz erschöpfte König mit seinem Sohne den Palast.“

„Um zwei Uhr Morgens am 6.“, berichtet Bava weiter, „verließ der König das Collegium Calchi Rangi, um unter derselben Bedeckung, welche ihn aus dem Palaste Greppi begleitet, nach der Porta Verzellina zu kommen. Rasendes Geschrei, Aufforderungen an das Volk, ihn nicht aus den Thoren zu lassen, häufige Flintenschüsse. Das Sturmläuten aller Glocken begleiteten uns durch die Straße degli Spaldi; dicke Finsterniß umher, nur von brennenden Häusern erleuchtet, welche Bosheit und Plünderungssucht angefaßt hatten. Ein furchtbares Bild! So schnöder Undank, solche Wildheit empörte jedes Herz. Unsere Soldaten sahen in den bewaffneten Bürgern, die ihnen begegneten, was häufig geschah, nur Meuchelmörder. Sie warfen sie nieder und hielten sie fest, bis der König vorüber war.“

„Die Vorsehung verhütete, daß sich uns die empörte Menge in den Weg warf. Gott sei Dank! Das Maß war übertoll, die Geduld erschöpft, und eine furchtbare Strafe wäre gefolgt. Die Porta Verzellina war durch brennende Barrikaden geschlossen; nur mit Mühe war das Feuer zu löschen, die Artillerie konnte durchziehen, der König war gerettet. Die Armee trat ihren Rückzug an und ging über Magenta und Abiajegrasso am folgenden Tage über die Grenze zurück, welche sie 20 Wochen

früher mit den größten und zuversichtlichsten Hoffnungen überschritten hatte."

Mit dem Heere zusammen hatten viele Tausende von Mailändern, nahezu ein Drittel der Einwohnerschaft, ihre Vaterstadt als Flüchtlinge verlassen, um sich der Rache der Oesterreicher zu entziehen. In der entvölkerten und ausgestorbenen Stadt begann am Morgen des 6. August der Pöbel sein Werk. Man machte sich daran die Häuser zu erbrechen und zu plündern, eine völlige Anarchie schien einzureißen, und die geängstigten Bürger mußten die Oesterreicher, welche auf den Wunsch der gänzlich machtlosen Stadtbehörden früher als verabredet, schon um 10 Uhr Vormittags einrückten, geradezu als Retter begrüßen.

Am folgenden Tage schon bat der König um einen dreitägigen Waffenstillstand, welcher ihm von Radetzky gegen die unbedingte Auswechslung sämmtlicher Kriegsgefangenen bewilligt wurde. Am 9. August kam eine weitere sechswöchentliche Waffenruhe zu Stande; die Piemontesen verpflichteten sich darin, die noch von ihnen besetzten Festungen Peschiera, Rocca d'Anfo und Osopo und die Stadt Brescia den Oesterreichern auszuliefern, Venedig, Modena und Parma gänzlich, das Großherzogthum Piacenza größtentheils zu räumen, und ihre Flotte zurückzuberufen. Als Demarcationslinie wurde die Grenze zwischen dem Königreich Piemont und der Lombardei angenommen.

In Folge dieses Vertrages wurden am 14. August das von Haynau bereits stark bedrängte Peschiera sowie Rocca d'Anfo übergeben. Osopo dagegen, wohin sich, wie früher erwähnt, ein Theil der venetianischen Freischaaaren geflüchtet, hielt sich hartnäckig bis zum 14. October.

In Venedig war auf die Nachricht von dem Falle Mailands die Anerkennung Carl Alberts als Oberhauptes von Oberitalien widerrufen und am 10. August die Republik proclamirt worden. Zwar zogen nach dem Wortlaute des Vertrages die Piemontesen aus der Lagunenstadt ab; allein die mehr als 10000 Freischärler, welche außerdem noch in Venedig standen, setzten mit den Venetianern selbst unentwegt die Vertheidigung fort, so daß es den Oesterreichern für das Erste nicht gelang, sich wieder des so unbesonnenen preisgegebenen Plazes zu bemächtigen.

Der Herzog von Modena erhielt jetzt die Belohnung für seinen Verrath an der italienischen Sache. Er wurde durch den Feldmarschall-Lieutenant Fürst Diehtenstein in seine Lande wieder eingeführt und unter großem Jubel die Fahne des Hauses Este auf dem Fort Brescello aufgepflanzt. In Parma rückte Graf Thurn mit seinen Truppen ein, eine Militärregierung unter Vorsitz des Grafen Degenfeldt übernahm vorläufig die Verwaltung des Landes.

Der Großherzog von Toscana unterwarf sich den Oesterreichern völlig und versprach, für Ruhe in seinem Lande sorgen zu wollen. Seine Stellung zu seinen Unterthanen war allerdings bereits derartig, daß er sich überhaupt nur noch mit Mühe auf dem Throne zu behaupten vermochte.

Die Verhältnisse im Kirchenstaate werden später eine weitere Darlegung erfahren. Hier sei nur soviel erwähnt, daß bereits am 3. August die Oesterreicher unter Feldmarschall-Lieutenant Welden die Grenzen des päpstlichen Gebietes überschritten. Nochmals kam es hier zu blutigen Ausritten, indem die Colonne des Feldmarschall-Lieutenants Perglas, welche nach Bologna gezogen war, dort aber den Befehl zum Abmarsch nach dem Po bekommen hatte, unterwegs von einer Schaar Auführer angegriffen wurde. 10 Offiziere und 149 Mann waren die Opfer dieses Ueberfalles. Am 2. September kam zu Ferrara ein vorläufiger Vertrag mit dem Kirchenstaate zu Stande.

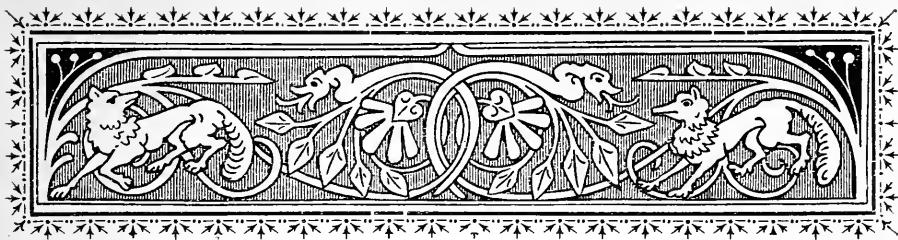
In Mailand hatte bereits am 6. August Radetzky die provisorische Regierung der Lombardei an sich genommen. Selbst seine Gegner mußten ihm zugestehen, daß die Maßnahmen, welche er zur Beruhigung des aufgeregten Landes traf, nach Lage der Dinge milde und gerecht zu nennen waren.

Die Schweiz wurde jetzt das Asyl aller derer, welche sich der Vergeltung der Oesterreicher zu entziehen versuchten oder den Waffenstillstand mißbilligten. Zahlreiche Freischärler und vereinzelte piemontesische Soldaten und Abtheilungen, sowie politisch compromittirte Nichtcombattanten überschritten die Grenze der Eidgenossenschaft, in welcher rasch gebildete Hülfsvereine die dringendste Noth der Flüchtlinge zu lindern suchten. Auch größere Corps zogen sich hierher zurück, so noch am 20. August

das mehrere tausend Mann und 20 Geschütze starke Freicorps Griffini.

Derjenige, welcher als der Letzte den Widerstand gegen die Oesterreicher aufgab, war Giuseppe Garibaldi, der nachmals so berühmte Freischaarenführer, welcher auf die Kunde von der Erhebung seines Vaterlandes aus Südamerika herbeigeeilt war. Er hatte bisher in den Alpen den Guerillakrieg geführt und war sogar bis Monza vormarschirt, um den Mailändern Hilfe zu leisten. Jetzt versuchte er nochmals an den Seen den Aufstand zu entfachen. Es glückte ihm, sich einige Zeit an den Ufern des Gardasees zu halten, allein auf die Dauer vermochte seine täglich sich lichtende Schaar dem von Radetzky entsandten Corps d'Aspres nicht Widerstand zu leisten. Nachdem er sich noch bei Murazzone tapfer mit seinem kaum 1500 Mann starken Corps gegen eine bedeutende österreichische Uebermacht geschlagen, mußte er mit dem Reste seiner Leute über den See hinüber nach der Schweiz sich flüchten.





IV. Abschnitt.

Die Ereignisse in Berlin.

1.

Die März-Errungenschaften.

„Es war eine wunderbare Zeit mit dem 18. März angebrochen“, schreibt der bekannte Rechtslehrer Sneyt in seinen Betrachtungen über die Berliner Revolution, „die Wirklichkeit hatte für uns ihr Dasein verloren, und der Vergangenheit schämten wir uns. Man schämte sich des preußischen Namens und der preußischen Geschichte, der Einrichtungen wie der Personen, am meisten aber des preußischen Militärs und der Beamten. Eine Obrigkeit bestand nicht mehr. Polizei ließ sich nicht sehen oder hielt sich schüchtern bei Seite.“

Rascher als an anderen Orten war in Berlin dem kurzen Kaufe des März die Ernüchterung gefolgt. Eine jugendliche Begeisterung für ein verschwommenes Freiheitsideal, wie sie in Wien den ganzen Sommer hindurch anhielt, ein theatralischer Pomp, mit welchem die Franzosen ihre Revolution verzierten, konnten vor der kühl denkenden, zu Ironie und Sarkasmus neigenden Sinnesart der preußischen Hauptstadt nicht lange bestehen. Schon wenige Tage nach dem 18. März tauchte die Frage auf, ob man überhaupt eine Revolution gehabt habe. Daß jene blutige Frühlingsnacht eine bedeutende Veränderung

im Aussehen und Treiben Berlins hervorgebracht, konnte allerdings Niemand leugnen. Die schimmernden Uniformen der Garde waren verschwunden und die abenteuerlichen Erscheinungen der Bürgerwehr an ihre Stelle getreten; anstatt des sonst so ruhigen und geregelten öffentlichen Lebens war ein tumultuarisches Straßentreiben entstanden.

Nach dem Abmarsch der Gardes war zwar Linienmilitär, das 24. und ein Theil des 9. Infanterieregiments und die 3. Ulanen in die Stadt gerückt, allein diese Truppenmacht blieb viel zu schwach und trat völlig hinter der Bürgerwehr zurück. „Schon im Beginne seiner Extase“, schreibt Stahr, „erschreckte den Bürger die Besorgniß vor der Anarchie. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastete auf seinen Schultern mit dem eisernen Zauberstabe der Ruhe und Ordnung, den man ihm durch die Bürgerbewaffnung in die Hand gegeben hatte. Der alte Staat war vorzugsweise ein Staat der Ruhe und Ordnung gewesen. Bisher war der Bürger selbst vom «Staate» in Ordnung gehalten worden, jetzt sollte er den Staat in Ordnung halten.“

In dieser Nationalgarde machte sich der Fehler der Soldatenspiellerei sofort fühlbar. Es mangelte eine einheitliche, straffe Organisation, und zu einem großen Theile auch die Lust und Liebe zu der Sache. Nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden, erreichten die ausrückenden Bürgerwehrabtheilungen selten mehr als ein Drittel ihres nominellen Bestandes, ein Umstand, welcher nicht weiter auffällig ist, wenn man sich erinnert, daß zahlreiche Bürger sich nur gezwungen — so namentlich alle Beamten, in Folge eines ausdrücklichen Befehles der Regierung — hatten zu der Nationalgarde einschreiben lassen und daher dem Wachtdienste, den fortwährenden Alarmirungen, den Zusammenstößen mit dem „Volke“ wenig Freude abzugewinnen vermochten.

Das Institut der Bürgerwehr war selbst in dem durch und durch militärischen Berlin von vorn herein ein verfehltes. „Daß eine bewaffnete Macht ohne Disciplin“, schreibt Gneist, „in der nordamerikanischen Republik so gut eine Unmöglichkeit sei wie unter der russischen Despotie, war dieser Bürgerwehr nicht zum Bewußtsein zu bringen. Sie besetzte alle Wachen mit uner-

müddlicher Ausdauer. Aber jede militärische Ausbildung, jede Fähigkeit, sich auch nur in geschlossenen Gliedern zu bewegen, fehlte. Besonders gefährlich waren bekanntlich ihre Schießübungen. Sie exercirte zuweilen, besonders gern mit Musik. Nachts durchzogen Patrouillen die Stadt. Ich selbst habe als Mitglied der Bürgerwehr und des Studentencorps Manches mitgemacht. Nichts spricht lauter und deutlicher für den guten Sinn dieser Hauptstadt, als der Umstand, daß diesen Patrouillen nie etwas zu Leide geschehen ist. Zuweilen wurde einem Manne das Gewehr weggenommen; doch auch das nicht häufig. Uebrigens war die Verfassung so demokratisch wie möglich. Man hatte sich zwar Offiziere gewählt, doch natürlich mit dem Vorbehalt, sie abzusetzen, sobald irgend etwas Ungehöriges vorkommen sollte. Auch der Generalissimus stand auf demselben Vertrauensfuß. Dennoch fehlte es an Vertrauen und Harmonie. «Die Hauptleute suchten eine gewisse militärische Herrschaft zu bilden und fortzuentwickeln, welche mit dem rein bürgerlichen Geiste des Institutes unverträglich war» — «der Einfluß, welchen derartige Hauptleute über die Compagnieen hatten, brachte bald genug eine Spaltung hervor.» So und ähnlich lauteten die Klagen der Bürgerwehrschriftsteller und Redner. Sehr böse war man namentlich über den Versuch: «einer Bevormundung des Willens der Compagnie durch den Willen der Führer. Man hatte sogar Verdacht, daß das Commando unter Zuziehung eines bloßen Ausschusses der Stadtbehörden die Befugniß beansprucht habe, Truppen zu requiriren». Das Generalcommando hatte einmal sogar eine Parade veranstaltet, während es doch seine Pflicht gewesen wäre, die Parade so lange aufzuschieben, bis der damals vorliegende Verfassungsentwurf zur allgemeinen Kenntniß der Bürgerschaft gelangt wäre. In einem Bürgerwehrklub wurden die großen Fragen des Tages erörtert und die Schicksale des Landes erwogen und am 18. April schon einstimmig erklärt: «daß der Bürgerwehr kein Gesetz ohne Berathung und Zustimmung von ihrer Seite gegeben werden dürfe, und daß vielmehr ein solches nur aus dem Bürgerwehrkörper, der in dieser Beziehung souverän sei, hervorgehen müsse». Kurz, es war die lang ersehnte Selbstregierung nun endlich realisirt, und wenn man auch dem

Commando «Gewehr auf!» und «Gewehr ab!» Folge leistete, so geschah es dennoch mit dem vollen Bewußtsein, daß über diese Fragen eigentlich hätte abgestimmt werden müssen!“

Von irgend einer obrigkeitlichen Gewalt war mithin in Berlin eigentlich keine Rede mehr. Das „Volk“ — mit keinem anderen Worte ist im Jahre 1848 mehr Unfug getrieben worden als mit diesem — war souverän und übte seine Macht in ausgedehntester Weise durch Katzenmusiken, Fenstereinschlagen, lärmende Versammlungen unter den „Zelten“ und unter den Linden — der sog. Lindenklub — aus. Zum Theile entsprangen diese Demonstrationen lediglich dem Uebermuth, daneben jedoch traten auch sociale Schäden durch sie zu Tage. Die ärmere Berliner Bevölkerung war schon durch die Theuerung des Jahres 1847 hart mitgenommen worden. Als jetzt in Folge des 18. März die gesammte Garnison, viele reiche und vornehme Familien Berlin verließen und der Handel und Verkehr stockten, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Theil der Arbeiter der Noth anheimfiel, andere von Demokraten aufgereizt wurden, und sich als Rückschlag eine stark socialistisch gefärbte Bewegung ausbreitete.

Die Regierung suchte allerdings diesem Mangel abzuhelpfen, allein ihre Maßregeln waren durchaus ungeeignet. „Man eröffnete große Baustellen dicht bei Berlin“, schreibt von Unruh, „und zahlte, um doch jedenfalls die Massen zufriedenzustellen, 15 Sgr. Tagelohn dem Mann, nicht nur dem Berliner unbeschäftigten Arbeiter, sondern auch Fremden, die man dadurch wider Willen heranzog. Tagelohn ohne Arbeitsmaß, ohne strenge Aufsicht, ohne die Mittel, eine solche auszuüben, noch dazu in einer großen Stadt, wo bestrafte Diebe und Vagabunden sich mit den tüchtigen Arbeitern vermischten, demoralisirt in den ruhigsten Zeiten. Solch hohen Tagelohn für Nichtsthun in einer Revolution bezahlen, hieß, einen revolutionären Herd selbst schaffen. Die Bewegungsmänner brauchten keine Sammelplätze zu bestimmen, sie fanden ihr Auditorium stets auf den Bauplätzen versammelt, und nicht schlaife Zuhörer, sondern rüstige, kräftige Leute, denen die Regierung ein Schlaraffenleben auf Staatskosten gewährte.“

Während der folgenden Wochen fanden in Berlin vielfache Arbeitseinstellungen statt, welche größtentheils durch Uebereinkunft

zwischen Fabrikherren und Arbeitern beigelegt wurden und doch zu großen Straßendemonstrationen Anlaß boten. Vor den Bäckereien kam es mehrfach zu großen Tumulten. Was die Parteibewegung in Berlin betrifft, so konnten drei politische Strömungen unterschieden werden. Einmal die kleine Zahl von Solchen, welche mit der neuen Wendung der Dinge mißvergnügt waren und dies offen zur Schau trugen. Ihr Organ war das bisherige offiziöse Blatt, die „Preußische Allgemeine Zeitung“, welches sich über Alles, was die Revolution betraf, in tiefes Schweigen hüllte. Späterhin wurde durch die im ganzen Lande verbreiteten „Preußen-Vereine“, an deren Spitze in Berlin ein Herr von Rattke stand, eine ausgedehnte Agitation im Sinne dieser Kreise betrieben. Dann kam die große Menge der liberal und constitutionell Gesinnten, die eigentliche Bürgerschaft, aus welcher die Nationalgarde sich rekrutirte. Ihr Vereinigungspunkt war der „Constitutionelle Klub“, dessen Organ die von Bruß redigirte „Constitutionelle Zeitung“. Von sonstigen Blättern hatten sich namentlich die ältesten Berliner Zeitungen, die „Vossische“ und die „Spener'sche“, dieser Richtung angeschlossen. Daneben trat am 1. April die „National-Zeitung“ in das Leben und erwarb sich in Kurzem einen großen Anhang.

Die dritte Partei endlich war die der eigentlichen Revolution. Demokratisch gesinnte Schriftsteller, gewesene Offiziere, Studenten bildeten die Führer, die „Arbeiter“ die große Masse der Bewegung, welche ihren Mittelpunkt in dem von Jung geleiteten „Politischen“, später „Demokratischen Klub“ fand. Der von dem Studenten Schöffel herausgegebene „Volksfreund“ vertrat die Bestrebungen dieses Vereins. Ebenso hatte sich die „Zeitungshalle“ der Demokratie angeschlossen. Dann erschien Kuges „Reform“, Corvin und Heide gaben zusammen die „Locomotive“ heraus. Auch eines der verbreitetsten Witzblätter der Gegenwart, der „Kladderadatsch“, verdankte diesen Frühlingstagen seine Entstehung — die erste Nummer desselben erschien als „Organ von und für Bummeler“ am 7. Mai —, unterschied sich aber damals lediglich durch seinen größeren Witz von der sonstigen Straßenlitteratur, dem „Krahehler“, der „Ewigen Lampe“ und anderen. Von weiteren Zeitungen dieser Richtung

sind noch die „Volksblätter“, der „Freischärler“, die „Volksstimme“ und die „Republik“ zu erwähnen. Auch in den Provinzen wuchs diese Presse üppig empor. So hatte Breslau außer der „Allgemeinen Oberzeitung“ und dem „Kreisboten“ den „Putzsch“, in Köln erschienen die „Neue Rheinische Zeitung“ (von Marx redigirt), die „Neue Kölnische Zeitung“, die „Zeitung des Arbeitervereins“ (später „Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit“), die „Freien Blätter“, der „Wächter am Rhein“, in Stettin der „Wächter an der Ostsee“, in Erfurt der „Telegraph“, in Halle die „Demokratische Zeitung“, in Liegnitz der „Demokrat“, in Bielefeld der „Volksfreund“, in Münster die „Westfälische Volkshalle“, in Düsseldorf die „Volksstimme“, in Hirschberg der „Sprecher“, in Schweidnitz der „Freischütz“, ferner die „Neue Königsberger Zeitung“, die „Trier'sche Zeitung“, die „Bonner Zeitung“ (von Kinkel redigirt), der „Rosenberg-Kreuzburger Telegraph“ und viele andere.

Neben den periodischen Zeitschriften schoß eine Straßenlitteratur von Flugblättern und Proclamationen aller Art empor. „Die rastlose Industrie“, schreibt Stahr, „welche die alten und neuen Zeitungsblätter, die Placate und Maueranschläge, die Tages- und Flugblätter, die Broschüren, Extrablätter und Caricaturen zu Tausenden producirt und theils unentgeltlich an Bäumen und Straßenecken der Volkslectüre preisgab, theils durch ein rasch organisirtes Corps von vielen hundert «fliegenden Buchhändlern», bestehend aus der Elite des Berliner Gaminthums, für geringes Geld in das Publicum schleuderte, diese wahrhaft staunenswerthe Industrie, von welcher bisher der ruhige Berliner nur aus dem fernen Paris und London gehört und gelesen hatte — sie fand ihresgleichen nur in der Lesewuth, mit welcher Alt und Jung, Bornehm und Gering, gehend und stehend, fahrend und reitend, das so Gebotene gierig verschlang.“

Entsprechend dem trivialen Charakter, welcher der Berliner Revolution von dem Begräbnisse der Märzgefallenen ab bis zu ihrem Ausgange anhaftete, vermochten sich auch die Führer und Leiter der demokratischen Bewegung nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit zu erheben. Zu den bekanntesten Erscheinungen der Volksversammlungen gehörte der gewesene Lieutenant Feld,

Noch hatte es den Anschein, als beabsichtigten die Piemontesen, in Cremona die Oesterreicher zu erwarten, allein die Entmuthigung war bereits so groß, daß General Bava keine Schlacht wagte. Nach einem unbedeutenden, am 30. stattgehabten Geplänkel ging er über die Abba zurück, worauf sich Cremona alsbald den Oesterreichern ergab und von diesen besetzt wurde.

Bava, der einzige, welcher in der allgemeinen Verwirrung noch den Kopf oben behielt, hatte Befehl gegeben, die Uebergänge über die Abba zu vertheidigen, allein es scheint, daß man seinen Anordnungen nicht Folge geleistet hat. Denn ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, überschritten die Oesterreicher am 1. August bei Formigara und Crotta unter großem Jubel und den Klängen der Nationalhymne den Fluß.

Carl Albert änderte nun seine Marschrichtung und wandte sich nach Mailand, wo er die Mittel zu weiterem Widerstande zu finden hoffte. Die Oesterreicher folgten unverzüglich über Lodi und Castiglione nach, drängten in kleinen Gefechten die Piemontesen und erbeuteten zahlreiche Bagage. Selbst die Elemente schienen jetzt die österreichischen Waffen zu unterstützen. Am Abend des 1. August wurden die italienischen Colonnen von einem furchtbaren Gewittersturm überrascht und zahlreiche Menschen und Pferde von den umstürzenden Bäumen — einige sogar nach Angabe der Italiener von Hagelkörnern — erschlagen. Der Zustand ihrer Armee war bereits ein trostloser¹.

¹ Von dem am 2. stattgefundenen Arrieregarden-Gefechte bei Bassano erzählt General Bava selbst Folgendes: „Gegen fünf Uhr Abends hörte man Kanonenfeuer von Lodi her. Ich eilte zu Pferde mit meinem Stabe dorthin und fand nur noch einen Büchschuß von der Stadt auf der Straße von Caviaga her eine ganze Brigade im Rückzug. Ich hielt sie an, um sie aufzustellen und einige vor der Front gelegene Häuser zu besetzen. Während ich aber mit diesen Anordnungen beschäftigt war, flohen viele Soldaten querfeldein, so daß ich einem Zug Cavallerie meiner Begleitung Befehl gab, sie einzuholen und mit Gewalt in ihre Reihen zurückzubringen. Einige dreißig dieser Feiglinge warfen sich aber zur Erde, betheuerten, sie könnten nicht mehr fort, obgleich sie an dem Tage Lebensmitteln erhalten und bis 5 Uhr Nachmittags still gelegen. Die Offiziere meines Stabes gaben sich alle Mühe, sie aufzujagen und zurück-

Im Laufe des 3. August langte die piemontesische Armee, nachdem sie sich mit Mühe durch das mit Fahrzeugen aller Art vollgestopfte Defilé von Melegnago gewunden, bei Mailand an und bezog vor der Stadt eine weitläufige Stellung, welche sich im Halbkreise von Chiesa Rossa über Gambaloita bis zu der Porta Orientale ausdehnte. Hier sollte nach dem Willen Carl Alberts noch einmal der österreichischen Armee Stand gehalten werden.

Am 4. August erschien Radetzky mit den Seinen vor Mailand und schritt unverzüglich zum Angriff. Ein zerstreutes Gefecht entspann sich in dem vielfach durchschnittenen, dicht bepflanzten Boden. Am heftigsten schlug man sich bei den Meiereien Gambaloita und Castegnedo, welche nach heftigem Artilleriekampf von den Brigaden Strassoldo und Clam mit Sturm genommen wurden; bei Gambaloita fielen hierbei zehn Kanonen in die Hände des Siegers und wurden 120 Mann zu Gefangenen gemacht. Auch an anderen Punkten, namentlich bei den Dörfern Rosedo und Vigentino stießen Oesterreicher und Italiener hart zusammen, doch im Ganzen war der Widerstand der Piemontesen nicht von langer Dauer. Sie wichen auf der ganzen Linie und zogen sich bis zum Abend völlig in die Stadt zurück. Es war dies das letzte Gefecht zwischen Carl Albert und Radetzky gewesen. Seine Opfer mochten auf jeder Seite einige hundert Mann betragen.

Die Mißerfolge Carl Alberts hatten in überraschend kurzer Zeit die Begeisterung gedämpft, welche bisher für den „Degen Italiens“ geherrscht hatte. Der Jubel, der ihn bisher empfangen, hatte nur der Sache, welche er vertrat, nicht seiner Person gegolten. Man wußte, daß er der Einzige war, welchem das schwere Werk der Befreiung Italiens glücken konnte, und darum hatten bisher selbst die Mazzinisten, deren Ideal die italienische Republik war, gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Jetzt plötzlich war der Nimbus geschwunden. Die Mailänder, die

zubringen, aber sie ließen sich lieber von den Pferden zertreten.“ „Nie im ganzen Laufe meines militärischen Lebens habe ich eine solche Entwürdigung gesehen, sie wollten Alles erdulden, selbst den Tod, ohne zu klagen, ohne ein Wort zu sagen, nur schlagen wollten sie sich nicht.“

Lombarden erkannten, daß sie sich und ihr Schicksal einem Manne anvertraut hatten, der zwar die Mittel besaß, Großes zu vollbringen, allein nicht die Kraft, um jene Mittel richtig zu gebrauchen. Daß die Lombarden nicht selbst das Aeußerste aufgeboten hatten, um sich zu vertheidigen und zu retten, darüber ging man hinweg und häufte den ganzen Zorn, welchen die Enttäuschung der letzten Tage hervorgerufen, auf das Haupt des unglücklichen Sardenkönigs.

So war denn auch die Aufnahme, welche das piemontesische Heer in der Hauptstadt der Lombardei fand, eine wenig freundliche. „Wir erinnerten uns mit Wohlgefallen des ersten Empfanges der Lombarden“, erzählt General Bava, „und überließen uns im Bewußtsein der unermesslichen Opfer, welche das piemontesische Heer der neuen und heiligen Sache des gemeinsamen Vaterlandes gebracht, den süßesten Vorstellungen. Wir erblickten schon die Einwohner des schönen Mailand, wie sie dem rettenden Heere entgegenkämen, es mit Allem reichlich zu versehen, in ihren Manern ihm die unerhörten Anstrengungen, die harten Entbehrungen vergessen zu machen, denen es unterlegen. Aber, — nichts von Alledem geschah. Bei unserer Annäherung fanden wir die Umgebung der Stadt verlassen, ihren Anblick düster und schweigend, in jedem Gesichte den Ausdruck des Schmerzes und der Furcht, statt reichlicher Erfrischungen, der wir so sehr bedurften, kaum die gewöhnliche Nahrung, wofür man uns noch bei Mangel an Lebensmitteln Geld bot, so daß ganze Regimenter bis zum nächsten Tage ohne Verpflegung blieben, wie z. B. das Cavallerieregiment Savoyen. Diese kühle Empfang schlug uns sehr darnieder. Die genährten Hoffnungen verschwanden und die Muthlosigkeit ergriff von Neuem die Herzen unserer Soldaten.“

Am nächsten Tage jedoch, als vor den Thoren Mailands sich der Kampf entspann und der Kanonendonner die Bewohner überzeugte, daß die piemontesische Armee zur Vertheidigung der Stadt entschlossen sei, schlug die Stimmung wieder um. Man sorgte für die Soldaten, pflegte die Verwundeten und begann, wie in den Märztagen, die Straßen zur Vertheidigung herzurichten. Allein in der Nacht vom 4. zum 5.

hielt der König, nachdem bereits sämtliche Truppen nach Mailand zurückgezogen waren, einen Kriegsrath ab, welcher ein niederschlagendes Resultat ergab.

Es mangelte an Munition, da die Truppentheile sich erschossen hatten und die große Bagage bereits nach Piacenza abgegangen war, Lebensmittel waren nur mehr für drei Tage vorhanden, in der Kriegskasse befanden sich noch 20 000 Franken. Unter diesen Umständen war Widerstand Wahnsinn und mußte nur zur völligen Vernichtung der Armee führen. Einstimmig erklärte der Kriegsrath, daß Mailand unhaltbar sei. Sofort begaben sich zwei Generale in das Lager Radetzky's nach San Donato und boten ihm die Capitulation Mailands und die Räumung der Lombardei an, wenn er den piemontesischen Truppen freien Abzug gestatten und sich verpflichten wolle, Leben und Eigenthum der Mailänder zu schützen und jeden, welcher sich dem Heere anschließen wolle, ungehindert ziehen zu lassen. Radetzky ging hierauf ein.

Als am nächsten Tage in Mailand die Capitulation und ihre Bedingungen bekannt wurden, brach ein wüthender Entrüstungsturm los. Die verschiedenen Behörden und Körperschaften konnte man mit Mühe noch von der Nothwendigkeit der Maßregel überzeugen, dem Volke gegenüber blieb jeder Versuch einer Verständigung unmöglich. Lobende Massen wälzten sich unter Verrathgeschrei durch die Straßen, fluchten den Piemontesen und ihrem Könige und errichteten aller Orten Barrikaden, um sich selbst zu vertheidigen. Vor dem Palaste Carl Alberts staute sich die Menge. Von seinen Truppen getrennt, nur von Bava und einigen Anderen umgeben, war der König im Begriffe, sein Pferd zu besteigen, als das Volk in den Hof eindrang und sofort, um die Flucht des „Verräthers“ zu hindern, die Reisewagen umstürzte und zerschlug.

„Ich trat auf den Balcon“, schildert Bava den nun folgenden Auftritt, „um zu sehen, was der Lärm bedeuete. Eine wüthende Rote empfieng mich mit den schmähslichsten Schimpfreden und drohte mir den Tod. In dem Getöse konnte man nichts mehr verstehen. Ich trat ins Haus zurück und fand dort zu meinem Schrecken einen wüthenden Kerl, der mit glühenden,

von Zorn hervorgetriebenen Augen heftig über das bevorstehende Unglück der Stadt und seiner Familie declamirte. Wir suchten Alle ihn zu beruhigen, aber vergebens, er wurde nur wüthender; er schrie, daß es auf der Straße gehört wurde, offenbar seine Absicht, um die Wuth auch dort zu steigern. Er verlangte, vor den König zu kommen und als ihm das gewährt wurde, machte er eine Menge unsinniger Forderungen durch einander, besonders aber die, der König solle sich der Menge zeigen, welche glaube, er sei geflohen. Wahrscheinlich war der Verrückte beauftragt, sich zu überzeugen, ob der König noch da sei.“

„Die Nationalgarde vom Dienst war vertrieben worden, und als jener wüthende, aus allen Nationen bestehende Haufen erschien und den Hof des Palastes überschwemmte, fanden sich nur noch einige muthige Carabinieri auf der großen Treppe.“

„Dieser Böbelhaufen schrie beständig Verrath und drohte mit dem Geschieße des unglücklichen Prina, wenn die Feindseligkeiten gegen den gemeinsamen Feind nicht fortgesetzt würden.“

„Unsere Lage wurde mit jedem Augenblicke schlimmer und wahrhaft entsetzlich. Allein, mitten in Mailand, mehr als eine Miglie von der Armee entfernt, durch eine Anzahl Barrikaden von ihr getrennt, war nichts leichter, als uns umzubringen, und ich gestehe, während meiner langen kriegerischen Laufbahn mich nie in größerer Lebensgefahr geglaubt zu haben.“

„Indessen erschien eine Deputation beim König; er empfing sie gütig und freundlich und fragte, was man wolle. «Krieg oder Tod», war die Antwort, «wenn Ew. Majestät nicht auf unsere Forderungen eingehen, so ist Ihr Leben in Gefahr, es ist keine Macht vorhanden, welche in diesem Augenblicke der Wuth der Bevölkerung entgegenzutreten könnte.»“

„Der König schien einen Augenblick betroffen von solcher Verwegenheit, gleich nachher aber, indem er uns Alle entließ, erwiderte er den Deputirten gütig, aber mit Ernst, in Kurzem würden sie Antwort bekommen.“

„Als die Generale wieder hereintraten, sagte er zu mir: Sie wollen durchaus den Krieg; ich aber antwortete: Wenn Krieg sein soll, so besser gegen die Oesterreicher als unter den Augen des Feindes gegen uns selbst!“

„Alle Anwesenden unterstützten den Rath, und der König gab mir auf, dem Volke seinen veränderten Entschluß bekannt zu machen.“

„Nur mit größter Mühe konnte ich es ausrichten, Lärm und Verwirrung waren auf das Höchste gestiegen. Als der Entschluß bekannt wurde, schien Ruhe einzutreten. Bald aber erneute sich der Lärm; ein Redner schlug vor, uns Alle als Geiseln für die Versprechungen des Königs zurückzubehalten. Großer Beifallssturm. Der König sollte seinen Entschluß durch ein Placat bekannt machen und doch hinderte man uns, aus dem Hause zu kommen. Der König sollte sich auf dem Balcon zeigen. Als er erschien, Beifall und Zischen zugleich; völliger Wahnsinn.“

„Ein anderer Redner von einem Stuhle herunter versichert im Namen der Menge zu sprechen und schließt seine Phrasen häufig mit der Frage: Nicht wahr, das ist es, was Ihr wollt? Ein donnerndes Ja ist jedesmal die Antwort. Ein lombardischer Offizier, welcher zur Seite des Königs stand, gab auf alle diese Fragen entschiedene Antworten. Die Scene dauerte länger als eine halbe Stunde, endlich schien das Volk, als es Alles verstanden, sich etwas zu beruhigen.“

„Ich wollte die anscheinende Ruhe dazu benutzen, aus dem Palaß zu kommen, aber vergebens, beschimpft, gestoßen, bedroht mußte ich zurückkehren. Da wandte ich mich endlich an einen der Aufwiegler und machte es geltend, daß, wenn sie mich so zurückhielten, ich unmöglich die nöthigen Befehle geben und die Truppen gegen den Feind zurückführen könne. Ich überzeugte ihn zuletzt, daß ich unumgänglich nöthig im Lager sei. Darauf nahmen mich zwei unter den Arm, ein Dritter ging voraus, schrie meinen Namen, meinen Titel, und so gelang es endlich, durch die Masse durchzukommen. Auf dem Wege umarmten mich hunderte, als sie hörten, ich gehe zurück, um die Feindseligkeiten wieder anfangen zu lassen, Andere, die davon nichts wußten, thaten mir jeden Schimpf an.“

„Man warf mich endlich, Gott weiß wie, auf ein Pferd und begleitet von zwei Mantuanern, lombardischen Offizieren, gelang es, mit meinem Adjutanten das Lager zu erreichen.“

„Die Nachricht von den Vorgängen in der Stadt erregte selbstredend die Truppen auf das Höchste. Sie verlangten gegen die Mailänder geführt zu werden, und nur mit Mühe gelang es, einen Bürgerkrieg zu verhüten. Zu dem Könige vorzubringen, erwies sich, da alle Straßen verbarrikadirt waren, als nahezu unmöglich. Der Herzog von Genua, welcher es versucht hatte, war sofort von dem Volke mißhandelt und gefangen genommen worden. Allein die Zeit drängte; schon feuerte der Pöbel von der Straße und selbst von den Bäumen des Parkes in die Fenster des Palastes und häufte Brennstoffe an dem Thore zusammen, da erschien ein Bataillon Garde und eine Jägerkompagnie, welche sich glücklich durchgearbeitet hatten, und trieben die feigen Kotten aus einander. In der Mitte seiner Truppen verließ der ganz erschöpfte König mit seinem Sohne den Palast.“

„Um zwei Uhr Morgens am 6.“, berichtet Bava weiter, „verließ der König das Collegium Calchi Rangi, um unter derselben Bedeckung, welche ihn aus dem Palaste Greppi begleitet, nach der Porta Verzellina zu kommen. Rasendes Geschrei, Aufforderungen an das Volk, ihn nicht aus den Thoren zu lassen, häufige Flintenschüsse. Das Sturmläuten aller Glocken begleiteten uns durch die Straße degli Spaldi; dichte Finsterniß umher, nur von brennenden Häusern erleuchtet, welche Bosheit und Plünderungssucht angefaßt hatten. Ein furchtbares Bild! So schnöder Undank, solche Wildheit empörte jedes Herz. Unsere Soldaten sahen in den bewaffneten Bürgern, die ihnen begegneten, was häufig geschah, nur Meuchelmörder. Sie warfen sie nieder und hielten sie fest, bis der König vorüber war.“

„Die Vorsehung verhütete, daß sich uns die empörte Menge in den Weg warf. Gott sei Dank! Das Maß war übertoll, die Geduld erschöpft, und eine furchtbare Strafe wäre gefolgt. Die Porta Verzellina war durch brennende Barrikaden geschlossen; nur mit Mühe war das Feuer zu löschen, die Artillerie konnte durchziehen, der König war gerettet. Die Armee trat ihren Rückzug an und ging über Magenta und Abiajegrasso am folgenden Tage über die Grenze zurück, welche sie 20 Wochen

früher mit den größten und zuversichtlichsten Hoffnungen überschritten hatte.“

Mit dem Heere zusammen hatten viele Tausende von Mailändern, nahezu ein Drittel der Einwohnerchaft, ihre Vaterstadt als Flüchtlinge verlassen, um sich der Rache der Oesterreicher zu entziehen. In der entvölkerten und ausgestorbenen Stadt begann am Morgen des 6. August der Pöbel sein Werk. Man machte sich daran die Häuser zu erbrechen und zu plündern, eine völlige Anarchie schien einzureißen, und die geängstigten Bürger mußten die Oesterreicher, welche auf den Wunsch der gänzlich machtlosen Stadtbehörden früher als verabredet, schon um 10 Uhr Vormittags einrückten, geradezu als Retter begrüßen.

Am folgenden Tage schon bat der König um einen dreitägigen Waffenstillstand, welcher ihm von Radetzky gegen die unbedingte Auswechselung sämmtlicher Kriegsgefangenen bewilligt wurde. Am 9. August kam eine weitere sechswochentliche Waffenruhe zu Stande; die Piemontesen verpflichteten sich darin, die noch von ihnen besetzten Festungen Peschiera, Rocca d'Anfo und Osopo und die Stadt Brescia den Oesterreichern auszuliefern, Venedig, Modena und Parma gänzlich, das Großherzogthum Piacenza größtentheils zu räumen, und ihre Flotte zurückzuberufen. Als Demarcationslinie wurde die Grenze zwischen dem Königreich Piemont und der Lombardei angenommen.

In Folge dieses Vertrages wurden am 14. August das von Haynau bereits stark bedrängte Peschiera sowie Rocca d'Anfo übergeben. Osopo dagegen, wohin sich, wie früher erwähnt, ein Theil der venetianischen Freischäären geflüchtet, hielt sich hartnäckig bis zum 14. October.

In Venedig war auf die Nachricht von dem Falle Mailands die Anerkennung Carl Alberts als Oberhauptes von Oberitalien widerrufen und am 10. August die Republik proclamirt worden. Zwar zogen nach dem Wortlaute des Vertrages die Piemontesen aus der Lagunenstadt ab; allein die mehr als 10000 Freischärler, welche außerdem noch in Venedig standen, setzten mit den Venetianern selbst unentwegt die Vertheidigung fort, so daß es den Oesterreichern für das Erste nicht gelang, sich wieder des so unbesonnenen preisgegebenen Platzes zu bemächtigen.

Der Herzog von Modena erhielt jetzt die Belohnung für seinen Verrath an der italienischen Sache. Er wurde durch den Feldmarschall-Lieutenant Fürst Liechtenstein in seine Lande wieder eingeführt und unter großem Jubel die Fahne des Hauses Este auf dem Fort Brescello aufgepflanzt. In Parma rückte Graf Thurn mit seinen Truppen ein, eine Militärregierung unter Vorsitz des Grafen Degenfeldt übernahm vorläufig die Verwaltung des Landes.

Der Großherzog von Toscana unterwarf sich den Oesterreichern völlig und versprach, für Ruhe in seinem Lande sorgen zu wollen. Seine Stellung zu seinen Unterthanen war allerdings bereits derartig, daß er sich überhaupt nur noch mit Mühe auf dem Throne zu behaupten vermochte.

Die Verhältnisse im Kirchenstaate werden später eine weitere Darlegung erfahren. Hier sei nur soviel erwähnt, daß bereits am 3. August die Oesterreicher unter Feldmarschall-Lieutenant Welden die Grenzen des päpstlichen Gebietes überschritten. Nochmals kam es hier zu blutigen Auftritten, indem die Colonne des Feldmarschall-Lieutenants Perglas, welche nach Bologna gezogen war, dort aber den Befehl zum Abmarsch nach dem Po bekommen hatte, unterwegs von einer Schaar Auführer angegriffen wurde. 10 Offiziere und 149 Mann waren die Opfer dieses Ueberfalles. Am 2. September kam zu Ferrara ein vorläufiger Vertrag mit dem Kirchenstaate zu Stande.

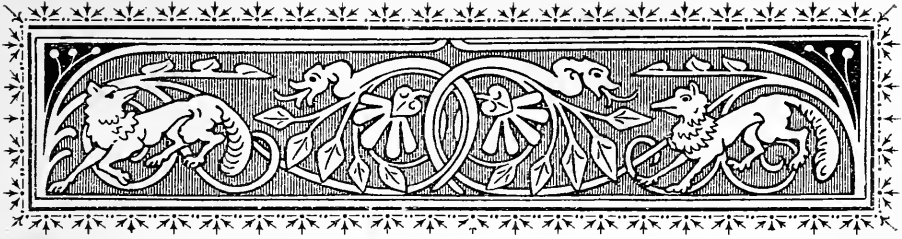
In Mailand hatte bereits am 6. August Radetzky die provisorische Regierung der Lombardei an sich genommen. Selbst seine Gegner mußten ihm zugestehen, daß die Maßnahmen, welche er zur Beruhigung des aufgeregten Landes traf, nach Lage der Dinge milde und gerecht zu nennen waren.

Die Schweiz wurde jetzt das Ayl aller derer, welche sich der Vergeltung der Oesterreicher zu entziehen versuchten oder den Waffenstillstand mißbilligten. Zahlreiche Freischärler und vereinzelte piemontesische Soldaten und Abtheilungen, sowie politisch compromittirte Nichtcombattanten überschritten die Grenze der Eidgenossenschaft, in welcher rasch gebildete Hülfvereine die dringendste Noth der Flüchtlinge zu lindern suchten. Auch größere Corps zogen sich hierher zurück, so noch am 20. August

das mehrere tausend Mann und 20 Geschütze starke Freicorps Griffini.

Derjenige, welcher als der Letzte den Widerstand gegen die Oesterreicher aufgab, war Giuseppe Garibaldi, der nachmals so berühmte Freischaarenführer, welcher auf die Kunde von der Erhebung seines Vaterlandes aus Südamerika herbeigeeilt war. Er hatte bisher in den Alpen den Guerillakrieg geführt und war sogar bis Monza vormarschirt, um den Mailändern Hilfe zu leisten. Jetzt versuchte er nochmals an den Seen den Aufstand zu entfachen. Es glückte ihm, sich einige Zeit an den Ufern des Gardasees zu halten, allein auf die Dauer vermochte seine täglich sich lichtende Schaar dem von Radetzky entsandten Corps d'Aspres nicht Widerstand zu leisten. Nachdem er sich noch bei Murazzone tapfer mit seinem kaum 1500 Mann starken Corps gegen eine bedeutende österreichische Uebermacht geschlagen, mußte er mit dem Reste seiner Leute über den See hinüber nach der Schweiz sich flüchten.





IV. Abschnitt.

Die Ereignisse in Berlin.

1.

Die März-Erregenschaften.

„Es war eine wunderbare Zeit mit dem 18. März angebrochen“, schreibt der bekannte Rechtslehrer Gneist in seinen Betrachtungen über die Berliner Revolution, „die Wirklichkeit hatte für uns ihr Dasein verloren, und der Vergangenheit schämten wir uns. Man schämte sich des preußischen Namens und der preußischen Geschichte, der Einrichtungen wie der Personen, am meisten aber des preußischen Militärs und der Beamten. Eine Obrigkeit bestand nicht mehr. Polizei ließ sich nicht sehen oder hielt sich schüchtern bei Seite.“

Rascher als an anderen Orten war in Berlin dem kurzen Rausche des März die Ernüchterung gefolgt. Eine jugendliche Begeisterung für ein verschwommenes Freiheitsideal, wie sie in Wien den ganzen Sommer hindurch anhielt, ein theatralischer Pomp, mit welchem die Franzosen ihre Revolution verzierten, konnten vor der kühl denkenden, zu Ironie und Sarkasmus neigenden Sinnesart der preußischen Hauptstadt nicht lange bestehen. Schon wenige Tage nach dem 18. März tauchte die Frage auf, ob man überhaupt eine Revolution gehabt habe. Daß jene blutige Frühlingsnacht eine bedeutende Veränderung

im Aussehen und Treiben Berlins hervorgebracht, konnte allerdings Niemand leugnen. Die schimmernden Uniformen der Garde waren verschwunden und die abenteuerlichen Erscheinungen der Bürgerwehr an ihre Stelle getreten; anstatt des sonst so ruhigen und geregelten öffentlichen Lebens war ein tumultuarisches Straßentreiben entstanden.

Nach dem Abmarsch der Gardes war zwar Linienmilitär, das 24. und ein Theil des 9. Infanterieregiments und die 3. Ulanen in die Stadt gerückt, allein diese Truppenmacht blieb viel zu schwach und trat völlig hinter der Bürgerwehr zurück. „Schon im Beginne seiner Extase“, schreibt Stahr, „erschreckte den Bürger die Beforgniß vor der Anarchie. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastete auf seinen Schultern mit dem eisernen Zauberstabe der Ruhe und Ordnung, den man ihm durch die Bürgerbewaffnung in die Hand gegeben hatte. Der alte Staat war vorzugsweise ein Staat der Ruhe und Ordnung gewesen. Bisher war der Bürger selbst vom «Staate» in Ordnung gehalten worden, jetzt sollte er den Staat in Ordnung halten.“

In dieser Nationalgarde machte sich der Fehler der Soldatenspielerlei sofort fühlbar. Es mangelte eine einheitliche, straffe Organisation, und zu einem großen Theile auch die Lust und Liebe zu der Sache. Nachdem der Reiz der Neuheit geschwunden, erreichten die ausrückenden Bürgerwehrabtheilungen selten mehr als ein Drittel ihres nominellen Bestandes, ein Umstand, welcher nicht weiter auffällig ist, wenn man sich erinnert, daß zahlreiche Bürger sich nur gezwungen — so namentlich alle Beamten, in Folge eines ausdrücklichen Befehles der Regierung — hatten zu der Nationalgarde einschreiben lassen und daher dem Wachtdienste, den fortwährenden Alarmirungen, den Zusammenstößen mit dem „Volke“ wenig Freude abzugewinnen vermochten.

Das Institut der Bürgerwehr war selbst in dem durch und durch militärischen Berlin von vorn herein ein verfehltes. „Daß eine bewaffnete Macht ohne Disciplin“, schreibt Gneist, „in der nordamerikanischen Republik so gut eine Unmöglichkeit sei wie unter der russischen Despotie, war dieser Bürgerwehr nicht zum Bewußtsein zu bringen. Sie besetzte alle Wachen mit uner-

müddlicher Ausdauer. Aber jede militärische Ausbildung, jede Fähigkeit, sich auch nur in geschlossenen Gliedern zu bewegen, fehlte. Besonders gefährlich waren bekanntlich ihre Schießübungen. Sie exercirte zuweilen, besonders gern mit Musik. Nachts durchzogen Patrouillen die Stadt. Ich selbst habe als Mitglied der Bürgerwehr und des Studentencorps Manches mitgemacht. Nichts spricht lauter und deutlicher für den guten Sinn dieser Hauptstadt, als der Umstand, daß diesen Patrouillen nie etwas zu Leide geschehen ist. Zuweilen wurde einem Manne das Gewehr weggenommen; doch auch das nicht häufig. Uebrigens war die Verfassung so demokratisch wie möglich. Man hatte sich zwar Offiziere gewählt, doch natürlich mit dem Vorbehalt, sie abzusetzen, sobald irgend etwas Ungehöriges vorkommen sollte. Auch der Generalissimus stand auf demselben Vertrauensfuß. Dennoch fehlte es an Vertrauen und Harmonie. «Die Hauptleute suchten eine gewisse militärische Herrschaft zu bilden und fortzuentwickeln, welche mit dem rein bürgerlichen Geiste des Institutes unverträglich war» — «der Einfluß, welchen derartige Hauptleute über die Compagnieen hatten, brachte bald genug eine Spaltung hervor.» So und ähnlich lauteten die Klagen der Bürgerwehrschriftsteller und Redner. Sehr böse war man namentlich über den Versuch: «einer Bevormundung des Willens der Compagnie durch den Willen der Führer. Man hatte sogar Verdacht, daß das Commando unter Zuziehung eines bloßen Ausschusses der Stadtbehörden die Befugniß beansprucht habe, Truppen zu requiriren». Das Generalcommando hatte einmal sogar eine Parade veranstaltet, während es doch seine Pflicht gewesen wäre, die Parade so lange aufzuschieben, bis der damals vorliegende Verfassungsentwurf zur allgemeinen Kenntniß der Bürgerschaft gelangt wäre. In einem Bürgerwehrklub wurden die großen Fragen des Tages erörtert und die Schicksale des Landes erwogen und am 18. April schon einstimmig erklärt: «daß der Bürgerwehr kein Gesetz ohne Berathung und Zustimmung von ihrer Seite gegeben werden dürfe, und daß vielmehr ein solches nur aus dem Bürgerwehrkörper, der in dieser Beziehung souverän sei, hervorgehen müsse». Kurz, es war die lang ersehnte Selbstregierung nun endlich realisirt, und wenn man auch dem

Commando «Gewehr auf!» und «Gewehr ab!» Folge leistete, so geschah es dennoch mit dem vollen Bewußtsein, daß über diese Fragen eigentlich hätte abgestimmt werden müssen!"

Von irgend einer obrigkeitlichen Gewalt war mithin in Berlin eigentlich keine Rede mehr. Das „Volk“ — mit keinem anderen Worte ist im Jahre 1848 mehr Unfug getrieben worden als mit diesem — war souverän und übte seine Macht in ausgedehntester Weise durch Ragenmusiken, Fenstereinschlagen, lärmende Versammlungen unter den „Zelten“ und unter den Linden — der sog. Lindenklub — aus. Zum Theile entsprangen diese Demonstrationen lediglich dem Uebermuth, daneben jedoch traten auch sociale Schäden durch sie zu Tage. Die ärmere Berliner Bevölkerung war schon durch die Theuerung des Jahres 1847 hart mitgenommen worden. Als jetzt in Folge des 18. März die gesammte Garnison, viele reiche und vornehme Familien Berlin verließen und der Handel und Verkehr stockte, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Theil der Arbeiter der Noth anheimfiel, andere von Demokraten aufgereizt wurden, und sich als Rückschlag eine stark socialistische gefärbte Bewegung ausbreitete.

Die Regierung suchte allerdings diesem Mangel abzuhelpfen, allein ihre Maßregeln waren durchaus ungeeignet. „Man eröffnete große Baustellen dicht bei Berlin“, schreibt von Unruh, „und zahlte, um doch jedenfalls die Massen zufriedenzustellen, 15 Sgr. Tagelohn dem Mann, nicht nur dem Berliner unbeschäftigten Arbeiter, sondern auch Fremden, die man dadurch wider Willen heranzog. Tagelohn ohne Arbeitsmaß, ohne strenge Aufsicht, ohne die Mittel, eine solche auszuüben, noch dazu in einer großen Stadt, wo bestrafte Diebe und Bagabunden sich mit den tüchtigen Arbeitern vermischten, demoralisirt in den ruhigsten Zeiten. Solch hohen Tagelohn für Nichtsthun in einer Revolution bezahlen, hieß, einen revolutionären Herd selbst schaffen. Die Bewegungsmänner brauchten keine Sammelplätze zu bestimmen, sie fanden ihr Auditorium stets auf den Bauplätzen versammelt, und nicht schlaffe Zuhörer, sondern rüstige, kräftige Leute, denen die Regierung ein Schlaraffenleben auf Staatskosten gewährte.“

Während der folgenden Wochen fanden in Berlin vielfache Arbeitseinstellungen statt, welche größtentheils durch Uebereinkunft

zwischen Fabrikherren und Arbeitern beigelegt wurden und doch zu großen Straßendemonstrationen Anlaß boten. Vor den Bäckerläden kam es mehrfach zu großen Tumulten. Was die Parteibewegung in Berlin betrifft, so konnten drei politische Strömungen unterschieden werden. Einmal die kleine Zahl von Solchen, welche mit der neuen Wendung der Dinge mißvergnügt waren und dies offen zur Schau trugen. Ihr Organ war das bisherige offiziöse Blatt, die „Preußische Allgemeine Zeitung“, welches sich über Alles, was die Revolution betraf, in tiefes Schweigen hüllte. Späterhin wurde durch die im ganzen Lande verbreiteten „Preußen-Vereine“, an deren Spitze in Berlin ein Herr von Katte stand, eine ausgedehnte Agitation im Sinne dieser Kreise betrieben. Dann kam die große Menge der liberal und constitutionell Gesinnten, die eigentliche Bürgerschaft, aus welcher die Nationalgarde sich rekrutirte. Ihr Vereinigungspunkt war der „Constitutionelle Klub“, dessen Organ die von Bruß redigirte „Constitutionelle Zeitung“. Von sonstigen Blättern hatten sich namentlich die ältesten Berliner Zeitungen, die „Vossische“ und die „Spener'sche“, dieser Richtung angeschlossen. Daneben trat am 1. April die „National-Zeitung“ in das Leben und erwarb sich in Kurzem einen großen Anhang.

Die dritte Partei endlich war die der eigentlichen Revolution. Demokratisch gesinnte Schriftsteller, gewesene Offiziere, Studenten bildeten die Führer, die „Arbeiter“ die große Masse der Bewegung, welche ihren Mittelpunkt in dem von Jung geleiteten „Politischen“, später „Demokratischen Klub“ fand. Der von dem Studenten Schöffel herausgegebene „Volksfreund“ vertrat die Bestrebungen dieses Vereins. Ebenso hatte sich die „Zeitungshalle“ der Demokratie angeschlossen. Dann erschien Kuges „Reform“, Corvin und Held gaben zusammen die „Locomotive“ heraus. Auch eines der verbreitetsten Witzblätter der Gegenwart, der „Kladderadatsch“, verdankte diesen Frühlingstagen seine Entstehung — die erste Nummer desselben erschien als „Organ von und für Bummler“ am 7. Mai —, unterschied sich aber damals lediglich durch seinen größeren Witz von der sonstigen Straßenlitteratur, dem „Krafehler“, der „Ewigen Lampe“ und anderen. Von weiteren Zeitungen dieser Richtung

sind noch die „Volksblätter“, der „Freischärler“, die „Volksstimme“ und die „Republik“ zu erwähnen. Auch in den Provinzen wuchs diese Presse üppig empor. So hatte Breslau außer der „Allgemeinen Oderzeitung“ und dem „Kreisboten“ den „Putz“, in Köln erschienen die „Neue Rheinische Zeitung“ (von Marx redigirt), die „Neue Kölnische Zeitung“, die „Zeitung des Arbeitervereins“ (später „Freiheit, Brüderlichkeit, Arbeit“), die „Freien Blätter“, der „Wächter am Rhein“, in Stettin der „Wächter an der Ostsee“, in Erfurt der „Telegraph“, in Halle die „Demokratische Zeitung“, in Liegnitz der „Demokrat“, in Bielefeld der „Volksfreund“, in Münster die „Westfälische Volkshalle“, in Düsseldorf die „Volksstimme“, in Hirschberg der „Sprecher“, in Schweidnitz der „Freischütz“, ferner die „Neue Königsberger Zeitung“, die „Trier'sche Zeitung“, die „Bonner Zeitung“ (von Kinkel redigirt), der „Rosenberg-Kreuzburger Telegraph“ und viele andere.

Neben den periodischen Zeitschriften schoß eine Straßenlitteratur von Flugblättern und Proclamationen aller Art empor. „Die rastlose Industrie“, schreibt Stahr, „welche die alten und neuen Zeitungsblätter, die Placate und Maueranschläge, die Tages- und Flugblätter, die Broschüren, Extrablätter und Caricaturen zu Tausenden producirt und theils unentgeltlich an Bäumen und Straßenecken der Volkslectüre preisgab, theils durch ein rasch organisirtes Corps von vielen hundert «fliegenden Buchhändlern», bestehend aus der Elite des Berliner Gaminthums, für geringes Geld in das Publicum schleuderte, diese wahrhaft staunenswerthe Industrie, von welcher bisher der ruhige Berliner nur aus dem fernen Paris und London gehört und gelesen hatte — sie fand ihresgleichen nur in der Lesewuth, mit welcher Alt und Jung, Bornehm und Gering, gehend und stehend, fahrend und reitend, das so Gebotene gierig verschlang.“

Entsprechend dem trivialen Charakter, welcher der Berliner Revolution von dem Begräbnisse der Märzgefallenen ab bis zu ihrem Ausgange anhaftete, vermochten sich auch die Führer und Leiter der demokratischen Bewegung nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit zu erheben. Zu den bekanntesten Erscheinungen der Volksversammlungen gehörte der gewesene Lieutenant Held,

welcher mit seiner kräftigen Stimme und Ausdrucksweise besonders die Maschinenarbeiter unbedingt beherrschte. Seine Ansichten, welche er namentlich durch riesengroße Placate zu verbreiten liebte, waren zwar höchst überspannt, zeigten aber doch wieder zuweilen ein überraschendes Verständniß. So hat Held den Beruf des Prinzen von Preußen, wenn auch nicht klar erkannt, so doch geahnt, und das wollte in jener Zeit viel besagen. In seinem Buche: „Deutschlands Lehrjahre“ findet sich folgende Stelle: „Preußen muß die Revolution von Neuem und mit ganzem Ernste in die Hand nehmen, zu welchem Zwecke es nöthig ist, in Preußen alle Parteien für das gemeinschaftliche Ziel zu einigen. Um die bereits außerordentlich stark gewordene royalistische und Militärpartei zur Seite zu haben, muß sich die Krone selbst für die Revolution aussprechen. In Betracht aber, daß der König für seine Person einer solchen Rolle, in welcher er schon einmal ohne Erfolg aufgetreten ist, abhold sein muß, zeigt sich in der Person des Prinzen von Preußen als des legitimen Thronfolgers ein durchaus passender Bannerträger. Alle Umstände sprechen dafür, daß der König zu Gunsten des Prinzen resigniren, und daß dieser Letztere als entschlossener, worttreuer und zuverlässiger Mann mit Freuden bereit sein wird, eine welt-historische Mission zu übernehmen.“

Neben Held traten ein weiterer gewesener Offizier, von Corvin, dann der Arbeiter Gichler, der Student Schlöffel, Julius Berends, Jung, Schafpler, Krause und Andere hervor. Ihnen Allen war, von den Führern der Bewegung bis zu den niedrigsten Vertretern der Demagogie, einem „Vindenmüller“ und Karbe herab, eins gemeinsam, die völlige Unklarheit und Verworrenheit in Betreff dessen, was sie selbst bestrebten.

Schon fast unmittelbar nach dem Straßenkampfe offenbarte bereits ein kennzeichnendes Ereigniß, daß die Berliner Bewegung eines wirklichen Kernes entbehre. Die Berliner verlangten das Militär, welches sie eben noch so erbittert bekämpft hatten, bereits wieder zurück.

Bereits am 19. März hatte der Thierarzt Urban, von einem Schneider Eckert und dem Gattendrucker Berends unterstützt, den König um die Rückberufung der Truppen gebeten

und von Friedrich Wilhelm, welcher zur Zeit sich völlig im Banne der Revolution befand und an eine Ausöhnung derselben mit der Armee glaubte¹, das folgende Schreiben erhalten:

„Auf den Wunsch des Thierarzt Urban genehmige ich sehr gern, daß derselbe die in Potsdam und Umgegend liegenden Truppen, namentlich das Kaiser Alexander-Grenadierregiment sofort nach Berlin zurückführe.

Selbstgeschrieben am 21. März 1848.

Friedrich Wilhelm.“

Die aus Berlin entfernten Gardetruppen hatten inzwischen in Potsdam, Spandau und der Umgegend, namentlich in Teltow, Nauen, Saarmund, Drewitz, Marquardt, Tietzow, Bredow, Rarkow, Gütergohz, Glindow und anderen Orten Cantonnements bezogen und erwarteten hier die weiteren Befehle. Nun sollten sie, die stolzesten Regimente der Monarchie, in deren Offiziercorps die Blüthe des preußischen Adels sich vereinigte, die Demüthigung erleiden, von einem Thierarzte, und durch Vermittelung eines Schneiders und Gattundruckers, in ihre Garnison zurückgeführt zu werden.

Zwar zeigte es sich bald, daß die Berliner Bevölkerung die Anschauungen Urbans in Betreffs der Gardes nicht theilte. Die Nachricht von dem bevorstehenden Einrücken der Letzteren erzeugte eine große Aufregung, man drohte die Thore zu verammeln, und eine zahlreiche, am 26. März vor dem Schönhäuser Thor zusammengetretene Versammlung legte einen entschiedenen Protest ein. Allein dieser Widerstand galt nicht dem Militär als solchem, sondern lediglich der durch ihren Hochmuth verhaßten Garde. Denn als nun doch am 30. März das 24. Infanterieregiment, aus Magdeburg kommend, in der Hauptstadt einrückte, wurde es wahrhaft enthusiastisch begrüßt². Um

¹ In Potsdam hatte der König zu den Offizieren eine Rede gehalten und darin u. A. Folgendes gesagt: „Ich wünsche, daß auch das Offiziercorps den Geist der Zeit ebenso erfassen möge, wie ich ihn erfasst habe, und daß Sie Alle von nun an ebenso als treue Staatsbürger sich bewähren mögen, wie Sie sich als treue Soldaten bewährt haben“.

² „Zweitausend Mann der Bürgerwehr“, berichtet die „Vossische Zeitung“ vom 21. März, „waren in Abtheilungen von je 20 Mann heraus-

31. folgten zwei Bataillone des 9. (Kolberg'schen) Infanterieregiments, welchen der gleiche Empfang zu Theil wurde, und am 2. April ritt das 3. Manenregiment in der Residenz ein. Auch die Lanzenreiter wurden mit Jubel aufgenommen und bereits erhoben sich zahlreiche Stimmen, welche auch die Herbeiberufung des 20., zumeist aus Berlinern bestehenden Regimentes beantragten.

Immerhin jedoch war die Stellung der Truppen in Berlin nunmehr eine ganz andere geworden. Das active Militär der Garnison ohnedies so gering an Zahl, trat in den Hintergrund, während die neugeschaffene Bürgerwehr die erste Stelle einnahm.

Der erste Commandant der letzteren, von Minutoli, hatte schon am 4. April sein Amt als ein mit der Stellung eines Polizeipräsidenten unvereinbares niedergelegt, worauf am nächsten Tage der General von Alshoff von den Bürgerwehrrauptleuten

gezogen vor das Thor und ein Spalier zum Empfang der Truppen aufgestellt. Unaufgefordert hatten sich eine große Menge von Arbeitercorps mit ihren Fahnen, aus den Werkstätten der Herren Wöhlert, Vorsig u., ferner das Corps der Künstler, das Gewerbeinstitut u. s. w. dem Empfangszuge angeschlossen. Der Commandant von Berlin, General-Lieutenant v. Dittfurth, mehrere andere Generale und Offiziere waren ihnen gleichfalls bis dorthin entgegengeritten. Der Obrist Ehrhardt, Commandeur des 24. Regiments, begrüßte hier die Entgegenkommenden mit den Worten: «Freunde, wir kommen zu Euch, um mit Euch gemeinschaftlich Ruhe und Ordnung zu wahren und den neuen Geist sich entwickeln zu helfen». Diese Worte wurden mit lautem Jubel begrüßt. Das Regiment zog nun mit klingendem Spiele die Chaussee herunter bis an das Weichbild der Stadt, dessen Grenze durch den Landwehrgraben bezeichnet wird. Voran ritt der Polizeipräsident von Minutoli, dann folgten die Fahnen der Arbeiter aus der Wöhlert'schen Fabrik. Einer der tapferen Barrikadensechter zu Pferd führte einen Zug Bürgerwehr, der dem Regiment voranmarschirte. Arbeiter, Bürger und Soldaten hatten die Hüte und Helme mit Tannenzweigen oder jungem, knospendem Grün geschmückt. Viele Bürger gingen Arm in Arm mit den Soldaten. Es ertönten Lieder zwischen der Musik, und vielfaches Jubel von allen Seiten. Eine solche Volksmasse umgab die Einziehenden, daß die Soldaten selbst kaum sichtbar und nur an den Helmen bemerklich blieben. Die aufgestellten Bürgerwehrrabtheilungen schlossen sich dem Zuge an, welcher sich wegen der umdrängenden Volksmassen kaum vorwärts bewegen konnte. Am Stadthor war der Empfang ebenso wie draußen."

zum Chef erwählt worden war. Schon in den ersten Tagen ihres Bestehens zeigten sich jedoch bei der Bürgerwehr jene Mängel, an welchen alle derartigen Einrichtungen kränken, das Fehlen der soldatischen Erziehung und Ausbildung, deren jede bewaffnete Macht dringend bedarf.

„In diesem Zustand, wo Alles vertrauenslos hin- und herschwebte, erwachte ein weitverbreiteter Ruf nach einem energischen Ministerium. Dies wurde damals das Stichwort des Tages. Ein großer Staatsmann und er allein konnte und sollte uns aus dieser Lage reißen. Auf ihn wartete die Bevölkerung wie auf ihren Messias.“¹

Das Ministerium Arnim-Bonzenburg, welches während und unmittelbar nach dem 18. März sich gebildet hatte, war höchst unpopulär. Schon nach zehn Tagen reichte Graf Arnim seine Entlassung ein und erhielt dieselbe ebenso wie die Minister von Rohr, Uhden und von Savigny. Dafür berief der König nunmehr zwei Männer an seine Seite, welchen nach dem bisherigen Gange der Dinge alles Andere eher als ein Ministerportefeuille zu Theil geworden wäre, zwei Männer, die weder zuvor im Staatsdienst gestanden, noch überhaupt die hohen Schulen besucht hatten, die Präsidenten der Handelskammern zu Köln und Aachen, Rudolf Camphausen und David Hansemann. Beides waren Self-made-men in des Wortes bester Bedeutung, welche sich auch in dem politischen Leben durch ihre liberale Opposition auf dem 7. Rheinischen Provinzial- und dem Vereinigten Landtage einen gefeierten Namen erworben hatten. Beide standen im besten Mannesalter und brachten Einsicht und guten Willen für ihr schwieriges Amt mit. Was Hansemann betrifft, so gelang es diesem in der That, in seinem Fache, dem Finanzwesen, Tüchtiges zu leisten und, wie später zu berichten, einer drohenden Finanzkrise mit Erfolg entgegenzuarbeiten. Immerhin jedoch war er an die Grenzen seines Ressorts gebunden. Die eigentliche Aufgabe des neuen Cabinets, die Ordnung der zerrütteten Staatsverhältnisse, fiel dem Ministerpräsidenten Camphausen zu.

¹ Gneist, S. 7.

Wie sich Camphausen diese seine Aufgabe dachte, hat er selbst später mit den Worten ausgesprochen: „Es war ein Ministerium, nach seiner persönlichen Zusammensetzung geeignet, den Staat ohne lebensgefährliche Zuckungen über die Kluft, welche das alte System von dem neuen trennte, hinüberzuführen“. Daß diese Kluft unüberbrückbar, eine Versöhnung zwischen dem altpreußischen Geiste und dem Treiben der Revolution unmöglich sei, sollte ihm erst die Zukunft offenbaren. Dem Principe der Vermittelung gemäß beobachtete das Ministerium mithin eine abwartende Stellung. Es ließ die bisherigen Staatsformen bestehen, die Beamten auf ihren Posten — nur einige Oberpräsidenten nahmen den Abschied. Es ließ namentlich das platte Land völlig unter dem Einflusse der Landräthe, es dachte weder an eine straffe Organisation der Bürgerwehr, noch an die definitive Einführung der Geschwornengerichte und eines Preßgesetzes, es verschmähte, sich eine Vertretung in der Presse zu schaffen, es verzichtete auf jeden Einfluß auf den Fortgang der deutschen Einheitsbewegung, wie er doch nach dem Umritte Friedrich Wilhelms zu erwarten war, und ließ Alles in Allem die Dinge sich von selbst entwickeln, statt mit starker Hand in den planlosen Lauf der Ereignisse einzugreifen.

Camphausen war durchaus kein solcher Staatsmann, wie ihn eine stürmisch bewegte Zeit erfordert. „Die Tiefe, aus welcher Camphausen seine Ansichten schöpft, die Ruhe, mit der er sie geltend macht, die Feinheit der Formen, in die er sie kleidet, — das Alles ist nicht geeignet, seinem Auftreten rasche und schlagende Erfolge zu sichern. Auch die persönlichen Eigenschaften gehen ihm ab, welche die Popularität schnell erobern. Genauere Bekanntschaft zwar hat ihm überall die unbedingteste Verehrung erworben und den Freunden ist er ein treuer, werther Freund; aber ferner Stehende finden den ungeselligen Mann zurückhaltend und verschlossen. Er leidet an jener kranken Reizbarkeit der Nerven, die übermäßige Anstrengung und eine jedes Maß übersteigende Thätigkeit ihm zugezogen haben. Auch sein Aeußeres scheint weniger gewinnend, während es doch den Eindruck des Bedeutenden nicht verfehlen kann. Denn eine große

Gestalt trägt er auf hohem Halse und etwas vorwärts geneigt, einen geistreichen Kopf. Das feine und blasse Gesicht verräth die Anschauung des Geistes unter dem Scheine augenblicklicher Mattigkeit. Die Arbeit des Denkens hat die Stirne hoch gewölbt und unter die Augen tiefere Furchen und dunklere Schatten geworfen. Das große Auge aber leuchtet still, als ob es ermüdet an gemeinen Genüssen nach tiefern und bedeutendern verlangt.“

Am 29. März war das Ministerium zusammengetreten, welches nunmehr folgende Mitglieder umschloß: Camphausen (Präsidium), Graf Schwerin (Cultus), von Muerwald (Inneres), Bornemann (Justiz), Hansemann (Finanzen), von Meyher (Krieg). Später traten noch Graf Canitz als Kriegs- und von Patow als Arbeitsminister ein. Schon am nächsten Tage, dem 30., hatte das Cabinet einen Schritt gethan, durch welchen es sich das Vertrauen des Volkes zu erringen hoffte. „Wir glaubten dem Absichten Ew. Majestät zu begegnen“, heißt es in einer Adresse, welche das Ministerium an den König richtete und veröffentlichte, „indem wir uns sofort für alle unsere Maßnahmen der künftigen Volksvertretung verantwortlich und den dieserhalb zu erlassenden Gesetzen unterworfen erklären.“

Eine große und schwere Aufgabe harrte des neuen Cabinets. In Posen der Bürgerkrieg, in Berlin die Anarchie, die Rheinlande in halbem Aufruhr, andere Provinzen zur Reaction geneigt, ganz Deutschland in Gährung, Krieg mit Dänemark und möglicherweise mit Frankreich, Zerwürfnisse mit Rußland in Sicht, dabei das Staatsoberhaupt schwankend und fast willenlos, Handel und Gewerbe stöckend, — es waren zahllose Schwierigkeiten, welche sich dem noch nie in Staatsgeschäften erprobten Handelshehrrn und seinen Collegen entgegenstellten, und es gehörte die ganze Kraft und Einsicht des geborenen Staatsmannes dazu, sie zu überwinden.

2.

Das Ministerium der Vermittelung.

Die erste wichtige Frage, welche an das Ministerium herantrat, war die Entscheidung darüber, auf welche Weise die zur Vereinbarung der künftigen Verfassung in Aussicht genommene Volksvertretung einberufen werden sollte. Es boten sich zwei Wege. Entweder erließ der König aus eigener Machtvollkommenheit ein provisorisches, freisinniges Wahlgesetz oder aber, er legte, wenn er sich an die Grundsätze der bisherigen Constitution halten wollte, einen solchen Entwurf dem Vereinigten Landtage vor. Schon am Vormittage des 18. März war, wie erinnerlich, dieser letztere von dem Ministerium Bodelschwingh zum 2. April einberufen worden. Camphausen mußte sich jetzt entscheiden, ob er diese durch die Ereignisse überholte Maßregel zu der seinigen machen oder die Anordnung seines Vorgängers widerrufen sollte.

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß eine Wahlverfüng, wenn sie unmittelbar von Friedrich Wilhelm ausging, einen ungleich größeren und besseren Eindruck machen mußte, als wenn sie der Nation erst durch die Vermittelung und Billigung einer Ständevertretung zu Theil wurde, deren weitere Daseinsberechtigung von den fortschrittlich Gesinnten seit der Nacht des 18. März verworfen wurde. Ein großer Theil des Vereinigten Landtags war conservativ im altpreussischem Sinne; es war vorauszusehen, daß es in den Debatten an heftigen Widersprüchen nicht fehlen und dadurch das Vermittelungswerk gestört werden würde. Allein andererseits glaubte Camphausen, den Boden des bestehenden Rechtes nicht verlassen zu sollen und hoffte, eben durch Einberufung des Landtages auch die absolutistische Partei zu beschwichtigen, während er zugleich damit die Forderungen der gemäßigten Bürgerkreise, namentlich des constitutionellen Clubs und der Universität vertrat.

So versammelte sich denn der Vereinigte Landtag, zu dessen Marschall Friedrich Wilhelm den Fürsten zu Solms ernannt hatte, am 2. April Mittags 12 Uhr zum zweiten und letzten Male im weißen Saale des königlichen Schlosses. Nur wenige

Mitglieder fehlten; von den königlichen Prinzen war keiner erschienen. Auf den Straßen war von einer Erregung, wie man sie vielleicht erwartet hatte, nichts zu bemerken. Nur wenige Menschengruppen umstanden das Schloß.

Eröffnet wurde die Sitzung durch eine Rede des Ministerpräsidenten Camphausen, welcher alsdann der Versammlung zwei Propositionsdecrete der Regierung vorlas. Das erste derselben bezog sich auf die Einführung eines neuen Wahlgesetzes, wie dies näher in den Worten des Decretes bezeichnet war: „Um die Unserem getreuen Volke auf der breitesten Grundlage verheißene constitutionelle Verfassung in das Leben zu rufen, ist die Vereinbarung ihres Inhaltes mit einer beschlußfähigen Versammlung freigewählter Volksvertreter erforderlich“. Der zweite Entwurf war eine Verordnung über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung, welche Reformen in Betreff des Preß- und Gerichtswesens sowie einige Rechte der Staatsbürger und der neuen Volksvertretung feststellte.

Nachdem der Ministerpräsident geschlossen und der Marschall die nöthigen Formalitäten erledigt hatte, ergriff Fürst Sichnowsky, welcher sich seit dem 18. März in der Rolle eines Volkstribunen gefiel, das Wort. Er schlug vor, eine Dankadresse an den König zu richten und zu diesem Behufe sofort eine Commission einzusetzen. Sein Antrag wurde nahezu einstimmig angenommen, und ebenso die sofort entworfene Adresse mit allen gegen 3 Stimmen gebilligt; selbst die Vertreter des conservativsten Preußenthums, ein Graf Arnim, von Meding und Andere schienen ihre früheren Ansichten den neuen Ereignissen angepaßt zu haben. Nur ein Mann erhob sich aus jener Partei, welcher auch jetzt noch fest und offen seinen bisherigen Standpunkt vertrat. Der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen war es, welcher unumwunden erklärte, daß er die Wendung der Dinge nicht mit Freude betrachte¹. Eine zwar gut gemeinte, jedoch

¹ „Was mich veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Neußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben und ich bedauere es schmerzlicher als Viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht im Stande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg

sehr zweifelhafte Unterstützung erhielt v. Bismarck durch seinen schon vom ersten Landtage her durch seine grotesken Aussprüche bekannten Parteigenossen von Thadden-Trigloff, welcher mit seinem urwüchsigem Royalismus mehr Heiterkeit als Beifall erntete. Nachdem alsdann noch auf v. Vinckes Antrag beschlossen worden war, in vereinigten Curien zu berathen, nahm gegen 3 Uhr Nachmittags die erste Sitzung ihr Ende.

In der zweiten Sitzung vom 4. April wurden zwei neue königliche Decrete bekannt gemacht. Das eine bezog sich auf den am 30. März gefaßten Beschluß des Bundestages, eine Nationalvertretung in Frankfurt zu versammeln, und sprach sich dahin aus, daß die preußische Regierung in Uebereinstimmung mit anderen Staatsleitungen den Entschluß gefaßt habe, diese Repräsentanten nicht durch das Volk, sondern aus der Mitte des Landtages durch die Ständemitglieder wählen zu lassen, ein Entschluß, welcher allgemeines Befremden erregte. Das zweite Decret verlangte die vorläufige Genehmigung des Landtages zur Erhebung der durch die Umstände geforderten außerordentlichen Geldmittel durch Steuern oder Anleihen.

Den Mittelpunkt der Verhandlungen bildete an diesem Tage der Entwurf über die Grundlagen der Verfassung, über welchen eine Commission Bericht erstattete. Die Paragraphen wurden einzeln berathen und sämmtlich angenommen.

In der 3. Sitzung vom 5. April kamen zunächst Interpellationen über den herrschenden Nothstand und über die Lage der Dinge in dem Großherzogthum Posen zur Sprache. Die letztere Frage, über welche sich eine lebhafteste Debatte entspann, war durch den Abgeordneten von Bismarck-Schönhäusen aufge-

geworfen hat. Aber wenn ich dies durch die Gewalt der Umstände gezwungen acceptire, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrthümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Weg, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur einen gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!"

worfen worden, ohne jedoch eine genügende Berücksichtigung seitens des Ministers von Muerzwald zu finden¹. Alsdann wurde das Wahlgesetz ausführlich berathen und vielfach abgeändert.

Am nächsten Tage vollzog der Landtag wirklich, in die alten Provinzialstände gesondert, aus seiner Mitte die Wahlen zu dem deutschen Parlamente, indem er 113 Abgeordnete als Vertreter Preußens in Frankfurt auserwählte. Auf die Mark kamen hierbei 19, auf Pommern 11, auf Schlesien 28, auf Sachsen 16, auf Westfalen 14, auf die Rheinprovinz 25 Repräsentanten. Die Provinz Preußen und das Großherzogthum Posen, von welchen erstere in den nächsten Tagen, letzteres, soweit seine Bevölkerung deutsch war, bald darauf dem deutschen Bunde beitraten, sollten sofort, nachdem dies geschehen, durch 23 bezw. 12 Abgeordnete vertreten werden.

Es scheint, daß dieser Versuch Preußens, das Frankfurter Nationalparlament zu einem deutschen Vereinigten Landtag um-

¹ Abgeordneter v. Bismarck-Schönhausen: „Nach dieser Erklärung wollte ich mit wenigen Worten meine persönliche Ansicht darüber aussprechen, wohin die von der Regierung eingeschlagene Richtung der Politik führt. Ich bin fest überzeugt, daß die Reorganisation der polnischen Nationalität uns nur zwei Alternativen in Aussicht stellt, die beide für Preußen gleich traurig sind. Die erste ist die Wiederherstellung eines polnischen Reiches in den Grenzen von 1772. Jeder, dem die Landkarte aus der damaligen Zeit bekannt ist“ — Staatsminister von Muerzwald: „Bevor der Herr Redner weiter spricht, erkläre ich, daß, wenn ich mich bereit erklärt habe, mich über die Ansichten und Absichten des Gouvernements in Beziehung auf das Großherzogthum Posen zu äußern, ich dies allerdings wörtlich genommen, daß ich aber weder heute noch morgen es hier am Ort und an der Zeit finden kann, mich über ein Königreich Polen vom Jahr 1772 oder einem andern Jahre zu äußern. Es ist hier nur der Ort, um über die Verhältnisse unseres Landes zu sprechen. Darüber die Ansichten des Gouvernements offen auszusprechen, bin ich bereit; zu etwas Anderem aber halte ich mich weder verpflichtet noch berechtigt.“

Abgeordneter von Bismarck-Schönhausen: „Dann habe ich die frühere Erklärung des Herrn Ministers mißverstanden, indem ich geglaubt habe, daß die Besprechung der Sache selbst auch die Beleuchtung ihrer Consequenzen nöthig mache. Es ist nicht meine Absicht, der Regierung jetzt Verlegenheiten zu bereiten, und ich werde schweigen, nachdem das Ministerium erklärt hat, daß es nicht wünsche, auf die Sache einzugehen“. Denkschrift, S. 20.

zugestalten, den Umtrieben des Bundestages seine Entstehung verdankt. Jedenfalls lieferte die Thatsache, daß ein solcher Versuch dem Ministerium Camphausen überhaupt möglich erschien und von diesem gewagt werden konnte, einen schlagenden Beweis von der Unfähigkeit des leitenden Staatsmannes, der Situation Herr zu werden. Ein Sturm des Unwillens brach los, als das Resultat der Wahl bekannt wurde. Selbst Conservative fanden es erstaunlich, daß Männer, wie Stahl, Keller und Genossen, welche stets eine absolutistische Gesinnung zur Schau getragen und eine Mitwirkung des Volkes an der Staatsleitung gemißbilligt hatten, nun als Vertreter und Vertrauensmänner eben dieses Volkes nach Frankfurt gehen sollten.

So blieb dem Ministerium die Demüthigung nicht erspart, daß es sich gezwungen sah, seine eigenen Entschlüsse zu widerrufen. Als am 10. April der Vereinigte Landtag zur letzten Sitzung zusammentrat, erhielt er von der Regierung die Mittheilung, daß gemäß einem Beschlusse des Bundestages, wornach Urwahlen zum Frankfurter Parlament erfolgen sollten, der König auf die Wahlen des Vereinigten Landtages verzichte und der Versammlung anheimgebe, dieselben als nicht gethan anzusehen. Der Landtag fügte sich dem königlichen Willen und nahm seine Beschlüsse vom 6. zurück. Trotz dieses ärgerlichen und peinlichen Vorfalles, in welchem das Ministerium den unleugbar mit bestem Willen arbeitenden Landtag in jeder Weise compromittirt hatte, bewilligte der letztere auch noch der Regierung die Summe von 15 Millionen Thalern zum äußeren und inneren Schutze der Monarchie und einen Garantiefonds von 25 Millionen zur Herstellung des Credits und zur Erhaltung von Handel und Gewerbe. An heftigen Debatten fehlte es allerdings nicht; von Bismarck sprach sich entschieden gegen die Forderung aus¹, und so geschick auch der Finanzminister die-

¹ Seine Rede lautete im Auszug: „Abgeordneter von Bismarck-Schönhausen erklärt sich dahin, daß der Landtag gegenwärtig dieselbe Competenz habe wie früher. Indeß hätte er gewünscht, daß die Minister für ihre neuen Maßregeln sich eine wirksamere Stütze gesucht haben möchten als den gegenwärtigen Landtag. Der neue Landtag sei bald zu erwarten. Für die kurze Zwischenzeit scheine die im Schatz liegende

selbe vertheidigte, gelang es doch erst v. Vincke in einer zündenden Rede¹ die Versammlung zu nahezu einstimmiger Annahme des Finanzvotums fortzureißen.

Gleich nachdem dies geschehen, verließ ein Theil der Abgeordneten den Saal, um sofort abzureisen. Die Zurückbleibenden debattirten noch einige Zeit, indem von Thadden und einige Polen vergeblich das Wort zu erhalten suchten; dann wurde mit einem Hoch auf den König die Sitzung geschlossen und sang- und klanglos ging die Versammlung, welche im Jahre

Summe vollkommen ausreichend. Er bedauere deshalb, daß der Landtag in dem Augenblick, wo er in das Meer der Vergessenheit gestürzt werden solle, noch mit einem Mühlstein von 15 Millionen belastet werde. Vor Allen sei die Bedürfnisfrage klarer zu machen. Der Finanzminister habe freilich gesagt, er halte es mit Geldbewilligungen sehr genau. Er erinnere aber daran, daß früher ein sehr dünnes Budget vorgelegt sei, jetzt aber werde eine große Summe in einem noch kürzeren Antrage abverlangt. Die Zeit sei gemessen, aber man habe doch mehr sagen können, was geschehen solle, wenn die freiwilligen Anlehen nicht zu Stande kämen. Er könne dem Vereinigten Landtag nicht das Recht einräumen, seine Befugniß zu Anlehen unbedingt auf die Minister zu übertragen. Er protestire um so mehr dagegen, als ihm erscheine, daß die Verhältnisse des Landes mehr mit den Augen des Industrialismus als mit dem offenen Blick des Staatsmannes angesehen würden." (Gemurre und Bravo.) Nachdem der Redner alsdann über die Benachtheiligung des platten Landes gegenüber den großen Städten gesprochen, schließt er: „Er könne nur stimmen für ein freiwilliges oder erzwungenes Anlehen oder für eine Steuer, über welche man sich in rechtsverbindlicher Weise mit den Ständen geeinigt habe; in dieser Weise wolle er 15 Millionen zur ausschließlichen Verwendung für die Armen bewilligen. Was aber die Garantie von 25 Millionen angehe, so stimme er dagegen, indem er nicht glaube, daß durch die Verwendung derselben auf die Industrie die Ruhe hergestellt werden könne.“

¹ Der Schluß der Rede lautet: „Jetzt gilt es, zu beweisen, daß wir noch die alten Preußen sind! (Bravo.) In den übrigen deutschen Ständeversammlungen, in Stuttgart und Darmstadt, hat man den ministeriellen Anforderungen in einer halben Stunde genügt. So wollen wir denn keinen Augenblick anstehen, auch hier den Ministern das Vertrauensvotum zu gewähren. (Bravo.) Ich möchte wohl wissen, wer von Denjenigen, die hier gegen das Ministerium gesprochen haben, im Stande wäre, selbst Minister zu sein. (Lebhafte Bravo.) Jede Zögerung ist Verrath am Vaterland. (Allgemeiner, donnernder, lang anhaltender Applaus der Versammlung.)“

zuvor mit soviel Pomp zusammengetreten war, für immer auseinander.

Das wesentlichste Resultat ihrer Thätigkeit war die Berathung und Beschlußfassung über die beiden, ihr am ersten Sitzungstage zugegangenen königlichen Decrete, welche nunmehr in folgender Fassung erschienen. Das erste derselben war die „Verordnung über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung“, vom 6. April. Dieselbe enthielt in § 1 die Erweiterung der Preßfreiheit, in § 2 die Aufhebung des besonderen Gerichtsstandes. Der wichtige § 4 lautete folgendermaßen:

„Alle Preußen sind berechtigt, sich friedlich und ohne Waffen in geschlossenen Räumen zu versammeln, ohne daß die Ausübung dieses Rechtes einer vorgängigen polizeilichen Erlaubniß unterworfen wäre. Auch Versammlungen unter freiem Himmel können, insofern sie für die öffentliche Sicherheit und Ordnung nicht gefahrbringend sind, von der Obrigkeit gestattet werden. Ebenso sind alle Preußen berechtigt, zu solchen Zwecken, welche den Strafgesetzen nicht zuwiderlaufen, sich ohne vorgängige polizeiliche Erlaubniß in Gesellschaften zu vereinigen. Alle das freie Vereinigungsrecht beschränkenden, noch bestehenden gesetzlichen Bestimmungen werden hiermit aufgehoben.“ „§ 5. Die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte ist fortan von dem religiösen Glaubensbekenntnisse unabhängig.“ „§ 6. Den künftigen Vertretern des Volkes soll jedenfalls die Zustimmung zu allen Gesetzen, sowie zur Festsetzung des Staatshaushaltsetats und das Steuerbewilligungsrecht zustehen.“

Die zweite Verordnung, das „Wahlgesetz für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung“ bestimmte im Wesentlichen folgendes: Urwählbar ist jeder im Besitze der bürgerlichen Rechte befindliche, nicht aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung beziehende Preuße, welcher das 24. Lebensjahr vollendet hat, in der Gemeinde, in der er seit 6 Monaten seinen Wohnort besitzt. Wählbar zum Abgeordneten ist jeder Preuße, welcher die bürgerlichen Rechte nicht verwirkt und das 30. Lebensjahr vollendet hat. Die Urwähler wählen auf je 3—500 Seelen ihrer Gemeinden einen Wahlmann, die Wahlmänner für jeden landrätthlichen Kreis

einen Abgeordneten und einen Stellvertreter. Erreicht die Bevölkerung eines solchen Kreises bezw. einer Stadt 60 000 Einwohner, so werden 2, für weitere 40 000 Seelen je ein Abgeordneter mehr gewählt. Besonders wichtig ist der Schlußpassus des Gesetzes: „Die auf Grund des gegenwärtigen Gesetzes zusammentretende Versammlung ist dazu berufen, die künftige Staatsverfassung durch Vereinbarung mit der Krone festzustellen und die seitherigen reichsständischen Befugnisse namentlich in Bezug auf die Bewilligung von Steuern und Staatsanleihen für die Dauer ihrer Versammlung interimistisch auszuüben“.

Unmittelbar nach diesem Gesetze erließ am 11. April das Ministerium die „Verordnung über die Wahl der preussischen Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung“, welche fast in allen Punkten mit der ersteren Verordnung übereinstimmte. Nur hatten hier das Recht des Urwählers alle großjährigen Preußen, auch wenn sie noch nicht das 24. Lebensjahr erreicht hatten. Auf je 50 000 Seelen sollte ein Abgeordneter kommen und auch die politischen Flüchtlinge im Falle ihrer Rückkehr wahlberechtigt sein. Die übrigen Abweichungen sind unbedeutend.

Der Eindruck, welchen das Wahlgesetz hervorbrachte, war in Berlin ein entschieden ungünstiger. Man hatte directe und geheime Wahlen erwartet und fürchtete, daß durch das indirecte Wahlsystem die Aeußerung des Volkswillens beeinträchtigt und entstellt würde. Eine lebhaftige Agitation für und gegen das Gesetz nahm ihren Anfang.

Am 10. April hatte wieder eine der üblichen Volksversammlungen unter den Zelten getagt und ein Comité eingesetzt, welches über die Mittel zur Durchführung der directen Wahlen berathen sollte. Die Mitglieder dieses Ausschusses, Jung, Held, Berends, Eichler, Runge, Prutz und andere extrem Gesinnten waren bei Camphausen erschienen, um ihm darauf bezügliche Vorstellungen zu machen. Der Ministerpräsident jedoch erwiderte, daß die aus directen Urwahlen hervorgehende Vertretung zur Republik führe — allerdings eine etwas gewagte Behauptung — und daß der Bestand der gegenwärtigen Regierung auf das Engste mit dem bereits erlassenen Wahlgesetz verknüpft sei.

Als am 17. eine zweite Versammlung diesen Bescheid des Ministerpräsidenten erfuhr, faßte sie auf Eichlers Antrag den Beschluß, am 20. April, dem grünen Donnerstage, eine großartige Demonstration zu Gunsten des directen Wahlsystems zu veranstalten. In einem geordneten Zuge sollte sich das „Volk“ mit Musik, Fahnen mit der Inschrift: directe Wahlen — breiteste Grundlagen — Ordnung aber Freiheit! u. s. w. tragend, zu dem Ministerhause bewegen und dort nochmals seine Forderungen verlauten lassen.

Die Kunde von der beabsichtigten Kundgebung setzte ganz Berlin in Bewegung. Gerüchte aller Art liefen um, man erzählte sich allen Ernstes, daß am grünen Donnerstage die Regierung gestürzt und die Republik proclamirt werden solle, und in der That schienen, wenn man die Sprache der demokratischen Blätter ernst nahm, solche Besorgnisse ängstlicher Gemüther gerechtfertigt zu sein. Namentlich Schlöffel suchte in seinem „Volksfreund“ Marat zu travestiren, erreichte aber nur das Eine, daß die Regierung in einer Anwandlung plötzlicher Energie ihn verhaften ließ und eine halbjährige Festungsstrafe gegen ihn verhängte, aus welcher er späterhin entfloh.

So nahte der 20. April heran. Schon Tags zuvor erschien ein Gesetz, welches die Befugnisse der Bürgerwehr zum Waffengebrauch aussprach, und ein Tumult der Erdarbeiter setzte die ganze Hauptstadt in Aufregung, obwohl es sich lediglich um die Befreiung einiger, wegen ungebührlichen Benehmens Inhaftirter handelte. Am Morgen des grünen Donnerstags selbst schien der Ausbruch einer neuen Revolution sich vorzubereiten. Große Menschenmassen erfüllten die Straßen, Maueranschläge forderten zur Theilnahme an dem Zuge auf, während daneben Placate des Polizeipräsidenten dieselbe untersagten, eine große Menge Arbeiter stand an verschiedenen Punkten der Stadt versammelt, die Bürgerwehr hielt das Schloß und den Alexanderplatz besetzt. Alles deutete darauf hin, daß die Regierung entschlossen sei, nicht nachzugeben, und diese Erkenntniß veranlaßte das Volkscomité, seinerseits von seinem Vorhaben abzustehen. Die angesammelten Arbeitermassen gingen ruhig auseinander, eine von kaum 1500 Menschen besuchte Volksver-

sammlung am Schönhauser Thor beschloß das verunglückte Unternehmen.

Die Verworrenheit der Berliner Verhältnisse war durch den Verlauf des 20. April bedeutend vergrößert worden. Das Ministerium Camphausen hatte wieder einen Theil seiner Popularität eingebüßt, indem es eine friedliche Demonstration mit Waffengewalt unterdrückte, zwischen Bürgerwehr und „Volk“ war eine tiefe Kluft entstanden, die Führer der Arbeiterbewegung endlich hatten ihre Unfähigkeit bewiesen, die Ereignisse zu beherrschen.

Inzwischen naheten die Wahlen heran. Eine besondere Agitation fand nicht statt, so sehr sich auch die Parteien gegenseitig Umtriebe aller Art vorwarfen. Die Zeit war zu kurz und noch keine Übung in diesem Zweige des öffentlichen Lebens vorhanden. Am 1. Mai wurden die Wahlmänner, am 8. die Abgeordneten gewählt, am 10. folgten die Wahlen zum Frankfurter Parlament. Die Zahl der Abgeordneten zur preussischen Versfassungsversammlung betrug 401, welche etwas über 16 Millionen Seelen vertraten. Nach Frankfurt hatte Brandenburg 27, Pommern 15, Schlesien 39, Sachsen 23, Westfalen 20, Rheinprovinz 35, Preußen, welches eben erst in den deutschen Bund aufgenommen war, 32, zusammen 191 entsandt. Welche Partei bei den Wahlen gesiegt, war nach der Lage der Dinge nicht zu entscheiden, da bisher noch kein parlamentarisches Leben in Preußen bestanden hatte und somit auch keine festgegliederten Fractionen vorhanden waren. Allein immerhin ließ sich schon jetzt erkennen, daß der 1. Mai einen Sieg des Liberalismus, auch in seinen radicaleren Schattirungen, bedeutete. Diejenigen Elemente, welche als die Stützen des alten Preuenthums galten, hatten nur theilweise durchzudringen vermocht.

Am Leichtesten läßt sich durch einen Blick auf die Lebensstellung der zur preussischen Nationalversammlung gewählten Volksvertreter der Ausdruck der öffentlichen Stimmung erkennen. Der bisher so mächtige Adel entsandte nur einige 30 Vertreter in das Parlament, worunter viele der Regierung feindlich gesinnte Polen (v. Krasszewski) und Liberale (von Berg, von Unruh u. A.). Der Hochadel war überhaupt nicht, der Grafen-

stand lediglich durch den — der äußersten Linken angehörigen — Grafen Reichenbach und den Polen Ciescowski vertreten. Eine große Menge der Gewählten, etwa 120, gehörte dem Justiz- und Verwaltungswesen an, Geistliche beider Confectionen waren beiläufig 50, Bauern und Müller gegen 40, Aerzte etwa 12 vorhanden. Sehr kennzeichnend ist die geringe Zahl der Professoren und sonstigen Gelehrten; während in der Paulskirche mehr als 100 saßen, fanden sich hier nur 7. An Lehrer waren 10 gewählt, auch gehörte je ein Commis und ein Tagelöhner der Versammlung an. Die Hauptstadt hatte ausschließlich Mitglieder der äußersten Linken, namentlich Jacoby, Waldeck, Bruno Bauer u. A. gewählt.

Camphausen selbst war durch den Ausfall der Wahlen, in welchen er ein Mißtrauensvotum gegen sein Cabinet erblickte, peinlich berührt und verlor noch mehr von seiner nie besonders festen Zuversicht. Nichtsdestoweniger hielt er an dem Entschlusse, in der Nationalversammlung die Stütze seiner Politik zu finden, fest und berief die Volksvertretung auf den 22. Mai nach Berlin.

Es ist dem Ministerium vielfach schwer verdacht worden, daß es in demselben Augenblicke, in welchem sich die Blicke ganz Deutschlands nach Frankfurt wandten und von der Versammlung in der Paulskirche die Einigung des Vaterlandes erhofften, durch Einberufung eines Landtages den preußischen Particularismus förderte. Allerdings stand dieses Vorgehen im schroffsten Gegensatze zu dem „Aufgehen Preußens in Deutschland“, welches Friedrich Wilhelm in dem Sturme der Märztage versprochen, allein es gab augenblicklich wohl Niemand mehr, der jene Phrase ernst zu nehmen geneigt war, ja das Ministerium selbst hatte schon zu Beginn seiner Thätigkeit eine derartige Stellung Preußens zu den deutschen Angelegenheiten von der Hand gewiesen, indem es am 2. April durch eine Zuschrift an den König dessen Aufruf vom 21. März gewissermaßen corrigirt und dahin ausgelegt hatte: „Daß die Gründung eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, eine Einheit in der Verschiedenheit zu erstreben sei“. Für das Frankfurter Einigungswerk allerdings war die Einberufung der preußischen Sonderversammlung ein schwerer, fast tödtlicher Schlag, um so

mehr, da alle anderen Regierungen dem Wunsche des Bundestages und des Fünfzigerausschusses folgend, sich entschlossen hatten, während der Dauer des deutschen Parlamentes keine Einzellandtage zu versammeln. „Eine constituirende Versammlung in Berlin, zu gleicher Zeit mit dem deutschen Verfassungsparlamente in Frankfurt tagend, zerspaltete die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes und lenkte dieselbe ab von dem wichtigsten Gegenstande des Gesamtvaterlandes auf die Sonderinteressen eines und zwar des mächtigsten Einzelstaates. Sie entzog der deutschen, constituirenden Nationalversammlung bedeutende, geistige Kräfte; die Frankfurter Wahlen traten gegen die Preussischen in der öffentlichen Meinung des Landes auf eine bedauernswerthe Weise in den Hintergrund. Man wählte in die erstere vorzugsweise Theoretiker, Gelehrte und Professoren, weil man die praktischen Männer für das eigene Vaterland brauche¹.“

Die Berechtigung dieser Vorwürfe war unzweifelhaft, allein die Tadler übersahen dabei einen ausschlaggebenden Umstand. Die Berufung einer Nationalversammlung und, was damit gleichbedeutend war, die Errichtung einer vom ganzen Lande anerkannten gesetzlichen Autorität war eine Lebensfrage für den preussischen Staat. Die Zustände, wie sie im April und Mai herrschten, waren auf die Dauer unhaltbar und mußten, nachdem der 18. März die Hauptstadt nahezu der Anarchie überliefert und zwischen ihr und den Provinzen eine tiefe Kluft gerissen hatte, in kurzer Zeit zu erneuten Staatsumwälzungen und blutigen Wirren führen. Das Königreich Preußen war kein Staat, welcher einen längeren Zustand der Gesetzlosigkeit zu ertragen vermochte. Allerdings beriefen die anderen Regierungen keine Landtage ein, allein sie alle waren bei Weitem nicht in dem Maße wie Berlin von dem Märzsturm erschüttert worden, und besaßen zudem fast sämmtlich constitutionelle, mehr oder minder freisinnige Verhältnisse, während Preußen und Oesterreich unmittelbar aus einem fast unumschränkten Absolutismus in die Revolution geschleudert worden waren. Zieht man dies Alles in Betracht, so ergibt sich, daß dem Ministerium Camp-

¹ Stahr I, 219.

hausen, da es selbst nicht die Kraft besaß, die Bewegung zu bemeistern, und sich eben so wenig sonst ein genialer Staatsmann finden ließ, nichts übrig blieb, als der Nationalvertretung die Leitung der Ereignisse anzuvertrauen.

Doch ehe noch die Versammlung zusammentrat, sollte ein weiterer Schritt des Cabinets Berlin in neue Erregung versetzen. Am Abend des 11. Mai erschien im Staatsanzeiger ein Erlaß des Ministeriums unter dem Titel „Aufforderung an den Prinzen von Preußen zur Rückkehr nach Berlin“, welcher mit den Worten schloß: „Nicht lange mehr wird die erregte Gegenwart der Ueberzeugung sich verschließen, daß die Ritterlichkeit des Charakters die sicherste Gewähr für das aufrichtigste, männliche Beharren auf der neuen Bahn darbietet, welche mit Ew. Majestät Sr. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen als ein Bedürfniß für das Wohl des Volkes erkannt hat, und diese Ueberzeugung, hervorgerufen und gekräftigt durch den freimüthigen Anschluß an die neuen Zustände, durch das Leben in und mit ihnen wird von den gemischten Gefühlen eines ebenso muthigen als treuen Volksstammes bald nur die edelsten Bestandtheile zurücklassen“.

„Wir stellen hiernach Ew. Majestät allerunterthänigst anheim, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen die Abkürzung des Aufenthalts in England zu empfehlen.“

„Berlin, den 10. Mai 1848. Das Staatsministerium.“

Die Antwort des Königs war unmittelbar begedruckt. Sie sprach sich dahin aus, daß er an Stelle des Grafen Königsmark und des Majors Delrichs den Major Laun zum ersten Adjutanten des Prinzen von Preußen mit dem Auftrage ernannt habe, dem Prinzen die Aufforderung seines Bruders zur Rückkehr zu überbringen.

Wenn das Ministerium in seinem schlecht stilisirten Erlasse von „gemischten Gefühlen“ sprach, so war dies wenigstens, was die Stimmung der Hauptstadt betraf, nicht richtig. Hier betrachtete man den Prinzen, welcher aus seiner Mißbilligung der Revolution nie ein Gehl gemacht hatte, nach wie vor als den Hauptvertreter des gestürzten Absolutismus und hielt seine Rückkehr nach Berlin für gleichbedeutend mit dem Beginne der

Reaction. Man kannte seinen offenen und festen Charakter, wie denn überhaupt hervorgehoben werden muß, daß sich alle diese Angriffe stets nur gegen die Staatsanschauungen des Prinzen von Preußen, nie gegen seine Person richteten, welche letzterer auch den Gegner, soweit sie urtheilsfähig waren, volle Achtung widerfahren ließen¹, und wußte, daß sein Einfluß auf den schwankenden König, auf die grollende Armee und den Adel ein großer sein werde.

Auf das Neue sah sich Berlin in größte Aufregung versetzt. Die auf den 13. Mai angeordnete erste Parade der Bürgerwehr vor dem Könige mußte abbestellt werden, der „politische Klub“ klagte das Ministerium öffentlich an, daß es „den Bürgerkrieg provocire“, Deputationen der Studentenschaft und vieler Bürger begaben sich zu Camphausen.

Am Abend des 12. Mai fand aus diesem Anlasse eine große Volksversammlung unter den Zelten statt, welche auf den Vorschlag Jungs und Schaßlers den Beschluß faßte, sofort in Masse nach der Wilhelmsstraße zu ziehen, woselbst sich Camphausens Amtswohnung befand, und den Ministerpräsidenten zu sprechen. Die Menge setzte sich alsbald in Bewegung, langte in einem geordneten Zuge an ihrem Ziel an und entsandte eine Deputation zu Camphausen, bei welchem sich zufällig der Minister Graf Schwerin befand. Camphausen versprach, am nächsten Tage Bescheid geben zu wollen, worauf die versammelte Menge unter vielfachem Geschrei und Tumulten auseinander ging. Die Worte „Nationaleigenthum“, welche früher an dem Palais des Prinzen von Preußen gestanden hatten, aber inzwischen ausgelöscht worden waren, wurden von Neuem angeschrieben.

¹ So schreibt der extreme Demokrat Steinmann (S. 418): „Der Charakter des Prinzen als Mensch ist in jeder Beziehung ehrenhaft; das gesteht sein eifrigster Gegner zu, und von dieser Seite her und auf diesen Punkt hin ist auch nicht ein Angriff gewagt worden. Der Prinz gehört zu den in den jüngst verflossenen Zeiten der Halbheit und Unentschiedenheit stets feltener gewordenen Individualitäten, die sich durch Stärke, Entschiedenheit, Festigkeit und Consequenz des Charakters bewährt haben. In moralischer Hinsicht besleckt ihn eben so wenig irgend eine Makel; man hat ihn auch nicht einer öffentlich geziehen.“

Am nächsten Tage erschien die in Aussicht gestellte Bekanntmachung des Staatsministeriums, welche die Nothwendigkeit betonte, daß der voraussichtliche Thronfolger in der Zeit, in welcher das neue Verfassungswerk zwischen König und Volk vereinbart werde, nicht außerhalb der Grenzen des Vaterlandes weilen dürfe. Dies war gewiß richtig, allein andererseits hatte der Prinz, ganz im Gegensatz zu dem schwankenden Könige, in keiner Weise die Revolution anerkannt und Alles, was er scheinbar unter ihrem Einfluß that, so namentlich die Reise nach England, auf Befehl seines Bruders und Landesherrn gethan. Von seinem starken und männlichen Charakter war auch in der Zukunft eine Aenderung nicht zu erwarten, und es war daher völlig haltlos, wenn das Ministerium behauptete, daß „der Prinz mit freudiger Zuversicht die von der Regierung Seiner Majestät des Königs betretene neue Bahn zu verfolgen fest entschlossen“ sei. Ebenso schwächlich war die Behauptung des Manifestes, die Verhandlungen der Nationalversammlung würden Gelegenheit bieten, „den Zweck des Aufenthaltes des Prinzen von Preußen in dem freien England und des seine Heimkehr verzögernden Rückweges über das durch seine Institutionen sich bewährende Belgien in das wahre Licht zu stellen“, was mit anderen Worten hieß, daß das Ministerium von einem 51jährigen, charaktervollen Manne, wie es der Prinz war, erwartete, er werde durch einen achtwöchentlichen Aufenthalt in einem fremden Lande seine ganze bisherige Lebensanschauung ändern.

Wie vorauszusehen, verfehlte diese Kundgebung des Ministeriums völlig ihren Zweck. Die Besorgniß vor einem reactiven Staatsstreich blieb im Wachsen und das Volkscomité berief sämtliche Einwohner Berlins zu einer bewaffneten Volksversammlung auf den 14. Mai, einen Sonntag, Nachmittags fünf Uhr.

Was das bedeutete, war nicht zu verkennen. Selbst wenn es nicht in der Absicht der Volksführer lag, eine neue Revolution hervorzurufen, war die Stimmung und das Verhalten einer nach Zehntausenden zählenden Menge unberechenbar. Bisher war der größere Theil der Berliner Bevölkerung in dem Protest gegen die Veröffentlichung des 11. Mai einig gewesen, hatten

auch die entschiedensten Anhänger des Königshauses, selbst General von Alshoff, die Rückkehr des Prinzen nach Berlin als noch nicht zeitgemäß bezeichnet, jetzt aber wurde durch die Ausschreibung einer bewaffneten Versammlung auf das Neue die Furcht des Bürgerthums vor Excessen erregt. Von allen Seiten wurden Versuche zur Versöhnung gemacht, man veröffentlichte einen Brief Camphausens an den General von Alshoff, wonach der Prinz erst in 14 Tagen zurückkehren sollte, die Polizei verbot die Volksversammlung, die Bürgerwehr wurde unter Waffen gerufen.

Trotz alledem sah es am Nachmittage des 14. Mai drohend aus. Die Volksversammlung unter den Zelten war stärker als je, wenn auch nur vereinzelt Bewaffnete erschienen waren, und beschloß auf Helld's Vorschlag, die Demonstration vom 12. zu wiederholen. Ein ungeheurer Zug setzte sich nach den Linden in Bewegung und begleitete eine aus sieben Volksmännern bestehende Deputation bis zu der Wohnung des Ministerpräsidenten. Camphausen war abwesend; an seiner Stelle unterhandelte Graf Schwerin über eine Stunde mit dem Volksausschusse und erklärte dann vom Balcon herab der wartenden Menge, deren Zahl auf über 40000 Köpfe angegeben wurde, daß das Ministerium abermals sich berathen und bis zum Nachmittage des nächsten Tages seinen endgültigen Entschluß kundgeben werde. Damit gab sich das Volk zufrieden, Helld löste die Versammlung auf und die ganzen Schaaren gingen in verhältnißmäßiger Ruhe aus einander. Zum zweiten Male war die Gefahr eines neuen Straßenkampfes geschwunden.

Am nächsten Morgen erschien die versprochene Antwort des Ministeriums, deren wichtigster Satz, wie folgt, lautete:

„Seine Königliche Hoheit kann und wird frühestens in vierzehn Tagen, also jedenfalls nach der am 22. d. Mts. unwiderprüflich festgesetzten Eröffnung der Versammlung der Volksvertreter in das Vaterland zurückkehren. Vorher wird der Prinz — wie es nie anders die Absicht war — seine volle Zustimmung zu der betretenen neuen constitutionellen Bahn öffentlich kundgeben.“

Zugleich erklärte das Cabinet, daß man ihm die Demission nahegelegt habe, daß es aber vor Zusammentritt der Volksvertretung seine Stellung nicht verlassen werde.

Damit war der Conflict beigelegt, allerdings in einer Weise, welche weder dem Ministerium noch den Führern der Volksbewegung zu besonderem Ruhme gereichte. Beide hatten an Ansehen verloren, jenes durch seine zögernde, schwankende Haltung, diese dadurch, daß sie abermals im Augenblicke der Entscheidung zurückgetreten waren.

Nach dieser Erregung verging die nächste Zeit ruhig. Am 16. wurden die sämmtlichen Oberoffiziere der Berliner Bürgerwehr dem König vorgestellt, welcher diese Gelegenheit benutzte, um der Nationalgarde seinen wärmsten Dank für ihre „opfernde Hingebung zur Erhaltung der Ordnung“ auszusprechen. Acht Tage später fand die erste große Parade der Bürgerwehr vor Friedrich Wilhelm IV. unter den Linden statt. „Der König erschien in glänzender Generalsuniform“, berichtet Stahr¹, „den goldenen Helm auf dem Haupte, umgeben von einem Gefolge von zweihundert Generalen und anderen Offizieren. Nichts in seinem Erscheinen deutete auf Bürgerlichkeit. Nur zwei untergeordnete Persönlichkeiten, ein Dr. Wöniger und ein Regierungsrath Bauer, ritten in Civilkleidung neben dem König. Erst als derselbe eine ziemliche Strecke an der Front heruntergaloppirt war — welche Gangart er beibehielt, bis das Schloß wieder erreicht war —, sah man den Minister der geistlichen Angelegenheiten eiligst aus dem Schlosse hervor- und dem Zuge hinterdreinsprengen, damit nicht auch dieser Act ohne Beisein eines verantwortlichen Ministers vollzogen würde. Die außergewöhnlich zahlreiche, ganz militärisch prunkende Begleitung, die Schnelligkeit der Bewegung, das Schweigsame in dem Verhalten des sonst so redelustigen und redesfertigen Monarchen, der schneidende Gegensatz des alten soldatischen Königthums zu dem neuen Institute des bewaffneten Bürgerthums, welches hier auch im Aeußern grell zu Tage trat — das Alles machte einen peinlichen Eindruck.“

„Das Hurrarufen der einzelnen Bataillone, welches auf den Degenwink des dem Könige zur Seite gallopirenden Generals der Bürgerwehr den Monarchen begrüßte, klang nicht wie das

¹ a. a. O., I, 234 f.

Freudejauchzen eines begeisterten Volkes. Gegenüber dem verlassenen Palais des Thronfolgers wehte eine schwarze Trauerfahne von dem Academiegebäude, als Zeichen der Trauer über den Verfassungsentwurf. Und die Trompeter eines Manenregiments, welche an der Schloßbrücke bei der berittenen Bürgerwehr aufgestellt waren, empfingen den constitutionellen König, wunderbar genug, mit der — russischen Nationalhymne! Ein bedenkliches Vorzeichen.“

3.

Die Nationalversammlung.

Am 22. Mai wurde die preußische Nationalversammlung eröffnet. Von Anfang an schien ein ungünstiger Stern über der Volksvertretung zu walten, trat die in ihr herrschende Verworrenheit und Ueberspanntheit der Anschauungen hervor. Nichts kann bezeichnender dafür sein, als daß schon am Abend des 20. eine größere Anzahl von Abgeordneten in einer gemeinsamen Zusammenkunft es für unpassend erklärte, daß das Parlament, wie zuvor der Landtag, im weißen Saale des Schlosses zusammentreten solle, da man dadurch ja gewissermaßen zum König in die Wohnung gehe, und sich nur mit Mühe durch den Ministerpräsidenten und einsichtigere Collegen von ihren constitutionellen Scrupeln abbringen ließ. Die Feierlichkeit selbst, mit welcher die preußische Volksvertretung ihre Thätigkeit begann, war nichts weniger als erhebend.

„Es war“, schreibt Stahr, „als laste ein dumpfes Vorgefühl traurigen Ausgangs mit bleierner Schwere auf den Gemüthern der Menschen. Wer an diesem regengrauen Morgen die Hauptstadt sah, ohne jede Spur festtäglichen Schmuckes, ohne Fahnen und Banner, ohne den Glanz festlicher Aufzüge, ohne den Jubel großer versammelter Massen, im Werkeltagsgewande schwingloser Alltäglichkeit, er hätte nimmer ahnen können, daß heute ein großes Volk die erste Versammlung seiner Vertreter in dieser Hauptstadt des Reichs erlebe. Kaum tausend Zuschauer waren auf den großen Plätzen vor dem Schlosse versammelt, die inneren

Höfe desselben stark mit Bürgerwehr besetzt, aber Alles ohne Sang und Klang, scheinlos, alltäglich. Auch der Hof that das Seinige dazu, um diesem Tage jedes äußere Zeichen höherer Bedeutung in den Augen der Menge zu nehmen. Während vor einem Jahre zur Eröffnung des ersten Vereinigten Landtages sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses und alle Hofstaaten in den glänzendsten sechsspännigen Galakarossen nach dem Schlosse flogen, während in allen constitutionellen Ländern die Regenten und ihre Familien die Fahrt zur Kammereröffnung im glänzendsten Aufzuge unternahmen, begaben sich heute die königlichen Prinzen in zweispännigen Droschken, die Hofstaaten in dichtverschlossenen Miethwagen zur Eröffnung der ersten Preussischen Nationalversammlung im weißen Saale des Königsschlusses."

"Die Versammlung selbst", berichtet Stahr weiterhin, „bot für den, welcher in demselben Raum vor wenigen Wochen den letzten Vereinigten Landtag beisammen gesehen, einen eigenthümlichen Anblick. Statt der Großen und Reichen, statt der aristokratischen Gesichter der Fürsten und Herzoge, Grafen, Barone und Freiherren, welche damals mit dem zahlreichen niederen Adel die größte Hälfte der Versammlung bildeten, erblickte man jetzt meist nur die schwarzen, schmalen und stillen Gestalten der Stadt- und Kreisrichter, Pfarrer und Schulmeister, Handwerker, Bürger und Bauern. Nicht jener strahlende Glanz der Uniformen, Orden und Ehrenzeichen, wohl aber einige blaue Kurzjacken und schmutzige Zwillichhosen von schlesischen und pommerischen Tagelöhnern und Schäferknechten, welche, die Mütze, auch wohl den Wanderstab in der Hand, bunte Leinentücher um den braunen Hals geschlungen, ihre dicken Nagelsohlen verlegen auf den prachtvollen Fußteppich setzten und verstört zu den schimmernden Kronleuchtern des marmornen Königsaales emporstarrten. Wer es nicht glauben wollte, daß zwischen dem Vereinigten Landtage von 1847 und dieser Versammlung eine Revolution lag, der konnte hier den Glauben in die Hand bekommen. Der russische Gesandte, welcher aufmerksam eine Gruppe von Volksvertretern in Zwillichjacke und Bauernkittel musterte, schien darüber nachzudenken, mit welchen Empfindungen wohl sein

kaiserlicher Herr an der Nema den Bericht über diese Versammlung lesen möchte.“

„Auch in der äußeren Anordnung des Saales zeigte sich keine Spur jenes Pompes und jener Pracht, welche der König bei früheren Gelegenheiten sonst so überreich zur Schau zu stellen geliebt hatte. Gewöhnliche Rohrstühle für die Deputirten umgaben in weiten Halbkreisen durch die ganze Länge des Saales den scharlach beschlagenen Thron. Zur Rechten desselben standen einige rothe Polsterstühle für die Prinzen, zur Linken acht einfache Rohrstühle für die Minister, welche sich in ihren neuen Uniformen zum Theil sehr ungeschickt bewegten.“

„Endlich erschien der König, gefolgt von den Prinzen seines Hauses, in Generalsuniform der Landwehr, geschmückt mit dem großen Bande des schwarzen Adlerordens trat er durch die Thüre der Bildergalerie in den Saal. Lautlose Stille, die Deputirten erheben sich von ihren Sitzen, die Prinzen blieben an ihren Plätzen in langer Reihe stehen. Schon ist der König langsamen, halbzögernden Ganges bis in die Nähe des Thrones vorgeschritten, da erst erschallt der übliche Ruf: Es lebe der König! An den Stufen des Thrones angelangt, blickte er verwirrt und gleichsam überwältigt von widerstreitenden Gefühlen auf die Versammlung, indem er sich vor derselben dankend verbeugte. Der Ministerpräsident Camphausen überreichte ihm die Thronrede. Der König drehte sie hin und her in der Hand, als wisse er nicht, was damit zu beginnen. Endlich begann er sie abzulesen, stoßend, dumpfen, klanglosen Tons, mit gepreßter Stimme, das Gesicht in das Blatt verborgen. Noch einige Minuten und der bittere Kelch war geleert. Rascher als er gekommen, verließ er den Saal.“

Die Worte, mit welchen Friedrich Wilhelm IV. die Nationalversammlung eröffnete, klangen sehr verschieden von jener stolzen, von dem Macht- und Selbstbewußtsein des unumschränkten Herrschers getragenen Ansprache, die er im Jahre zuvor an den ersten Vereinigten Landtag gerichtet. Folgendermaßen war der Wortlaut seiner jetzigen Rede:

„Meine Herren Abgeordneten! Mit freudigem Ernste begrüße Ich eine Versammlung, welche, aus allgemeiner Volks-

wahl hervorgegangen, berufen ist, mit Mir die Verfassung zu vereinbaren, die einen neuen Abschnitt in der Geschichte Preußens und Deutschlands bezeichnen wird. Sie werden, davon bin Ich überzeugt, indem Sie das Werk beginnen, die doppelte Aufgabe sich stellen, dem Volke eine ausgedehnte Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates zu sichern und zugleich die Bande enger zu schließen, welche seit mehr als vier Jahrhunderten Mein Haus mit den Geschicken dieses Landes unzertrennlich verwoben haben."

"Den Entwurf der Verfassung wird Meine Regierung Ihnen vorlegen."

"Mit Ihnen zugleich haben sich in Frankfurt am Main die Vertreter des ganzen deutschen Volkes versammelt. — Gern hätte ich das Ergebniß dieser Versammlung abgewartet, bevor Ich die Vertreter Meines getreuen Volkes zusammenberief. — Das dringende Bedürfniß baldiger Feststellung des öffentlichen Rechtszustandes in unserem engeren Vaterlande hat dies nicht gestattet. — Die Einheit Deutschlands ist Mein unverrückbares Ziel, zu dessen Erreichung Ich Ihrer Mitwirkung Mich versichert halte —."

"Die innere Ruhe des Landes beginnt sich zu befestigen."

"Die völlige Wiederherstellung des Vertrauens, mit ihr die Belebung des Verkehrs und der gewerblichen Thätigkeit ist wesentlich von dem Erfolge Ihrer Wirksamkeit abhängig. Mehrseitige Anstrengungen sind gemacht worden, um während der Stockung in vielen Gewerben Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen. — Sie müssen fortgesetzt und ausgedehnt werden. — Bis jetzt hat der gestiegene Geldbedarf die Ersparnisse der Vergangenheit noch nicht erschöpft."

"Meinen Bemühungen, den Wünschen der polnischen Bevölkerung der Provinz Posen durch organische Einrichtungen zu entsprechen, ist es nicht gelungen, eine Auslehnung zu verhindern, die, so tief Ich sie beklage, Mich nicht abgehalten hat, den eingeschlagenen Weg unter Berücksichtigung der Ansprüche der deutschen Nationalität zu verfolgen."

"Ungeachtet der großen Erschütterungen der letzten Monate sind die friedlichen Beziehungen Meiner Regierung zu den

fremden Mächten nur an einem Punkte gestört worden. Ich darf Mich der Hoffnung überlassen, daß eine gern angenommene freundliche Vermittelung wesentlich dazu beitragen werde, die Beendigung eines Kampfes zu beschleunigen, zu dem Preußen nicht herausgefordert hat, den Ich aber als deutscher Bundesfürst aufzunehmen nicht anstehen durfte, als die Marken des gemeinsamen Vaterlandes bedroht erschienen und der Ruf zur Wahrung eines anerkannten Rechtes vom deutschen Bunde an Mich erging."

„Meine Politik wird sich auch in diesem Falle als eine uneigennützig und friedliche bewähren, eine Politik, der Ich im innigen Verein mit Deutschland treu zu bleiben entschlossen bin."

Der Contrast zwischen diesen kalten und trockenen Auslassungen und der früheren Anschauung des Königs, der noch ein Jahr zuvor feierlich geschworen, daß nie ein Blatt Papier als zweite Vorsehung sich zwischen ihn und sein Volk drängen werde, liegt auf der Hand. Aber noch ein Zweites ist zwischen den Zeilen zu lesen, der abermalige Umschlag, welcher seit den Märztagen bei dem Herrscher eingetreten war. Damals unter dem unmittelbaren Eindrucke des Völkerfrühlings hatte er in seinem bekannten Manifeste versprochen, sich an die Spitze der gesammten Nation zu stellen, und erklärt, daß künftig Preußen in Deutschland aufgehen solle. Jetzt nach zwei Monaten hatte er für alle diese Hoffnungen nur die kühle und kurze Phrase übrig, daß die Einheit Deutschlands sein unverrückbares Ziel sei. Der Eindruck dieser Rede des Königs war kein sonderlicher, weder im günstigen, noch im ungünstigen Sinne. Nachdem sich Friedrich Wilhelm entfernt, schritt die Versammlung daran, sich zu constituiren, und vertraute dem 75jährigen ehemaligen Staatsminister von Schön als Alterspräsidenten den vorläufigen Vorsitz an. Dieser Schritt war kein glücklicher, von Schön, einstmals ein geistvoller und energischer Mann, war jetzt ein schwacher Greis, der mit seiner gebrochenen Stimme sich kaum den zunächst befindlichen vernehmbar zu machen und in keiner Weise die Ordnung aufrecht zu erhalten wußte. Der Versammlung selbst ging jeder parlamentarische Takt, vielen der Mitglieder die üblichen und unentbehrlichen Lebensformen völlig ab,

und so boten die ersten Sitzungen der ersten preußischen Volksvertretung ein Bild des zügellosesten Durcheinanders, ein Bild, auf welches das Land nicht ohne Beschämung zu blicken vermochte. Man hielt es nicht einmal für nöthig, sich sofort über ein provisorisches Geschäftsreglement zu einigen, obwohl die Regierung den Entwurf zu einem solchen vorgelegt, und noch in der vierten Sitzung entbehrte die Debatte jeglicher Form. „Man schrie durch einander“, schreibt von Unruh, „die unerquicklichsten Debatten über Nebendinge führten zum Lärm. Es trat zuweilen völlige Anarchie ein.“¹

Etwas mehr Ordnung kam in die Versammlung erst, nachdem am Schlusse der dritten Sitzung die endgültige Präsidentenwahl vollzogen worden war. Vielfach hatte man die Abgeordneten Grabow und Waldeck zu Vorsitzenden vorgeschlagen, doch Ersterer war zur Zeit krank und Letzterer unterlag mit 156 Stimmen dem Kaufmann Milde, welcher 162 erhielt. Auch Milde war keine sonderlich geeignete Persönlichkeit. „Von unruhiger Beweglichkeit, würdelos in der äußeren Erscheinung, mit einer quiekenden Falsettstimme, an deren lächerlichen Eindruck selbst der Ernst sich schwer gewöhnte, dabei ohne Energie und Klarheit in der Leitung der Debatte, aber mit desto mehr Selbstgefälligkeit ausgestattet, brachte der neue Präsident zwar etwas mehr, aber lange nicht hinreichende Ordnung und Haltung in den Gang und das Behaben der Versammlung.“²

Die Gegenstände, mit welchen sich die Versammlung in den ersten zwei Wochen befaßte, waren durchweg von der unwesentlichsten Art. Die Erledigung der nöthigen Formalitäten, dann die Wahlprüfungen, zahlreiche Interpellationen und Zwischenfragen füllten mit unendlichen Abschweifungen und von größter Aufregung begleitet, die Sitzungen aus. Den drängenden Fragen

¹ Welches der Ton der Versammlung war, zeigen u. A. folgende Ausdrücke des amtlichen Stenographischen Protokolls: „Großes Getümmel“, dann „heftiger Lärm“ (S. 12), „großer Tumult“ (S. 14), „große Unruhe und Getrommel“ (S. 22), „unverständliches Durcheinanderrufen“ (S. 24), „fortwährendes Getümmel“, „steter Lärm“, „ewiger Skandal!“ (S. 825).

² Stahr I, 267.

der Zeit näher zu treten, schien das Parlament keine Neigung zu haben.

Im Volke wurde diese Unthätigkeit der constituirenden Versammlung bitter empfunden, doch schob man die Schuld wesentlich auf die Regierung, welche es versäumt habe, zu rechter Zeit Material zur Berathung herbeizuschaffen. In gewissem Sinne war dies begründet; in ihrem Bestreben, den Dingen ihren Lauf zu lassen, hatten Camphausen und Genossen der Initiative der Versammlung großen Spielraum gewährt, aber immerhin war schon am Tage der Eröffnung des Parlaments den Abgeordneten der Entwurf einer neuen Verfassung zugegangen, welche offenbar, nach der Ansicht des Cabinets, den Mittelpunkt der nächsten Verhandlungen bilden sollte.

Den wichtigsten Theil dieser Constitution, welche in ihren Grundzügen der belgischen nachgebildet war, bildete der Titel V „Von den Kammern“. Darnach sollte die gesetzgebende Gewalt durch den König und zwei Kammern in gegenseitigem Einverständnis ausgeübt werden. Die erste Kammer bestand aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, 60 vom Könige ernannten Mitgliedern, welche ein jährliches, reines Einkommen von mindestens 8000 Thalern bezogen und ihren Nachkommen, so lange dieselben in gleichen Vermögensumständen blieben, ihr Recht vererbten, und 180 von den Wahlmännern zu wählenden Personen, welche ein Einkommen von mindestens 2500 Thalern jährlich bezogen oder an directen Staatssteuern die Summe von 300 Thalern bezahlten. Befreit von dieser Vermögensbedingung waren die Mitglieder der höheren Gerichtshöfe, der Akademie der Wissenschaften und die Oberbürgermeister der größeren Städte.

Es ist schwer zu sagen, ob das Ministerium wirklich auf eine Annahme dieser Bestimmungen seitens der Nationalversammlung hoffte. Daß die Verknüpfung der Wählbarkeit an ein bestimmtes hohes Einkommen wohl in einem reichen Lande wie Belgien, nicht aber in dem verhältnißmäßig armen Königreiche Preußen haltbar sei, war eben so klar, als daß die Uebertragung eines großen Theiles der Staatsgewalt an die verschwindend geringe Zahl der Reichbegüterten in dem Industrie-

staate Belgien den Verhältnissen entsprossen, im preußischen Reiche jeder Begründung entbehrte. Es war dies nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen die bisher politisch unmündig gewesenen Schichten der Bevölkerung, sondern auch gegen den preußischen Adel, welcher bisher der einflußreichste Stand des Staates gewesen war und mit Recht diese seine Stellung darauf zurückführen konnte, daß das Entstehen und Gedeihen der preußischen Monarchie zum größten Theile der Königstreue und dem kriegerischen Sinne seiner Aristokratie zu verdanken war. Durch das neue Wahlgesetz wurde auch diesen, bisher bevorrechteten Familien, die nur zum geringen Theile über Reichthümer verfügten, ihr Privilegium entzogen. Man sah es deutlich, daß Camphausen und Hansemann ihre kaufmännische Vergangenheit nicht vergessen hatten und bemüht waren, dem Stande der Handelsherren und Fabrikbesitzer möglichste Vortheile zu sichern.

Bei der Stimmung, welche der Verfassungsentwurf überall erregte, hätte das Parlament denselben ohne Weiteres zurückweisen und dabei des Beifalls seiner Wähler sicher sein können. Doch hätte ein solcher Schritt wahrscheinlich den Sturz des Ministeriums Camphausen herbeigeführt, was nicht in der Absicht der Versammlung lag. Man beobachtete daher die Form und übergab (15. Juni) die Vorlage einer Commission zur Berathung. Im Volke selbst hatte der Constitutionsentwurf die Aufregung auf das Höchste gesteigert. Kaum war er am Abend des 12. im Staatsanzeiger erschienen, als sich überall Gruppen bildeten, die üblichen Schlagworte laut wurden und einzelne Haufen tumultuirend durch die Straßen zogen. Unter den Bänden wurde ein Exemplar des Verfassungsentwurfes auf einem Stoße Vossischer Zeitungen im Beisein einer großen Menschenmenge verbrannt.

Die öffentliche Ruhe wurde von jetzt ab andauernd gestört, so daß die Bürgerwehr, welche übrigens auch ihrerseits den Entwurf mißbilligte und zu der schon geschilderten großen Parade vom 22. nur deswegen vollzählig erschienen war, weil der größte Theil Nationalgardisten noch keine Kenntniß von der Bekanntmachung des Staatsanzeigers vom 21. hatte, einen anstrengenden

Dienst versehen und unaufhörlich des Alarms gewärtig sein mußte¹.

Nachdem am 26. bereits ein großer Tumult vor dem Hause des Generals von Alshoff stattgefunden hatte, dem der Pöbel eine Katzenmusik, „den Vercheschlag der jungen Freiheit“, brachte, zogen am 30. die Erdarbeiter, welche, wie berichtet, vom Staate beschäftigt wurden, Nachmittags in einem langen Zuge zu dem Arbeitsminister von Patow, um sich bei diesem zu beschweren. Der Grund ihrer Unzufriedenheit war der, daß der Magistrat von Berlin, da bei der bisher üblichen Bezahlung nach Arbeitstagen überhaupt nichts zu Stande gebracht worden war, die Accordarbeit eingeführt hatte.

Die Demonstration gewann Anfangs ein drohendes Ansehen, da die Arbeiter bereits Anstalten machten, das Thor des Ministeriums einzuschlagen, doch gelang es von Patow, indem er einem jeden der Tumultuanten ein „Darlehen“ von 10 Egr. verabsolgte, die Menge, welche seine ganze Wohnung erfüllte, zu beruhigen und zur Heimkehr zu veranlassen².

Unmittelbar darauf verbreitete sich das Gerücht, die Regierung lasse heimlich die Waffen aus Berlin fortschaffen, um dieselben dem Volke zu entziehen, und gab zu neuen Unruhen

¹ „Es hatte sich“, schreibt Streckfuß (II, 702), „seit dem Sonntag den 21., nach dem Vorbilde von Wien und Breslau, ein Katzenmusikcorps gebildet, welches allabendlich bis in die tiefe Nacht hinein durch die Straßen der Residenz zog, um mißliebigen Personen ein Ständchen zu bringen. Es waren diese Katzenmusiken ohne alle politische Bedeutung, denn die Musiker waren mit ihrer Ertheilung so verschwenderisch, daß sie dieselben sowohl einem beim Volke in Ungnade gefallenen Minister als einem Kaufmann brachten, der seinen Laden nicht zu der Zeit schloß, wo seine Ladendiener es wünschten. Jeden Abend wurden sechs bis acht Katzenmusiken gebracht und zwar den verschiedensten Personen, am reichlichsten begabt wurde Herr Alshoff, die Minister Camphausen, Schwerin und Hansemann, die Redaction der „Vossischen Zeitung“, der Polizeipräsident Minutoli und der Schauspieler Louis Schneider, welcher letztere ganz besonders den Haß des Volkes auf sich geladen hatte, weil er seinen Einfluß als Unteroffizier der Landwehr bei vielen Landwehrmännern aufgebieten, um sie gegen die übrige Bevölkerung Berlins zu erregen.“

² Vgl. die Darstellung Patows in der 7. Sitzung der Nationalversammlung (I, 66/67).

Anlaß. Zwei mit Gewehren und Munition beladene Rähne wurden angehalten und ihre Ladung unter großem Lärm in das Zeughaus zurückgebracht. Dann wieder liefen Gerüchte über einen Staatsstreich der Reaction um, man behauptete, die Brücken seien vernagelt und könnten im Falle eines Angriffes nicht aufgezogen werden und Aehnliches mehr.

Am Nachmittage des 4. Juni, eines Sonntags, fand auf Anregung der Studentenschaft, ein großer Zug nach dem Friedrichshaine zu Ehren der Märzgefallenen statt. 40—50000 Menschen nahmen an dieser Demonstration Theil, der größten, welche Berlin seit dem 22. März gesehen; von der Nationalversammlung waren 130 Abgeordnete anwesend. Auf dem Friedhof war zwischen den Gräberreihen eine Rednerbühne errichtet, von welcher herab Graf Reichenbach, Jung, der Caplan von Berg, von Salis, Feld und viele Andere Ansprachen hielten. Dann ging die Versammlung in einer gehobeneren Stimmung, als sie sonst jetzt auf den Straßen herrschte, und ohne nennenswerthe Ruhestörungen aus einander.

In dieser ganzen Zeit hatte, wie gesagt, die Nationalversammlung eine zwar äußerst geräuschvolle, aber durchaus unersprießliche Thätigkeit entfaltet, bis endlich ihre 13. Sitzung vom 8. Juni in zweifacher Hinsicht eine große Wichtigkeit gewann.

Der Prinz von Preußen hatte London verlassen und am 30. Mai von Brüssel aus ein vom Ministerium veröffentlichtes offizielles Schreiben an den König gerichtet, in welchem er — immer von dem Standpunkte, daß es seine Pflicht sei, dem Gebote des Landesherrn zu gehorchen — sich bereit erklärte, der zwischen König und Volk zur Vereinbarung gelangten Verfassung seine Anerkennung zu ertheilen. Unmittelbar darauf kehrte der Prinz nach Preußen zurück und wurde auf seiner Reise vom Rheine nach Potsdam in zahlreichen Städten festlich und herzlich empfangen.

Diesen Sympathieen, welche der größte Theil der Provinzen dem Prinzen entgegenbrachte und ostentativ gegenüber dem Gebahren der revolutionären Hauptstadt zur Schau trug, verdankte es der Thronfolger, daß die Wahlmänner des Kreises Wirßig der Provinz Posen ihn zum Abgeordneten für die National-

versammlung gewählt hatten. Der Wahlact konnte der Inurrection wegen statt am 8. erst am 19. Mai vollzogen werden und scheint von einigen Unregelmäßigkeiten begleitet gewesen zu sein. Namentlich wurde dem Prinzen weder vom Landrath und Oberpräsidenten, noch von dem Minister des Inneren, an welchen sich diese gewendet hatten, von seiner Erwählung Meldung erstattet, und schon in der zweiten Sitzung der Nationalversammlung vom 25. Mai entspann sich über die Frage, ob nicht der Stellvertreter des Wirthizer Kreises, Legationsrath a. D. Küpfer einberufen werden solle, eine erregte und lärmende Debatte.

Am 6. Juni richtete der Abgeordnete Hartmann eine Interpellation an das Ministerium, um demselben Veranlassung zu geben, „die Gründe darzulegen, welche den Prinzen von Preußen ferne vom Vaterlande gehalten haben“. Camphausen antwortete in einer mit stürmischem, andauerndem Beifall aufgenommenen Rede, in welcher er erklärte, es sei dem Prinzen am 19. März von seinen Freunden gerathen worden, die Stadt zu verlassen. Derselbe habe sich sodann nach London begeben, nachdem ihm der König in einem eigenhändigen Handschreiben den Befehl ertheilt, dem englischen Hofe Aufschluß und Erklärung über die Zustände und Ereignisse in Berlin zu ertheilen. Alsdann ging der Ministerpräsident darauf über, seinen auf die Rückkehr des Prinzen bezüglichen Antrag vom 11. Mai zu rechtfertigen und schloß mit einer an ihm ungewohnten Wärme, das Cabinet halte es für seine Pflicht, sich als Schild vor die Dynastie zu stellen und alle jener drohenden Gefahren und Angriffe auf sich abzuleiten.

Am demselben Tage war der Prinz von Preußen in Potsdam eingetroffen und hatte den 7., den Sterbetag seines Vaters, zu Charlottenburg in Zurückgezogenheit zugebracht. Sein Eintritt in die Nationalversammlung war nunmehr täglich zu erwarten und es entstand die Frage, in welcher Form derselbe erfolgen solle. Von Unruhe hatte, wie er in seinen Erinnerungen erzählt, schon einige Tage früher dem Ministerpräsidenten den Vorschlag gemacht, die Wahlcommission, deren Vorsitzender er war, solle den Prinzen einladen, in der Versammlung zu erscheinen; doch

war das Cabinet diesem Schritte entgegen gewesen. So kam es, daß am 8. der Prinz ohne weitere Feierlichkeit in die Versammlung eintrat.

„Die Sitzung der Nationalversammlung vom 8. Juni begann“, erzählt Steinmann¹, „man sah dem Erscheinen des Prinzen in derselben entgegen. Alle Tribünen waren dicht gefüllt, und man bemerkte auf denselben eine neue, bisher noch nicht vorgekommene Erscheinung, den Hofmarschall und den Adjutanten des Prinzen, nebst mehreren höheren Stabsoffizieren. Etwa eine halbe Stunde nach Eröffnung der Sitzung, während der Abgeordnete Temme mitten in einer Rede über die Geschäftsordnung auf der Rednerbühne stand, trat durch den Eingang für die Mitglieder der Rechten der Prinz von Preußen in Generalsuniform, den Degen an der Seite, den Federhut in der Hand, in den Saal, gefolgt von den Ministern Grafen von Schwerin und von Patow. Der Prinz ging augenscheinlich langsam und leise, um den Redner nicht zu stören, und nahm an der vordersten Reihe der rechten Seite Platz; nichtsdestoweniger erhoben sich einige Herren von der Rechten von ihren Plätzen, was, wie jede Störung, ein Zischen zur Folge hatte. (Nach einem anderen Berichte ward auch der Ruf gehört: Sitzen bleiben!)“

„Eine allgemeine Spannung herrschte im Saal. Aller Augen waren auf den Prinzen gerichtet, und mit Ungebulb erwartete man, was er der Versammlung gegenüber äußern würde. Als der Abgeordnete Temme die Rednerbühne verlassen, nahm der Präsident Milde das Wort und sagte, es hätte eigentlich der Abgeordnete d'Uster das Wort, aber der Abgeordnete des Wirfizer Kreises habe zu einer persönlichen Bemerkung das Wort verlangt.“

„Der Abgeordnete des Wirfizer Kreises bestieg die Tribüne, den Degen an der Seite, den Federhut in der Hand, und hielt mit heller, wohlklingender Stimme und mit königlichem Anstande eine Ansprache, die mit einer Thronrede mancherlei Ähnlichkeit hatte, und schloß mit den Worten: Mit Gott für König und Vater-

¹ a. a. O., S. 456 ff.

land! und verließ augenblicklich den Saal." Die Rede des Prinzen aber lautete:

„Als Abgeordneter des Wirfizer Kreises, vermöge der auf mich gefallenen Wahl, bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern hierhergeeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schooße meiner Familie zurückgehalten hätte. Heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte berief und wodurch es mir möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen des Landes und aus allen Ständen hier versammelt sind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinbarung mit unserem König herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale Preußens und seiner Könige feststellen soll. Welch' ein hoher Beruf! — Je heiliger dieser Beruf, je heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Berathungen leiten. Die constitutionelle Regierungsform, welche unser König zu gehen uns vorgezeichnet hat: ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als des ersten Unterthans des Königs. So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzumirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem gedeihlichen Ziele führe. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen, von uns Allen getheilt und festgehalten werden; dann wird unser Werk gelingen! und zum Wohl und Heil unseres geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen in dieser Beziehung ein günstiges sein, mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird! — Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen Theil zu nehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!“

So offen und männlich diese Erklärung auch war, und so wenig sie einen Jeden überraschen konnte, welcher den Charakter des Prinzen von Preußen kannte, für das Ministerium Camp-hausen bedeutete sie einen neuen schweren Schlag. Aus all' den Erklärungen des Cabinetpräsidenten schien die Erwartung hervorzugehen, daß der Prinz seine Ausöhnung mit dem Gange der Ereignisse darlegen und demgemäß in Civilkleidung in dem Parlamente erscheinen und sich auch fernerhin an den Berathungen derselben betheiligen werde. Statt dessen aber betrat der Thronfolger in Generalsuniform den Sitzungsaal, erklärte, daß er als erster Unterthan des Königs den Wunsch desselben, eine Verfassung zu vereinbaren, als Befehl betrachte, und errichtete sofort eine Schranke zwischen sich und der Versammlung, indem er seine Absicht, nicht weiter an den Verhandlungen Antheil zu nehmen, unumwunden aussprach. Der Geist seiner Rede war ein ganz anderer, als ihn Camphausen erhofft, vielleicht auf jener Unterredung angedeutet hatte, welche er Tags zuvor mit dem Prinzen gepflogen, und zeigte, daß die schwächlich vermittelnde Haltung des liberalen Cabinets bei dem künftigen Träger der preußischen Krone keinen Anklang gefunden.

Nachdem der Prinz von Preußen die Versammlung verlassen, sanken deren Verhandlungen sofort wieder auf das Niveau der Alltäglichkeit herab. Man zankte sich über die Art der Berathung des Verfassungsentwurfes, der Abgeordnete Ruhr beschuldigte den Präsidenten der Parteilichkeit und böswilligen Absichten, da bestieg der Abgeordnete Berends die Tribüne und stellte folgenden Antrag:

„Die hohe Versammlung wolle in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl ums Vaterland verdient gemacht haben“. Bei Sichte betrachtet, war dieser Antrag ein logischer Widersinn. Eine Revolution, deren Dasein erst durch ein Protokoll beglaubigt werden mußte, war, wie man schon damals erkannte, keine Revolution. Aber andererseits war die Debatte und Beschlußfassung über diesen Gegenstand eine wichtige und folgenschwere. Die Nationalversammlung sah sich durch sie gezwungen, das bisher von ihr cultivirte Gebiet der Interpellationen, Zänkereien

über die Geschäftsordnung und ähnliche Themata zu verlassen und an die großen Fragen der Zeit heranzutreten. Denn durch den Berends'schen Antrag war ihr eine schwierige Alternative gestellt. Nahm sie ihn an, so proclamirte sie offen die Revolution und betrat die Bahnen des Convents. Lehnte sie ihn ab, so verneinte sie mit der Ableugnung der Revolution zugleich ihre eigene Daseinsberechtigung.

Der Antrag wurde sofort zur Berathung gestellt und eine stürmische Debatte entspann sich, in welche namentlich die Abgeordneten von Berg, Stein und Jacoby eingriffen, welcher Letzterer, der äußersten Linken angehörig, die Worte aussprach: „Beruf und Vollmacht dieser Versammlung beruht auf dem Grundsätze der Volkssouveränität“, ein vielfach als klar und richtig bewunderter Ausspruch, dessen Hinfälligkeit sich schon aus der officiellen Bezeichnung der zur „Vereinbarung der Staatsverfassung“ berufenen Versammlung ergibt. Camphausen sprach sich unter Hinweis auf die französische und englische Revolution gegen den Antrag aus. Ein Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung wurde abgelehnt, zahlreiche Amendements kamen von allen Seiten und erhitzten die Discussion immer mehr. Noch waren 29 Redner zum Worte gemeldet, als gegen 4 Uhr Nachmittags der Finanzminister Hansmann, dem allgemeinen Wunsche folgend, die Vertagung beantragte und durchsetzte.

Am nächsten Tage wurde die Debatte fortgesetzt; das Princip der Vermittelung war zum Durchbruch gekommen und hatte seine Verkörperung in dem Antrage des Abgeordneten Zachariä gefunden: „Die Versammlung geht in Erwägung, daß die hohe Bedeutung der großen Märzereignisse, denen wir in Verbindung mit der königlichen Zustimmung den gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustand verdanken, auch das Verdienst der Kämpfer um dieselben unbestritten ist, und überdies die Versammlung ihre Aufgabe nicht darin erkennt, Urtheile abzugeben, sondern die Verfassung mit der Krone zu vereinbaren, zur Tagesordnung über“.

Es war dies ein sehr geschicktes Manöver, um den drohenden Conflict hinauszuschieben, indem dasselbe der großen Masse der Unentschlossenen und Vermittelnden ein unumwundenes Eintreten für ihre politischen Anschauungen ersparte. Mit 196

gegen 177 Stimmen wurde der Antrag Zachariäs angenommen und damit die Berends'sche Resolution beseitigt. Gegen die letztere hatte sich besonders Hansemann und der Prediger Sydow geäußert, derselbe Geistliche, welcher bei der Todtenfeier des 21. März nicht Worte genug zum Ruhme der gefallenen Barrikadenkämpfer hatte finden können.

Die Erregung, in welcher sich die Hauptstadt schon ohnedies seit dem 22. Mai befand, war begreiflicherweise durch den Berends'schen Antrag auf das Höchste gesteigert worden. Selbst das Erscheinen des Prinzen von Preußen in der Nationalversammlung und die Worte, die er dort gesprochen, verloren in der öffentlichen Aufmerksamkeit an Bedeutung gegenüber der Frage, ob die Versammlung die Revolution anerkennen wolle oder nicht.

Schon am frühen Morgen des 9. Juni fanden sich an dem Kastanienwäldchen vor der Singakademie einzelne Gruppen zusammen, welche bis gegen Mittag zu einer großen Menschenmenge anschwollen. Die Aufregung stieg immer mehr, drohende Worte wurden laut, man sprach schon davon, die Kammer zu stürmen, begnügte sich aber dann damit, eine Deputation zu dem Präsidenten Milde zu schicken, um Nachricht über das Schicksal des Berends'schen Antrages einzuziehen. Kaum war diese Abordnung, ohne einen bestimmten Bescheid erhalten zu haben, zurückgekehrt, als sich die Nachricht von der Annahme des Zachariäs'schen Antrages verbreitete und größte Entrüstung hervorrief. Die mißliebigen Abgeordneten wurden bei ihrem Heraustrreten aus der Singakademie von der Menge mit Geschrei und Schimpfreden empfangen, der Prediger Sydow und der Staatsminister von Arnim thätlich mißhandelt. „Der Garten vor der Singakademie“, berichtet ein Augenzeuge, „wie das Gebäude selbst, war von Bürgerwehr besetzt und befand sich Niemand darin, der nicht daren gehörte. Außerhalb dieses Rayon hatten sich Gruppen gebildet, als in weißgefüttertem Mantel, den einen, kürzern Fuß durch einen Knotenstock unterstützt, mit langem Schnurr- und Knebelbart ein ältlicher Herr aus der Singakademie an die nächsten Gruppen herantrat und, gefragt, wie die Abstimmung ausgefallen sei, in barschem Tone

erwiderte: Was wollt ihr? Was steht ihr hier? Und als man ihm erwiderte, was man wolle, da fuhr er noch barscher aus: Das werdet ihr morgen erfahren! — Geht nach Hause, an euere Arbeit! Eben wollte er seinen Weg fortsetzen, als eine Stimme aus der Volksmasse rief: Das ist der Minister von Arnim! Da wurde lautes Geschrei erhoben, ein dichter Menschenknäuel umgab ihn, stets enger ihn umringend. Hängt den Kerl auf! Schlagt ihn todt! schrie es wild durch einander. Knittel wurden hochgeschwungen. Eingepreßt in die Masse wurde er hin- und hergedrängt, und an eine Befreiung des Ministers war augenblicklich nicht zu denken. Er war in Gefahr, da jede Abmahnung Besonnener ohne Erfolg blieb. Da drängte sich eine Zahl junger Leute, mehrere Studenten an der Spitze, zu seiner Rettung durch. Bringt ihn nach der Universität! riefen sie. Der Haufe stimmte mit ein in den Ruf und wälzte sich langsam zum Universitätsgebäude hin. Auf diese Weise wurde dieses Lokal erreicht, welches für den Minister ein Asyl wurde. Während dessen währte vor der Singakademie und im Kastanienwäldchen der Lärm fort. Fast eine halbe Stunde nachher kam ein großer, hagerer Mann aus der Singakademie und schritt langsam auf die Gruppen zu. Augenblicklich erscholl wildes Geschrei; man erkannte in dem Erschienenen den Prediger Sydow; ihm widerfuhr eine ähnliche Behandlung wie seinem Vorgänger; aber Studenten schützten ihn und führten ihn zur Universität, woselbst er unverfehrt ankam und sich von dort ruhig entfernte.“

Nach allen Berichten bewahrte von Arnim große Kaltblütigkeit und ließ während des ganzen Auftrittes nicht einmal seine brennende Cigarre ausgehen, während Sydow sich in höchster Angst befand und dem Volke versicherte, er werde nie wieder in die Nationalversammlung gehen. Weitere Excesse der größten Art wurden nur durch die Bemühungen der volksthümlichen Deputirten, Berends, Jung, Lemme, Graf Reichenbach u. A. verhindert.

Die Vorgänge vor der Singakademie, welche das Vorspiel zu dem die völlige Verwilderung der Berliner Bewegung kennzeichnenden Zeughaussturme bildeten, erregten allgemeine Mißbilligung. Bereits hielten die Preußenvereine in den Provinzen

die Zeit für gekommen, um in einer Reihe von Adressen die Nationalversammlung zur Wahl einer anderen Stadt als Tagungsort aufzufordern und zugleich zu erprießlicherer Thätigkeit zu ermahnen. Der Magistrat, die Stadtverordnetenversammlung, das Polizeipräsidium suchten der Wiederholung solcher Vorfälle vorzubeugen. Die Bürgerwehr, an deren Spitze jetzt an Stelle v. Aschoffs der Major Bleffon getreten war, stellte sich der Versammlung zur Verfügung und diese selbst berieth in ihren nächsten Sitzungen die Mittel, um die freie Meinungsäußerung der Volksvertreter zu schützen, nahm dann aber den Antrag Uhlchs an und erklärte, „daß sie keines Schutzes Bewaffneter bedürfe, sondern sich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung stelle“.

Eine dumpfe, gewitterschwüle Ruhe lag seit dem 9. Juni über Berlin.

4.

Der Beughaussturm.

Am 13. Juni erließ der neue Commandant der Bürgerwehr, Major Bleffon, einen Tagesbefehl, welcher allgemeines Aufsehen erregte. Gleich als ob der Ausbruch einer neuen Straßenschlacht bereits in Aussicht stehe, wurden den einzelnen Bataillonen der Bürgerwehr ihre Aufstellungspunkte vorgeschrieben und die Vermuthung ausgesprochen, daß der Patrouillendienst in den nächsten Tagen wahrscheinlich ein lebhafter sein werde. Diese Maßregeln schienen, vereint mit der fieberhaften Thätigkeit, welche die demokratischen Führer und Vereine entwickelten, ganz dazu angethan, um die übelsten Vorahnungen zu rechtfertigen, und mit allgemeiner Besorgniß sah man dem nächsten Tage entgegen.

Schon am frühen Morgen des 14. füllten große Menschenmassen die Straßen und bildeten namentlich Unter den Linden, vor dem königlichen Schlosse und der Singakademie dichte Gruppen, ohne daß es vorerst zu Thätlichkeiten kam. Die radicalen Abgeordneten, welche sich zu der Sitzung der Nationalversammlung begaben, wurden stürmisch begrüßt. Die zahlreich

an dem Kastanienwäldchen aufgestellte Bürgerwehr hielt das Volk zurück, so daß das Parlament seine an diesem Tage sehr lebhaften Debatten, welche sich um die Vorkommnisse des 9. drehten, fortsetzen konnte. Die Aufmerksamkeit des Volkes richtete sich auf einen anderen Punkt, nämlich das königliche Schloß, woselbst man seit Kurzem dasjenige Portal, welches unmittelbar zu den Gemächern Friedrich Wilhelms führte, durch große, eiserne Gitter abgeschlossen hatte. Diese Maßnahme reizte den Zorn der Menge. Gegen 1 Uhr Mittags setzte sich plötzlich ein großer Haufen nach dem Schlosse in Bewegung, riß die Gitter heraus und trug sie unter Triumphgeschrei nach der Universität, woselbst sie den Studenten zur Aufbewahrung übergeben wurden. Einige Wochen später wurden die Gitter, ohne daß es zu neuen Tumulten kam, wieder an ihren Platz gebracht. Mit diesem Unternehmen schien der Thatendrang der Menge vorläufig gestillt. Sie scharte sich wieder in verhältnißmäßiger Ruhe um die Singakademie und ließ, als gegen 4 Uhr Nachmittags die Sitzungen der Versammlung geschlossen wurde, auch die mißliebigen Abgeordneten ungehindert passieren.

Unterdessen aber war es an anderen Punkten der Stadt bereits zu blutigen Ausritten gekommen. Schon seit dem Morgen durchzogen Arbeiterabtheilungen mit rothen Fahnen und drohenden Rufen die Straßen, in welchen die Volksführer der untersten Sorte, Urban, Korn, Löwinson, Siegrist u. A. das „Volk“ aufreizten, sich mit Gewalt die Waffen zu verschaffen, welche die Regierung bisher nur den Bürgern anvertraut.

Schon am Vormittage hatten diese Umtriebe ihre Wirkung gehabt, eine Schaar von 30—40 Arbeitern war von dem Kroll'schen Stablißement im Thiergarten aus, unter Vortragung einer rothen Fahne mit der Inschrift: „Republik der brotlosen Arbeiter“ nach dem Brandenburger Thor gezogen und mit dem hier auf Wache befindlichen Bürgerwehrebataillon zusammengestoßen. Nach kurzem Kampfe wurden die Arbeiter zurückgetrieben, mehrere von ihnen verwundet, andere gefangen genommen. Auch an zahlreichen anderen Punkten kam es zu Tumulten, so zog ein Student Friedrich mit einer Arbeiterschaa durch die Straßen und rief die Republik aus; es lief ferner

das Gerücht um, daß in dem Zeughause sich eine starke Militärabtheilung befinde, um die Waffen auszuräumen, ein Gerücht, welches die alsbaldige Entsendung einer Volksdeputation zu Blesson und nach dem Kriegsministerium zur Folge hatte. Eine große Menge Menschen begleitete die Abordnung und verübte in der Leipzigerstraße einen derartigen Tumult, daß die Bürgerwehr mit dem Bajonette die Ansammlungen zerstreute, wobei wiederum einige Verwundungen vorkamen. Der Führer dieser ganzen Demonstration, ein gewisser Feenburg, welcher zuvor in Schleswig-Holstein gekämpft hatte, wurde verhaftet. Nach einiger Zeit war die Ruhe hier durch die Bürgerwehr wiederhergestellt, nachdem eine Compagnie derselben eine in aller Eile aus einem Möbelwagen und einigen Brückenbohlen improvisirte Barricade genommen hatte. Inzwischen aber war durch alle diese Vorkommnisse die Aufregung dermaßen gestiegen, daß man allgemein mit dem Einbruche der Dunkelheit den Beginn ernstlicher Unruhen erwartete. Den Mittelpunkt der ganzen Bewegung bildete jetzt das Zeughaus mit seinen großen Waffenvorräthen. Gelang es, sich dieser zu bemächtigen und die Arbeiter damit zu versehen, so waren die Bürgerwehr und das wenige Militär machtlos.

Eine ungeheure Menschenmenge umstand gegen Abend das mächtige Gebäude, welches im Innern von einer Compagnie Linienmilitär, außen von einem Bataillon Bürgerwehr unter Major Benda besetzt war. Die Haltung des Volkes war bereits eine sehr aufgeregte. Es untersuchte die Gewehre und Patronentaschen der Nationalgarde, um sich zu überzeugen, daß dieselbe nicht auf die Menge zu schießen beabsichtige, rief ungestüm nach Waffen und ließ sich nur mit Mühe durch die Vorstellungen Bendas davon abhalten, einen Sturm auf das Gebäude zu unternehmen. Im Verhältniß zu den großen, ringsum angeordneten Menschenmassen waren die zum Schutze des Zeughauses commandirten Abtheilungen viel zu gering. Die hierauf bezüglichen Dispositionen scheinen völlig verworren gewesen zu sein; denn während ringsum an den nicht bedrohten Orten Mengen von Bürgerwehr und Truppen unthätig standen, ließ man zur Deckung des am meisten gefährdeten Punktes einzelne schwache

Abtheilungen ohne Unterstützung stehen. Dazu kam, daß in den Reihen der Bürgerwehr selbst große Meinungsverschiedenheit herrschte, da viele Nationalgardisten der Ansicht waren, daß allerdings jedem Urwähler das Recht auf Bewaffnung durch den Staat zustehe und man daher dem Volke die im Zeughaus befindlichen Waffen nicht vorenthalten dürfe. Schon am Vormittage war es darüber zum Streite zwischen den einzelnen Compagnieen gekommen.

Immerhin war auch jetzt noch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der 14. Juni das Schicksal seiner Vorgänger, des 20. April und des 14. Mai haben würde, als plötzlich das unvermeidliche „Mißverständniß“ der Sache eine unerwartete Wendung gab. Aus einem Volkshaufen fielen gegen 7¹/₂ Uhr Abends plötzlich zwei — angeblich blinde — Schüsse, welchen sofort eine Salve aus den Reihen der Bürgerwehr antwortete. Diese verhängnißvollen Schüsse sollen nicht von der Nationalgarde selbst, sondern von einigen Männern abgegeben worden sein, welche sich derselben freiwillig angeschlossen hatten. Zwei Menschen stürzten todt, mehrere andere schwer verletzt nieder, erschreckt stob das Volk aus einander, allein nur, um sich sofort wieder zu sammeln und den Kampf zu beginnen. Man tauchte Tücher in das Blut, befestigte sie an Stöcken und lief, diese improvisirten Fahnen schwingend, unter Kriegsgeschrei durch die Straßen. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, neue Menschenmassen strömten nach den Linden, an mehreren Punkten, so namentlich in der Behren-, Leipziger- und Landsbergerstraße wurden Barrikaden errichtet, die Läden der Büchsenmacher, die Magazine des Opernhauses und des Königstädtischen Theaters erbrochen und die darin befindlichen Waffen herausgeholt. Die Wohnung des Majors Benda, welcher den Befehl zum Feuern gegeben haben sollte, wurde vollkommen demolirt. Es geschah noch außerdem hierdurch Benda ein schweres Unrecht. Denn nicht aus seiner Abtheilung, sondern aus der Compagnie eines Bürgerwehrehauptmanns, welcher den ähnlich klingenden Namen Bender führte, waren die Schüsse gefallen. Die Bürgerwehr griff hier, wie überall, zu spät und ohne Energie ein. Sie war allerdings sofort nach dem Vorfalle am Zeughaus durch das Schlagen des

Generalmarsches versammelt worden; allein der Commandant Blesson hatte völlig den Kopf verloren und ließ drei Bataillone ohne weitere Ordres auf ihren Sammelplätzen stehen, von wo ein großer Theil nach einiger Zeit, da keine Befehle eintrafen, unschlüssig wieder nach Hause ging. Das Militär stand zwar bereit, durfte aber aus eigener Machtvollkommenheit nicht einschreiten. So war es möglich, daß sich die nun folgenden Scenen ereigneten.

Nachdem der erste Schrecken, welchen die Schüsse der Bürgerwehr bei der vor dem Zeughause versammelten Menge erregt, geschwunden war, ging dieselbe, durch neu angekommene Schaaren unterstützt, zum Angriff auf das Zeughaus über. Die schwachen, vor dem Gebäude stehenden Bürgerwehrabtheilungen waren außer Stande, dem Andrang zu widerstehen; sie sowohl, als auch der zum Schutze herbeigeeilte Handwerkerverein verschwanden in der Menschenfluth, welche, die Fenster des Zeughauses einschlagend, und das nach dem Kastanienwäldchen liegende Thor zertrümmern in das Innere eindrang. Hier stand, wie schon bemerkt, eine Compagnie Infanterie vom 24. Regiment unter Befehl des Hauptmanns Naßmer, mit scharfer Munition versehen und mit Lebensmitteln auf zwei Tage ausgerüstet.

Ein unglückliches Geschick wollte es, daß der Offizier, welchem nunmehr die Rettung des Zeughauses, seiner Waffen und Ruhmes-trophäen anvertraut war, ein Mann von durchaus zaghafter Gesinnung war. Statt sofort mit der Gewalt der Waffen den unbewaffneten eindringenden Insurgenten entgegenzutreten — ein Verfahren, welches jedenfalls bis zum Eintreffen der Verstärkungen zum Schutze des Zeughauses genügt hätte —, zog er sich sofort mit seiner Mannschaft in das obere Stockwerk zurück und überließ die unteren Räume der Willkür des Volkes. Allein damit war dem Letzteren noch nicht gedient; stürmisch verlangte die Menge die gänzliche Entfernung des Militärs. Verschiedene Volksführer, wie Korn, Eichler, Löwinson, traten vor und unterhandelten mit dem Hauptmann, selbst ein in der Menge befindlicher preußischer Lieutenant, Tschow, schloß sich ihnen an, um v. Naßmer durch falsche Vorspiegelungen zu bewegen, seine nahezu unangreifbare Stellung im oberen Stockwerke zu verlassen. Die

abenteuerlichsten Gerüchte und Mittheilungen von einem Barrikadenkampfe in Potsdam, der Flucht des Königs, der Einsetzung der Republik in Berlin, wurden laut und fanden, von Tschow bekräftigt, bei dem Hauptmann von Nazmer Gehör. Das vom Volke selbst wohl kaum Erhoffte geschah; von Nazmer erklärte: „Er wisse wohl, daß er wegen Verlassens seines Postens kriegsrechtlich werde verurtheilt werden; da er aber auf verschiedene, mit der Bitte um Verhaltungsbefehle an den Commandanten abgesandte Meldungen ganz ohne Antwort geblieben sei und deshalb der Nachricht glauben müsse, daß die Truppen die Stadt verlassen hätten, so wolle er lieber sich selbst zum Opfer bringen, als durch Waffengebrauch Ereignisse herbeiführen, deren Folgen unberechenbar seien; er sei bereit, mit der Compagnie abzuziehen, wenn ihm freier, ehrenvoller Abzug gewährt werde“.

Wirklich verließ der Hauptmann mit seiner Compagnie unter dem Jubelgeschrei des Volkes das Zeughaus, und nunmehr entwickelten sich jene Scenen, welche einen unverilgbaren Schandfleck in der Geschichte der preussischen Revolution bilden. Bei Fackelschein begann die eingedrungene Menge das Zeughaus auszuplündern. Zuerst wurden die im unteren Stocke befindlichen Gewehre und Munitionsvorräthe entwendet, unter ihnen auch 1100 Stück des eben erst erfundenen und in seiner Construction geheim gehaltenen Zündnadelgewehres, ein augenblicklich kaum zu ersetzender Schaden für die Armee und kein Gewinn für das Volk, da das letztere nicht die zur Munition erforderlichen besonderen Patronen besaß. Nach dieser Plünderung aber, welche sich immerhin noch aus dem Bestreben des Volkes, sich Waffen zu verschaffen, erklären ließ, trat der eigentliche Pöbel, aus dem Abschraum der Berliner Bevölkerung bestehend, in Thätigkeit und hauste in einer vandalischen Zerstörungswuth in sämtlichen Räumen des Gebäudes. „Ein nichtswürdiger, beutegieriger Pöbel“, schrieb der radicale Demokrat Streckfuß, „wie er ja in allen großen Hauptstädten sich vorfindet, blieb im Zeughause zurück, um in blinder Zerstörungswuth und ekelhafter Raubsucht dort zu haufen und dadurch einen nicht zu verwischenden Fleck zu werfen auf das Volk von Berlin.“

Es wurden die alten, zum Gebrauch völlig untauglichen Waffen geraubt, welche nur durch die historischen Erinnerungen, die an ihnen hingen, Werth hatten. Auch die im Zeughause befindlichen Fahnen und Trophäen wurden herabgerissen und das Diebsgesindel scheute sich nicht, von einigen derselben die silbernen Troddeln und Quasten abzuschneiden und dadurch die werthvollen Andenken zu verstümmeln.“

In Zeit von kaum einer halben Stunde war auf diese Weise ein Schaden angerichtet, welcher, soweit eine Berechnung möglich war, über 50000 Thaler betrug. Allein dieser materielle Verlust war noch nicht der größte. Für die Zertrümmerung der unersetzbaren alten Waffen, die Zerfetzung und Verstümmelung der preußischen Ehrenzeichen gab es keine Entschädigung. „Es drang die Menge ein“, schilderte der amtliche, von Oberst v. Griesheim der Nationalversammlung erstattete Bericht, „und es entstand nun auch in der oberen Etage eine grauenvolle Scene der Plünderung, des Diebstahls und der frechsten Vernichtung. Die schönsten neuen Gewehre, mehrere Tausende wurden geraubt, die werthvollen alten Waffen, und wunderbar vorzugsweise die mit Silber beschlagenen und mit kunstvollen Elfenbeinarbeiten verzierten, wurden gestohlen. Die schönen Modelle der hiesigen und fremden Artillerie, in kurzer Zeit gar nicht wiederherstellbar, wurden zertrümmert, zertreten und heruntergeworfen. Die mit preußischem Blute eroberten feindlichen Fahnen wurden theilweise von den Wänden gerissen, zerbrochen und zertreten. — Ein großer Theil derselben Waffen, welche aus dem Zeughaus genommen sind, ist noch in derselben Nacht für einen Spottpreis verkauft worden. Für wenige Groschen hat man in allen Straßen Waffen kaufen können; sie waren ein Handelsartikel geworden. Es war also nicht, wie man behaupten möchte, das Streben nach Wehrbarkeit, das Streben, sich Vertheidigungswaffen in die Hand zu bringen, was hier den Angriff auf das Zeughaus hervorgerufen hat: bei dem großen Haufen wenigstens ist es gewiß nicht der Grund der Handlung gewesen.“

Etwa eine halbe Stunde mochten die geschilderten Scenen gedauert haben, als das 10. Bürgerwehrcorps unter Hauptmann Vogel, von weiteren Abtheilungen der Nationalgarde ge-

folgt, aus eigenem Antriebe heranrückte und binnen Kurzem das plündernde Gefindel auseinanderjagte. Wie es hierbei zuging, schildert in lebendiger Weise Gneist in seinen „Berliner Zuständen“ (S. 17 ff.): „Nach 10 Uhr, in schönster Mondnacht, befand ich mich selbst vor dem Zeughause. Ich war, als meine Compagnie alarmirt wurde, nicht zu Hause gewesen, eilte aber, als ich davon Kenntniß erhielt, fort, um sie aufzusuchen, was mir, aller Mühe ungeachtet, nicht gelingen wollte. Eben dies hatte mich vor das Zeughaus geführt. Ich fand auf der neuen Wache, welche sehr stark mit Bürgerwehr besetzt war, Alles in gemüthlicher Ruhe sitzen oder auf- und abspazieren. Der Raum zwischen der neuen Wache war frei, nur um das gegenüberliegende Thor des Zeughauses stand noch ein Haufen Menschen, scheinbar unthätig. Von Bürgerwehr um das Zeughaus herum konnte ich nichts bemerken. Ich erkundigte mich, wie es beim Zeughaus stehe, konnte aber keine Antwort erhalten, weil die Wehrmänner mit einem Manne discutirten, der behauptete, von der Bürgerwehr verwundet zu sein, und seine Wunden überall herumzeigte. Ich durfte voraussetzen, daß der Cravall für heute zu Ende sei, um so mehr, als es bekannt war, daß im Innern des Zeughauses 200 Mann Infanterie lagen. Ich ging daher ruhig nach dem Gendarmenmarkt zurück, um den dort stehenden 3 Compagnieen Nachricht zu geben und plauderte eben mit einigen mir bekannten Zugführern, als der Stadtverordnete S. athemlos mit der Nachricht herbeieilte, «das Zeughaus sei vor einer Viertelstunde vom Volke erstürmt». Die auf dem Gendarmenmarkt stehenden Compagnieen zogen hierauf ab, direct vor die der neuen Wache gegenüberliegende Seite des Zeughauses. Von dieser Seite war der Einbruch geschehen, Thür und Fenster eingeschlagen, und über dem Thor stand eine lange Feuerleiter, welche in die Fenster des zweiten Stockes führte. Ich selbst hatte mich einer der letzten Sectionen freiwillig als Flügelmann angeschlossen und kam, als wir Halt machten, vor das fünfte Fenster diesseits des Thores zu stehen. Die Scene, obgleich in schönster Mondnacht, hatte etwas Unheimliches. Vor dem Thore brannten düster einige Fackeln, im Innern des Zeughauses war tiefe Finsterniß und nur aus einem gewissen

Raume ließ sich vermuthen, daß eine große Anzahl Menschen darin thätig war. Die Compagnieen standen einen Augenblick bewegungslos. Die Führer schienen sich zu besprechen, in welcher Weise es rathsam sei, mit diesen etwa 200 Mann weiter vorzudringen. Da kam der Hauptmann Vogel (derselbe muthige Führer, welcher bei dem Arbeitertumult im October zuerst die Barrikade in der Roßstraße bestieg und dort lebensgefährlich verwundet wurde) auf den überaus glücklichen Gedanken, die Tamboure vor dem Zeughauseingang einen Wirbel schlagen zu lassen. Es war ein infernalischer Lärm, indem der Schall in stiller Nacht von den Zeughauswänden mächtig abprallte — ein Lärm, welcher in uns Allen, wenn nicht kriegerische, jedenfalls lebhaftere Empfindungen hervorrief. Dieser Act war entscheidend und augenblicklich verwandelte sich die Scene. Sofort nämlich begannen aus den einzelnen Fenstern Selbstbewaffnete herauszuhüpfen, und mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit an der Wand entlang davon zu laufen. Raum mochten fünf oder sechs entwischt sein, als die Wehrmänner meiner Section nicht mehr zu halten waren. Sie sprangen zu, um die Fliehenden zu erwischen und ein solcher Eifer war plötzlich in uns gefahren, daß drei Wehrmänner auf einmal mit ihren Bajonetten auf einen siebzehnjährigen Jungen losstachen, der noch räsonniren wollte. Ich sprang dazwischen; es war aber auch so böse nicht gemeint. Sonstige Waffenthaten zu vollbringen, wollte uns beim besten Willen nicht gelingen. Es strömten von nun an unausgesetzt Menschen zu den Fenstern heraus. Die ersten versuchten wir zu verhaften. Da es aber an Leuten zum Transport fehlte, ließen wir bald laufen, was nur laufen wollte. Immer mehr aber wurde es die Regel, daß die Abziehenden ein Gewehr bei sich hatten und mitnehmen wollten. Die größere Hälfte gab es jedoch auf Erfordern sogleich ab; manche waren verwundert über eine solche Zumuthung; manche räsonnirten und bekamen eine Ohrfeige, wogegen sie das Gewehr ablieferten; sehr wenige endlich suchten sich gewaltsam durchzudrängen, bekamen dann Rippenstöße und gaben das Gewehr endlich auch ab. In das Zeughaus selbst einzudringen, schien für den ersten Augenblick noch unheimlich. Indessen zwei Männer mit Schützenmützen

stiegen muthig in eines der niedrigen Fenster hinein, um den Abziehenden schon vor dem Ausgange das Gewehr abzunehmen. Einige Minuten später rückte die Bürgerwehr weiter vor und die vordersten Sectionen zum Thor in das Zeughaus hinein, so daß ich unmittelbar vor das Thor an den Fuß der dort stehenden Feuerleiter postirt wurde, wo ich bis zum Schluß, also etwa im Mittelpunkt des ganzen Dramas, gestanden habe. In der Zwischenzeit waren von der Seite des Kastanienwäldchens mehrere Compagnieen Bürgerwehr herangerückt, welche jedoch keinen thätigen Antheil an der Entwaffnung zu nehmen schienen. Es fehlte so sehr an einer Disposition, daß wir sogar von Zeit zu Zeit von weit überlegenen Volksmassen eingeschlossen waren, welche indessen keine ernstern Absichten zu haben schienen. Einige von ihnen wandten sich ganz verwundert an mich und andere mit der Frage, wie wir dazu kämen, die Volksbewaffnung zu hindern. Es entstand zuweilen ein umständlicher Disput über die Frage; auch gab es noch öfter Ohrfeigen. Sehr selten bedurfte es wirklicher Gewalt, um einem Einzelnen das Gewehr wegzunehmen. Während wir mitten hierin beschäftigt waren, rückte zum Ueberfluß ein Bataillon des 24. Regiments mit Fahne und klingendem Spiel vor dem Finanzministerium vorbei in die Mollersgasse hinein und machte vor dem dortigen Zeughauseingang Halt. Fortwährend strömten indessen die Ausreißer aus dem Zeughaus heraus und das Erdgeschloß mochte so ziemlich ausgeleert sein, als das Linienbataillon mit Trommelschlag einrückte. Dies war das Signal für die im oberen Stock befindlichen, vielleicht hundert bis zweihundert Menschen, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Alle Fenster öffneten sich, man stieg auf das breite, vor dem Fenster befindliche Gesims hinaus, und drückte sich das Gesims entlang bis zu der Feuerleiter, auf welcher die Einzelnen nun hinunterkletterten. Rauber Weise brachte die Mehrzahl auch von diesen ein Gewehr mit, welches natürlich jedem Einzelnen sofort abgenommen wurde, meistens gegen Empfang einer Ohrfeige. Bei dieser Gelegenheit wurden einige Gewehre von oben herunter auf das Pflaster geworfen, auch stürzte ein Mensch von dem Gesims herab. Dies sind jedoch die einzigen Gefährlichkeiten, die mir bei der Action

vorgekommen sind; ich habe auch sonst von keiner Beschädigung weiter gehört.“

Gegen Mitternacht langte auf Befehl des Generals von Aschoff Oberst Lange mit dem 1. Bataillon des 24. Regiments an. An allen anderen Punkten der Stadt waren die Unruhen mit leichter Mühe unterdrückt worden, so daß nach Mitternacht völlige Ruhe in der Stadt herrschte.

Es waren niederdrückende und beschämende Empfindungen, welche sich am nächsten Tage, nachdem sich aus dem Wirrwar der gegenseitigen Anschuldigungen der wahre Sachverhalt heraus schälte, sämmtlicher Parteien bemächtigten, und um so peinlicher waren diese Gefühle, als man sich sagen mußte, daß mit einem geringen Aufwand von Kraft und Umsicht das Ganze hätte verhindert werden können. Die Hauptschuld trugen unzweifelhaft die Demokratenführer, welche in Zeitungen und Vereinsreden seit Wochen die Massen aufgestachelt und nunmehr sich, wie gewöhnlich, unfähig bewiesen hatten, sie zu leiten. Aber auch die Bürgerwehr hatte gezeigt, daß sie nicht im Stande war, einen so planlosen und von der Hefe des Volkes unternommenen Exceß, wie es der Zeughaussturm war, rechtzeitig zu unterdrücken. Allerdings trug die Kopflosigkeit ihres Commandanten, welchen man offen des Verrathes beschuldigte, viel zu diesem niederschlagenden Resultate bei, aber bei einiger Thatkraft und Umsicht der unteren Führer und einzelner Bürger hätte auch die mangelnde Leitung ersetzt werden können.

Diejenige Partei, welche den meisten Vortheil aus dem ganzen Vorfalle zog, war die conservative. In den Provinzen erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der handgreifliche Beweis war geliefert, daß die Berliner Bewegung überhaupt keine Revolution des ganzen Volkes, sondern ein Spiel des zügellosen Pöbels war. Allerdings aber vermochten auch die Anhänger des geschichtlichen Bestandes nicht alle Schuld auf die Demokraten und das revolutionäre Institut der Bürgerwehr zu schieben; denn den letzten Anstoß zur Plünderung des Zeughauses hatte der Abmarsch des Hauptmanns von Rakmer mit dem Linienmilitär gegeben.

Da das Geschehene nicht mehr zu ändern war, so suchte man jetzt durch strenge, nach allen Seiten verhängte Strafen

einer Wiederholung solcher Vorkommnisse vorzubeugen. v. Nazmer erhielt durch den Spruch des Kriegsgerichtes eine Festungsstrafe von 10, ein Offizier seiner Compagnie, Arnauld de la Perière, von 3 Jahren. Beide wurden aus dem Dienst entlassen, ebenso jener Lieutenant Tschow, dessen falsche Rathschläge hauptsächlich den unglücklichen Hauptmann zu seinem Schritte bewogen hatten, und welcher dafür 15 Jahre Festung erhielt. v. Nazmer wurde nach einiger Zeit begnadigt. Tschow entsprang aus dem Gefängniß und flüchtete in das Ausland. Im Frühjahr 1888 kam er von Australien, wo er sich zuletzt aufgehalten, nach der Schweiz und reichte von hier ein Amnestiegesuch ein, um den Rest seiner Tage in der Heimat, die er seit 40 Jahren nicht gesehen, verleben zu können. Sein Gesuch wurde abschlägig beschieden und Tschow kehrte nach Australien zurück. Blesson wurde sofort seines Amtes entsetzt, nachdem er versucht hatte, sein Benehmen durch die schlaffe Haltung der Bürgerwehr zu erklären, und diese Aussage wieder hatte zurücknehmen müssen. Der gewesene Artilleriemajor Kimpler trat an seine Stelle.

Was endlich die Urheber des Aufstandes betrifft, so wurde wegen des Aushebens der Schloßgitter der sog. Lindenmüller, ein Kaufmann Müller, welcher die allabendlichen Versammlungen unter den Linden, dem „Lindenklub“ zu leiten pflegte, vor Gericht gestellt. Der Tumult vor dem Kriegsministerium brachte Feenburg, Glade und Genossen, die Proclamirung der Republik den Studenten Friedrich, die Zerstörung der Benda'schen Wohnung den Volksmann Gericke vor die Schranken. Wegen des Zeughauseinbruches wurde gegen eine ganze Reihe von Volksführern, namentlich den Thierarzt Urban, Korn, Siegrist, Löwinson, die Untersuchung eröffnet. Auch gegen ein Mitglied des Nationalparlamentes, den Rittmeister a. D. Ruhr, wurde späterhin mit Genehmigung der Versammlung das gerichtliche Verfahren eingeleitet. Der größte Theil der Verhafteten wurde für schuldig befunden und zu Festungsstrafen von einem bis zu sieben Jahren verurtheilt. Zugleich wurden durch die Bürgerwehr umfassende Hausdurchsuchungen und Streifzüge vorgenommen und auf diese Weise ein großer Theil der gestohlenen Gegenstände, namentlich der Zündnadelgewehre, wieder herbeigeschafft.

Dem Zeughauseinbruche sollte sich bald ein weiteres folgenschweres Ereigniß anschließen. Die Nationalversammlung hatte, wie erwähnt, in diesen Tagen die Vorfälle des 9. und die zum Schutze der Versammlung erforderlichen Maßregeln discutirt und am 15. Juni sich unter den Schutz der Berliner Bevölkerung gestellt. Die freie Meinungsäußerung der mißliebigen Abgeordneten blieb mithin nach wie vor gefährdet, wenn auch unter dem unmittelbaren Eindrucke der Excesse des 14. die tiefste Ruhe in der Hauptstadt herrschte. In derselben Sitzung aber that die Versammlung einen entscheidenden Schritt. Die Abgeordneten Wachsmuth, Waldeck und Harrassowik hatten einen combinirten Antrag gestellt, des Inhalts:

„Die Versammlung wolle beschließen:

„daß eine Commission, bestehend aus 3 zu wählenden Mitgliedern aus jeder Abtheilung, also aus 24 Personen zu ernennen, und diese unter Zufertigung des Regierungsentwurfes und Mittheilung aller auf die Verfassung bezüglichen Petitionen und Anträge dessen Berathung, eventualiter dessen Umarbeitung oder die Ausarbeitung eines neuen Entwurfs aufzutragen; den solcher-gestalt ausgearbeiteten Entwurf dann in den Abtheilungen zu berathen und durch die Centralcommission vor das Plenum der Versammlung zu bringen“.

Mit 188 gegen 142 Stimmen wurde in namentlicher Abstimmung dieser Antrag zum Beschluß erhoben und damit in aller Form die voraussichtliche Ablehnung des von der Regierung eingebrachten Verfassungsentwurfes ausgesprochen, welcher das wesentlichste, vielleicht das einzige positive Ergebniß der Thätigkeit des Ministeriums war. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Nachdem in der Sitzung des nächsten Tages die Unverletzlichkeit der Abgeordneten festgesetzt worden war und über den Antrag des Abgeordneten Rodbertus, welcher die unpatriotische Haltung der Einzelregierungen Dänemark gegenüber beklagte, sich eine längere Debatte zwischen dem Antragsteller und dem Ministerpräsidenten entsponnen hatte, reichten am 18. Juni der Kriegsminister von Canik, welcher an von Rehbbers Stelle getreten war, der Minister des Aeußeren, Freiherr von Arnim, und der des Cultus, Graf Schwerin, ihre Entlassung

ein. Gleichzeitig dankte auch der allgemein beliebte Polizeipräsident von Minutoli, welcher die schwierige Aufgabe, es mit keiner Partei zu verderben, bisher glücklich durchgeführt hatte, ab und wurde durch von Bardeleben ersetzt.

Es war noch keine eigentliche Cabinetskrisis eingetreten, da die leitenden Kräfte des Ministeriums, Camphausen und Hansemann, noch auf ihren Plätzen verblieben. Immerhin aber mußte die Nationalversammlung, da die freigewordenen Stellen mit Ausnahme derjenigen des Kriegsministers sich nicht sofort besetzen ließen, ihre Sitzungen bis zum 20. Juni vertagen. Als aber am letztgenannten Zeitpunkte das Parlament wieder zusammentrat, lief folgendes Schreiben Camphausens an den Präsidenten Milde ein:

„Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich ergebenst zu benachrichtigen, daß es mir nicht gelungen ist, die in der vorigen Sitzung in Aussicht gestellte Ergänzung des Ministeriums vollständig zu bewirken, und daß ich demnach Se. Majestät den König um meine Entlassung gebeten habe; Euer Hochwohlgeboren stelle ich anheim, die Plenarsitzungen der Nationalversammlung für einige Tage aussetzen zu lassen.

Berlin, den 20. Juni 1848.

Mit vollkommenster Hochachtung
(gez.) Camphausen.“

Die Kammer, welche zuvor die gutherrlich-bäuerlichen Lasten berathen hatte, hob darauf hin ihre Sitzungen abermals und zwar bis zum 26. auf.

Das war das Ende des Ministeriums Camphausen, welches vom 29. März bis zum 20. Juni, also beinahe ein Vierteljahr an der Spitze der Geschäfte gestanden hatte. Die großen Hoffnungen, welche man an seine Thätigkeit geknüpft, waren von ihm nicht erfüllt worden. Weder hatte das Cabinet vermocht, sein leitendes Princip, die Versöhnung der Gegensätze, welche der 18. März geschaffen, durchzusetzen, — denn weiter als je klappte die Kluft zwischen dem Treiben der bereits nahezu der Pöbelherrschaft preisgegebenen Hauptstadt und der größtentheils conservativ gesinnten Bevölkerung der Provinzen — noch hatte es im Einzelnen irgend einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen

vermocht. Die brennendsten Fragen, wie die Festsetzung der künftigen Verfassung, die Regelung der bäuerlichen Lasten, die Stellung der Armee zu den Reformen, das Verhalten Preußens in der deutschen Einheitsbewegung und in der äußeren Politik, all' dies schwebte noch der in Luft, und was das Ministerium an sonstigen Maßnahmen zu verzeichnen hatte, die Einberufung des Vereinigten Landtags, die verunglückte Wahl der deutschen Volksvertreter aus den Provinzialständen, die Einführung des indirecten Wahlsystems, die Rückkehr des Prinzen von Preußen und seine Rede in der Nationalversammlung, der Verfassungsentwurf und Anderes, war lediglich eine ununterbrochene Reihe von Mißerfolgen gewesen, deren Schuld auf Camphausen als die Seele des Cabinets fiel. Es fehlte dem wahrhaft vornehm denkenden und geistig hervorragenden Manne, welchem sein hohes Amt nichts weniger als eine Quelle der Freude oder des Stolzes war, nicht an Kenntnissen und Umsicht, wohl aber an jener frischen Thatkraft, jener derben Rücksichtslosigkeit im Handeln und Empfinden, deren der Staatsmann, zumal in solcher Zeit, nicht zu entbehren vermag.

Vieles von dem, was das Ministerium in seiner dreimonatlichen Thätigkeit unterlassen oder verfehlt hatte, konnte durch seine Nachfolger noch nachgeholt und verbessert werden. Der größte Mißgriff aber, den Camphausen als Staatsmann begangen, ließ sich nicht wieder gut machen. Er hatte den König, um ihn dem Treiben der Parteien zu entziehen, veranlaßt, seine Hauptstadt zu verlassen, deren anarchischer Zustand gerade dadurch am meisten gefördert wurde, und in Potsdam sein Hoflager aufzuschlagen; dieser Schritt, durch welchen Camphausen seinen Gegnern, den reactionär und absolutistisch Gesinnten, geradezu in die Hände arbeitete, war ein schlagender Beweis, wie sehr der Ministerpräsident einer der nothwendigsten Eigenschaften des Staatsmannes, der Menschenkenntniß, ermangelte. Wer auch nur oberflächlich mit dem Charakter Friedrich Wilhelms vertraut war, mußte sich sagen, daß der schwankende, nur zu sehr den Eindrücken des Augenblickes unterworfenen Monarch dort in Potsdam, von seinen Generälen und Garden umringt, von seinen früheren Berathern und Vertrauten um-

geben, dem Anblicke der Revolution und ihres betäubenden Treibens entzogen, in Kurzem wieder zu jenen seinem innersten Wesen entspringenden Anschauungen des Königthums von Gottes Gnaden zurückkehren werde, deren er sich halb willenlos in dem Sturme und Drange der Märztage entäußert hatte. Und das eben war es, was die „Anhänger des geschichtlichen Bestandes“ wünschten. War der König einmal so weit gebracht, dann that die Armee das Uebrige, der aufrührerischen Hauptstadt und der Volksvertretung blieb nur die Wahl zwischen freiwilliger und gezwungener Unterwerfung übrig.

5.

Das Ministerium der That.

Mit dem Falle des Ministeriums Camphausen schloß der erste Abschnitt in der Thätigkeit der preußischen Nationalversammlung. Es hatte sich schon jetzt gezeigt, daß dem Parlamente die zur Durchführung seiner schwierigen Aufgabe der „Vereinbarung“ nöthige Kraft und Umsicht, ja selbst das Tactgefühl mangelte, und sich unter den 400 Mitgliedern des Landtages auch nicht ein Einziger befand, welcher auf den Rang eines wirklichen Staatsmannes Anspruch erheben konnte. Allerdings waren im Laufe der Debatten mehrere Persönlichkeiten in den Vordergrund getreten und hatten den Versuch gemacht, sich zu Parteihäuptern emporzuschwingen, wie von Unruh, Waldeck, Jacoby, d'Estér, von Berg und Andere, allein die vollkommene Verworrenheit der Verhältnisse, die Unklarheit der Stellung des Parlaments erforderte ganz andere Geister, als es diese leitenden Männer waren. Eine eigentliche Fraktionsbildung hatte zudem bisher noch nicht stattgefunden, theils aus Mangel hervorragender Führer, um welche sich die Parteien hätten gruppieren können, theils weil das Ministerium Camphausen es stets verschmäht hatte, sich eine zuverlässige und erprobte Unterstützung in dem Parlamente zu gewinnen. Der größte Theil der preußischen Volksvertreter war selbst, wie sich dies bereits gezeigt hatte, rathlos und auf fremde Initiative

angewiesen. Es ist daher, wie v. Unruh versichert¹, wohl anzunehmen, daß Camphausen, sobald er aus seiner zumwartenden Unthätigkeit heraustrat und die Leitung der Ereignisse übernahm, die gesammten nicht extrem gesinnten Elemente der Versammlung, mindestens 300 Abgeordnete, mit sich gezogen und zu einer großen Mittelpartei vereint hätte. Dies war nicht geschehen. Die Dinge lagen nunmehr so, daß sich sowohl eine äußerste Rechte, die conservativ und absolutistisch Gesinnten, und eine radicale Linke, die eigentlichen Demokraten und wohl auch einzelne Republikaner, abgezweigt hatten. Beide Parteien waren ziemlich zahlreich; die Rechte, aus welcher sich später noch ein rechtes Centrum von etwa 20 Stimmen unter Harfort absonderte, mochte mindestens 80—120, die Linke etwa 60 Mitglieder zählen, welche sich späterhin bis auf 114 verstärkten. Was dazwischen lag, zerfiel in zwei Fractionen, welche sich alle beide als linkes Centrum bezeichneten. Die gemäßigtere derselben war die Partei, welche zunächst im Blumengarten, dann in dem Hotel de Russie zusammentrat, die weiter nach links stehende — das eigentliche linke Centrum — die des Hotel Petersburg, welche sich später in dem Mielenz'schen Locale vereinigte. Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Parteien war kaum vorhanden, wie denn auch häufig Abgeordnete, so u. A. von Unruhe, von der einen zur anderen übertraten. Die Organisation und Disciplin dieser sämtlichen vier Vereinigungen, der Rechten, des Centrums, linken Centrums und der Linken war nach der Lage der Dinge eine äußerst lockere und die Abstimmungen häufig trotz aller Verabredungen der Führer unberechenbar.

Schon aus diesen verworrenen und zerfahrenen Parteiverhältnissen ließ sich ein Rückschluß auf den in dem Parlamente herrschenden Geist ziehen. Von allen Seiten erhoben sich Angriffe gegen das lärmende, unersprißliche und planlose Gebahren der Versammlung. „Hervorgegangen aus den gewaltigsten Ereignissen“, schreibt Steinmann, „berufen, die großartigsten Fragen zu lösen, verräth sie — so lauteten die Stimmen — eine

¹ Skizzen, S. 42.

wahrhaft erschreckende Bedeutungslosigkeit. Man nannte die Debatten dürr und unfruchtbar; die Volksvertreter seien versammelt, um dem Volke eine Verfassung zu geben; noch haben sie die in ihrem eigenen Schooße wie in der Presse längst angeregte Frage: ob sie sich für eine vereinbarende oder für eine selbstständig constituirende Versammlung halte, nicht einmal zur Debatte gebracht. Alles sei provisorisch, der Präsident, die Vicepräsidenten, die Secretäre, die Abtheilungen, die ganze Versammlung sei provisorisch, wie das Land selbst, und statt sich aus diesem Provisorium herauszuarbeiten, beschäftige man sich nur mit Verweisungen von Anträgen in die Abtheilungen, Interpellationen der Minister u. s. w."

Nicht zum geringsten Theile traf allerdings, wie schon bemerkt, die Schuld an diesen Zuständen das Ministerium Camphausen, welches seinem Vermittlungsprincip gemäß den Dingen ihren Lauf gelassen hatte. Man sah jetzt ein, daß eine solche passive Rolle dem Ministerium in so bewegter Zeit nicht zieme und ostentativ kündete sich das nunmehr zur Regierung gelangende Cabinet als das „Ministerium der That“ an.

Ohne Schwierigkeiten war allerdings die Zusammensetzung desselben nicht erfolgt. Als die Seele des neuen Ministeriums war Hansemann zu betrachten, welcher, während seine sämtlichen Collegen ihre Entlassung eingaben, den Auftrag erhalten hatte, ein neues Cabinet zu bilden. Unzweifelhaft war Hansemann einer der befähigsten und scharfblickendsten Männer, über welche die preußische Krone überhaupt zur Zeit zu verfügen vermochte. Schwerlich konnte der Bürger, wie Stahr schreibt, „einen tüchtigeren im Königreiche finden als den Mann, der Alles durch eigene Kraft geworden, Autodidact im vollen Sinne des Wortes, abgesagter Feind der Bureaukratie und der Aristokratie, bewährt durch eine jahrelange liberale Opposition, ungebrochen durch die entmannende Zucht einer Beamtenkarriere alten Stiles, praktische Erfahrung mit tiefer finanzieller Einsicht, Verstandesschärfe mit Energie, leichte Rührigkeit mit zäher Ausdauer verband. Hansemann war auf die erste Kunde der Berliner Revolution nach der Hauptstadt geeilt. In einer Zeit, wo fast Alles den Kopf verloren hatte, wo die charakterlose

Unselbstständigkeit der alten Bureaukratie in ihrer vollen Schwäche zu Tage trat, imponirte er durch seine gefaßte, besonnene Haltung. Diese ruhige Besonnenheit verließ ihn auch später nicht. Sie entsprang einem Selbstvertrauen, dessen Uebermaß in einem Momente, wo den neuberufenen Staatslenkern fast jedes Selbstvertrauen fehlte, eher für eine Tugend als für einen Fehler gelten konnte. Populär durch sein äußeres Wesen und Behaben, durch den Gegensatz seiner bürgerlich familiären Einfachheit zu der früheren, preußischen Ministerialgrandezza, war er eine Zeitlang sogar der Mann des Volkes. Die Angriffe der Straßenpresse, welche kein Mitglied des Ministeriums Camphausen verschonte, machten mit ihm, «dem einzigen rechten, ganzen Manne», wie ein Pamphlet ihn nannte, allein eine Ausnahme. Auch sehnte sich Niemand darnach, das Hotel des Finanzministers einzunehmen, an dessen Façade die unter ihrer Last keuchenden Steinriesen sehr treffend die ungeheure Bürde versinnlichten, welche auf den Schultern des neuen preußischen Schatzministers lastete.“

Neben Hansemann war die bedeutendste Persönlichkeit des Cabinets unstreitig der Generallandschaftsrath Rodbertus, bisher Mitglied des linken Centrums, welchen schon Camphausen zum Eintritt in das Ministerium aufgefordert hatte. Seine Bedingung, es müsse alsdann der Nationalversammlung in Betreff der Verfassungsfrage die volle constituirende Gewalt übertragen werden, war von Camphausen als „eine zu ungeheuerere Verantwortung“ abgelehnt worden. Auch jetzt ließ sich Rodbertus erst dann bewegen, Hansemann zur Seite zu treten, nachdem nach seinem Wunsche der gleichfalls zum Minister ausersehene bisherige Präsident Wilde nicht das Ministerium des Innern, sondern das des Handels erhielt und zum Justizminister der volksthümliche Criminaldirector Märker, statt des zuerst in Aussicht genommenen Vicepräsidenten Effer, ernannt wurde. Das Portefeuille des Innern vertraute man dem Regierungspräsidenten Kühlwetter an, welcher für einen starren Bureaukraten galt, der Posten eines Uferbauministers, ein neues, von Hansemann eingeführtes Amt, wurde dem Stadtsyndicus Gierke, einem Mitgliede des Hotel de Russie, zu Theil. Das

Kriegsministerium hatte schon zu Beginn der Camphausen'schen Ministerkrisis der General Freiherr von Schreckenstein übernommen.

Es war mithin nur noch die Stelle eines Ministerpräsidenten und Ministers des Auswärtigen offen geblieben. In letzteres Amt war, nach einer Erklärung von Auerzswald in der Sitzung vom 20. Juni, ein Freiherr von Schleinitz eingetreten, allein nach wenigen Tagen mit dem Cabinet Camphausen gefallen. Was den Vorsitz im Ministerium betraf, so hätte derselbe nach der Lage der Dinge wohl Hansemann zufallen müssen, allein es ließ sich nicht leugnen, daß Letzterer nicht die geeignete Persönlichkeit zu einer Vermittlerrolle zwischen dem Könige und den reactionären Kreisen in Potsdam einerseits und der Nationalversammlung andererseits war. Es war eine glückliche Wahl, auf diesen Posten einen Mann zu stellen, welcher ein Jugendfreund Friedrich Wilhelms und zugleich ein Mitglied der früheren liberalen Opposition war, den Oberpräsidenten Rudolf von Auerzswald, welcher den Vorsitz und provisorisch die Leitung des Aeußeren übernahm, während Hansemann die eigentliche Seele des Cabinets war.

Als am 26. Juni das Parlament wieder zusammentrat, gab zunächst Camphausen, welcher nunmehr als Abgeordneter bei der Rechten der Versammlung saß, in einer beifällig aufgenommenen Rede eine Erklärung seines Rücktritts. Ihm folgte Hansemann, um die Grundsätze des neuen Ministeriums zu entwickeln. Er versprach dauerhafte Begründung der constitutionellen Monarchie, Gesetze über die Bürgerwehr und über die Ablösung der häuerlichen Lasten, den Entwurf einer freisinnigen Gemeindeordnung, Reorganisation der Rechtspflege und Belebung der Erwerbsthätigkeit und schloß mit den die Anerkennung der Revolution enthaltenden Worten: „Also in der Gesetzgebung, in der Verwaltung, in unserem Thun und Handeln — nicht in abstracten Erklärungen, die verschiedener Deutung ausgesetzt sind, — fassen wir die denkwürdigen Ereignisse des Monats März und unsere Anerkennung der damals stattgehabten Revolution auf, einer Revolution, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie — ohne Umsturz

der staatlichen Verhältnisse — die constitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht diese Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest“.

Beinahe hätte sich diesen Worten unmittelbar der Sturz des Ministeriums angeschlossen. Denn als die Kammer sich nun wieder zu der mäßigen Berathung der Adresse zuwandte, mit welcher man die Thronrede zu beantworten beabsichtigte, forderte Hansemann die Zurückweisung des Adress-Entwurfes an die Commission mit der Erklärung, daß er diesen seinen Antrag als Vertrauensfrage betrachte. Es entspann sich in Folge dessen eine höchst aufgeregte Debatte, welche nach vielem Lärm zum Siege des Ministeriums, der Zurückweisung der Adresse, führte.

Auch in der nächsten Sitzung vom 27. kam es über die Vertrauensfrage zu tumultarischen Erörterungen, zumal da der Präsident in Folge seiner Ernennung zum Minister sein Amt niedergelegt hatte und die Versammlung mithin ohne Vorsitzenden war. Man schritt zur Neuwahl und erkor mit 238 Stimmen den Abgeordneten Grabow zum Präsidenten. Waldeck erhielt nur 110 Stimmen. Zu Vicepräsidenten wurden die Abgeordneten von Kirchmann, Rosch, Philipps und Jonas gewählt. Welches übrigens bereits der Geist eines Theiles der Versammlung war, zeigte der Umstand, daß am 28. der Abgeordnete Schulze-Wanzleben einen Antrag einbrachte, des Inhaltes, daß der Adelsstand für ewige Zeiten aufgehoben und jedem Staatsbürger gestattet sei, sich Titel und Wappen beizulegen. Der Antrag wurde allerdings zurückgezogen, allein nur aus dem Grunde, weil bereits ein weiterer auf gänzliche Abschaffung des Adels vorlag¹.

¹ Ueber den Ton der Debatten meldet der Bericht vom selben Tage (I, 284) nach einer Rede des Abgeordneten Moritz: „Fast allgemeines Bravo, nur von der äußersten Linken größter Tumult. Mehrere Redner verlangen das Wort. Der Schluß der Debatte wird dringend verlangt. Der Abgeordnete Graf Reichenbach besteigt die Tribüne. Die Versammlung will ihn nicht hören. Endlich gelingt es mit Hülfe der Glocke des Präsidenten, demselben das Wort zu ertheilen“ u. s. w.

Inzwischen hatten sich in Frankfurt folgenschwere Ereignisse vollzogen. Einen Tag nachdem das Ministerium Auerzwald sich constituirt, hatte das Parlament in der Paulskirche auf Gagerns Antrag den berühmten „kühnen Griff“ gethan, welcher sich nachher als ein völliger Mißgriff erwies, und die selbstständige Errichtung einer provisorischen Centralgewalt beschloffen. Zwei Tage darauf, am 29. Juni, war der Erzherzog Johann der Verweser des Deutschen Reiches. In Berlin schien jetzt die Zeit gekommen, in welcher die Regierung ihre Stellung gegenüber den Frankfurter Bestrebungen nehmen und zeigen mußte, ob Preußen in Deutschland aufgehen oder sich der Einheitsbewegung entziehen sollte, nachdem es auf deren Führung aus eigenem Willen, oder vielmehr aus eigener Willenlosigkeit verzichtet. In dem Ministerium kam es aus diesem Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten. In einer elfstündigen Verhandlung beriethen die Minister die deutsche Frage und schienen sich bereits über ihre Stellung zu derselben geeinigt zu haben, als es sich ergab, daß sich der preußische Gesandte in Frankfurt bereits, ohne Vorwissen des Ministeriums, der Erklärung des Bundesrathes angeschlossen hatte, nach welcher die Einzelregierungen bereits vor Schluß der Verhandlungen ihre Vertreter instruirt hatten, sich für die Wahl des Erzherzogs zu erklären. Dies bewog Rodbertus, noch in derselben Nacht seinen Austritt aus dem Cabinet zu erklären. Der Regierungsrath von Ladenberg trat an seine Stelle.

Am 4. Juli eröffnete von Auerzwald, nach vorausgegangenen Besprechungen in Potsdam, der Nationalversammlung die Stellung der preußischen Regierung gegenüber der Wahl des Reichsverwesers, indem er folgende Erklärung, eines der wichtigsten Actenstücke der deutschen Einheitsbewegung verlas:

„In gleichem Maße wie die deutsche Nationalversammlung ist Sr. Majestät Regierung von der Nothwendigkeit durchdrungen, unverzüglich eine provisorische Central-Executivgewalt für Deutschland zu schaffen. Sie theilt die Ansicht, daß ein Reichsverweser der geeignetste Träger einer solchen Centralgewalt sei und gibt für dieses zum Heile Deutschlands so bedeutungsvolle Amt Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann von

Oesterreich, in dessen edeler und volksthümlicher Persönlichkeit die sichere Gewähr für das allgemeine Vertrauen der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes liegt, um so lieber ihre Stimme, als dieses Vertrauen des Volkes sich durch die von der Nationalversammlung in Frankfurt mit großer Stimmenmehrheit auf den Erzherzog gerichtete Wahl auf das Unzweideutigste kundgegeben hat. Die Regierung giebt sich der Hoffnung hin, daß der Erzherzog diesem Wunsche durch die Annahme des Reichsverweseramtes entsprechen werde."

„In dieser Voraussetzung wird nichts dagegen erinnert, daß Ihm, als Reichsverweser, diejenigen Attributionen beigelegt werden, welche in dem Beschlusse der Nationalversammlung vom 28. Juni näher bezeichnet sind. Die Regierung setzt dabei voraus, daß die gedachte Versammlung, indem sie für die Beschlüsse des Reichsverwesers über Krieg und Frieden ihr Einverständnis verlangt, denselben nicht für alle Fälle an ihre vorgängige Genehmigung habe binden wollen, indem dadurch solche Beschlüsse auf eine Weise erschwert und gehemmt würden, welche für die Sicherheit, die Selbstständigkeit und das Wohl des deutschen Vaterlandes, unter den schwierigen Verhältnissen der Gegenwart, von den verderblichsten Folgen sein könnte. Wenn übrigens die deutsche Nationalversammlung ihre Beschlüsse über die Constituirung einer provisorischen Centralgewalt ohne Mitwirkung der deutschen Regierungen gefaßt hat, so verkennt die Regierung Sr. Majestät nicht, wie die Veranlassung in der außerordentlichen, von mannigfachen Gefahren bedrohten Lage Deutschlands und in der nunmehr bestätigten Ueberzeugung zu suchen ist, daß alle deutschen Regierungen Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Johann ihre Stimme für das Reichsverweseramte geben würden. Die Regierung zweifelt deshalb nicht, daß aus diesem Verhalten der deutschen Nationalversammlung in diesem außerordentlichen Falle für die Zukunft Konsequenzen nicht werden gezogen werden."

„Wir also gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß das Werk der Eintracht am sichersten durch den Geist der Eintracht Aller gefördert werde und daß es nicht erst errungen werden dürfe durch die zu findende nothwendige Form. Wenn wir

in Eintracht das Haus bauen, in dem wir wohnen wollen, dann wird es bestehen und jedem Sturme trogen. Nachkommende Geschlechter werden über uns zu Gerichte sitzen. Keiner wird ihrem Urtheile entgehen. Möge es alsdann, um zu wissen, wer wir waren, genügen, wenn man auf unserem Grabstein liest: «Er lebte im Jahre 1848 und war ein Sohn des deutschen Vaterlandes!» —

Mit einem dreifachen donnernden Hoch begrüßte auf Antrag des Präsidenten die Versammlung diese Erklärung als „den ersten Act der Begründung eines freien, einigen und starken deutschen Bundesstaates“. Adolph Stahr nennt diese Meinungsäußerung der Regierung die „samtene Scheide, in welche man das drohend gezeigte preußische Machtschwert zurückstieß“, und in der That zeigt ein schärferer Blick auf das schwülstige, in schlechtem Kanzleideutsch abgefaßte Actenstück, daß in diesen Sätzen der Keim aller späteren Zerwürfnisse lag. Zum ersten Male war hier von einer deutschen Regierung die Machtvollkommenheit des Frankfurter Parlaments verneint und die Gültigkeit seiner Beschlüsse von der Bestimmung der Fürsten abhängig gemacht worden. Was des Weiteren die Unterordnung Preußens unter den österreichischen Prinzen als Reichsverweser betraf — eine Unterordnung, welche grell mit jenem Märzversprechen Friedrich Wilhelms, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, contrastirte —, so war dieselbe mit so zahlreichen Vorbehalten und Voraussetzungen ausgestattet, daß ein Sehender schon jetzt sich sagen mußte, Erzherzog Johann werde stets ein Fürst ohne Land bleiben.

Die Regierung hatte mithin in der Theorie das Verfahren der Paulskirche verurtheilt, in der Praxis den einzelnen Fall, die selbständige Wahl des Reichsverwesers, gelten lassen. In umgekehrtem Sinne stellte jetzt die Linke der preußischen Nationalversammlung folgenden, von Jacoby verfaßten Antrag: „Die preußische constituirende Versammlung kann den von der deutschen Nationalversammlung gefaßten Beschluß nicht billigen, durch welchen ein unverantwortlicher, an die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht gebundener Reichsverweser ernannt wird. Sie erklärt aber zugleich, daß die deutsche National-

versammlung befugt war, jenen Beschluß zu fassen, ohne vorher die Zustimmung der einzelnen deutschen Regierungen einzuholen, und daß es daher der preußischen Regierung nicht zustand, Vorbehalte irgend einer Art zu machen."

So war denn wieder eine Principienfrage aufgeworfen und die Erregung allgemein. Berlin war seit dem Zeughaussturm in verhältnißmäßige Ruhe versunken, theils durch die Verhaftung der hervorragendsten Demagogen, theils in Folge der Beschämung, in welche jene Vorgänge einen großen Theil der Bevölkerung versetzt hatten. Immerhin ging es auf den Straßen immer noch stürmisch genug her; im Thiergarten wurden auf den Zeltenversammlungen die Frage, ob Monarchie oder Republik, aufgeworfen und in der Presse eifrig erörtert. Ebenso bildete die Auflösung des Gardecorps und besonders die Abschaffung des Adels einen Hauptgegenstand der Besprechungen. Die Regierung benutzte die augenblickliche Ruhe, um die Garnison zu verstärken. Zwei kriegsstarke Bataillone des 12. Infanterieregimentes rückten am 7. in Berlin ein, ein Reiterregiment sollte ihnen bald folgen.

Am 11. und 12. Juli fand unter großer Aufregung die Berathung des Jacoby'schen Antrages statt. Nicht weniger als 75 Redner hatten sich zum Worte gemeldet, von welchen für den Antrag namentlich Jacoby, Waldeck und Balzer, gegen ihn mit besonderer Geschicklichkeit v. Berg und viele Andere sprachen¹. Nach heftiger Debatte, welche bezeichnend genug immer wieder auf den von v. Berg berührten Punkt zurückkam, daß es sich hier um die Frage der Republik oder Monarchie drehe, siegten, wie vorauszusehen, die Gemäßigten. Mit 262 gegen 53 Stimmen wurde der Antrag Jacoby's verworfen. 48 Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung.

¹ Bis zu welcher Stufe der Trivialität auch in dieser wichtigen Frage die Verhandlungen heruntersanken, zeigt folgender Passus des Protokoll's (I, S. 434). „Abgeordneter Buzen: Gerade darin, daß es ein Mann aus fürstlichem Geblüte ist, gerade darin sehen Sie einen Grund, woher Sie sich die Unverantwortlichkeit dieser executiven Gewalt wollen gefallen lassen. (Mehrere Stimmen: Ne! Ne!) Lassen Sie mich doch reden; das «Ne» hilft gar nichts!“ (Lachen) u. s. w.

Das Ministerium hatte mithin gesiegt und blieb auch bald darauf in einer unwesentlicheren Frage, der Richtung der Ostbahn, in der Majorität. Von sonstigen Maßnahmen, welche im Laufe des Juli das Cabinet Auerzwald-Hansemann traf, war besonders wichtig der am 10. Juli veröffentlichte Gesetzentwurf einer Zwangsanleihe. Der Staat brauchte Geld, zumal sich ein großer Theil der Armee auf dem Kriegsfuße befand und auf dem Wege der freiwilligen Anleihe waren bei den Befürchtungen der Kapitalisten, obwohl man fünf Procent Zinsen bot, keine genügenden Mittel zu erlangen. Nunmehr sollte durch eine progressive Vermögenssteuer, welche jedoch erst bei einem Einkommen von 400 Thalern, bezw. einem Vermögen von 4000 Thalern als Minimum begann, eine Summe eingezogen werden, deren Höhe Hansemann auf 11 Millionen Thaler veranschlagte. Durch weitere Beiträge hoffte man diese Summe bis auf 15 Millionen zu vergrößern. Außerdem wurde die Steuer auf Zucker und Brauntwein bedeutend erhöht, wie denn Hansemann schon früher den denkwürdigen Ausspruch gethan, daß „die Freiheit Geld koste“.

Sehr böses Blut aber schuf eine andere Maßregel, welche am 22. in das Leben trat. Auf Veranlassung des Polizeipräsidenten war eine neue Sicherheitspolizei zu Fuß und zu Pferde eingerichtet worden, deren Mitglieder Schuzmänner oder häufiger Constabler genannt wurden. Das Ganze war dem Lande der Erbweisheit entnommen und ein Werk Kühlwetters, welcher späterhin die merkwürdigen Worte fallen ließ: „Meines Erachtens muß der Staat, der recht frei sein will, gerade ein recht großes Polizeipersonal haben“. Die Constabler, in Berlin 1600 an der Zahl, waren militärisch organisiert, trugen Uniform nebst Seitengewehr und häufig auch Schießwaffen und standen unter einem Oberst Kaiser und einer Anzahl Polizeihauptleuten, Lieutenants und Wachtmeistern, Gründe genug für das „Volk“, der neuen Einrichtung sofort das größte Mißtrauen entgegenzubringen. Raam waren die Constabler auf den Straßen erschienen, als schon die Streitigkeiten begannen und unablässig fortbauerten. In den Provinzen wurde das Institut fast sofort wieder aufgelöst. Auch in der National-

versammlung gab das Constablerwesen Anlaß zu heftigen Angriffen gegen Kühlwetter (9. August), wie denn überhaupt selbst von Unruh das Gebahren der Linken gegen diesen unpopulären Minister als „maßlos“ bezeichnete. In den Sitzungen, welche am 1. bezw. 4. und 5. August stattfanden, wurde ein weiterer wichtiger Beschluß gefaßt. Es hatte nämlich die Centralabtheilung des Parlaments in einem Gesetzentwurfe die Abschaffung der Todesstrafe beantragt. Der Justizminister Märker selbst sprach sich für den Antrag aus, worauf in mehreren namentlichen Abstimmungen zunächst die Abschaffung der Todesstrafe im Princip mit 294 gegen 37 Stimmen angenommen wurde. Noch größer war der Stimmenunterschied, als es sich um die Frage handelte, ob für den Fall des Hochverrathes die Todesstrafe beizubehalten sei, denn 315 gegen 28 Stimmen sprachen sich dahin aus, daß auch für dieses Verbrechen die lebenslängliche Freiheitsentziehung genüge, ein Beschluß, welcher, mochte man auch sonst sehr verschieden über den Werth der Todesstrafe denken, in einer Revolutionszeit als geradezu undurchführbar erscheinen mußte.

In diese Zeit fiel die Einladung Prinz Wilhelms, des Oheims des Königs, an die Nationalversammlung, ihn am 30. Juli in Potsdam zu besuchen. Der Verlauf dieser Festlichkeit war ein ziemlich peinlicher, man gab sich am Hofe kaum Mühe, die Geringschätzung der Versammlung zu verbergen, deren Mitglieder andrerseits sich größtenteils auf einem ihnen ganz fremden Boden bewegten, und als das Parlament am Abend nach Berlin zurückfuhr, war die Klust zwischen Potsdam und Berlin nicht geschlossen, sondern erweitert¹.

¹ „Die Versammlung“, erzählt von Unruh (Skizzen, S. 58 ff.), „ersahen fast vollzählig, selbst die äußerste Linke, auch die meisten Polen. Am Wildpark verließ man die Eisenbahn, eine Reihe Wagen stand bereit, voran der bekannte Zeltwagen, welcher zu jedem Zuge nach und von der Eisenbahn fährt; dann zwei Hofequipagen, deren sich Hofbeamte in Geschäften zu bedienen pflegen; endlich eine Reihe zum Theil schlechter gemiethteter Privatfuhrwerke, zum Theil Droschkeln, ja anscheinend einige Charlottenburger Wagen, und doch zu wenige. Manche Abgeordnete mußten vorn bei dem Kutscher Platz nehmen.“

In Frankfurt gingen unterdessen die Dinge ihren Gang weiter; schon am 16. Juli hatte der neue Reichskriegsminister, General von Peucker, folgende Aufforderung erlassen: „Da der

„Der Gartendirector Lenné führte den Zug; es fehlte ihm aber an einigen Dienern, welche die Gäste zurechtwiesen.“

„Man machte eine Spazierfahrt von fast zwei Stunden durch die Gärten. Leider war die Hitze noch groß und entsetzlicher Staub erhob sich. Die Demokraten wurden zu Hoffiguren aus der Zeit Ludwigs XIV. eingepudert. Vom Hofe nahm Niemand an diesem eigenthümlichen Vergnügen Theil.“

„Endlich langte der Zug wieder am neuen Palais und zwar dicht bestaubt an. Von der anderen Seite sah man den Wagen des Königs bereits herankommen. Die im Vestibül stehenden Lakaien schienen keine Neigung zu haben, den Abgeordneten beim Wegschaffen des Staubes behülflich zu sein, und Niemand hielt es auch für nöthig, Befehle dazu zu geben. So mußten denn die Abgeordneten in Gegenwart des Publikums einer dem anderen zur Noth den Staub abklopfen, um vor dem Könige nicht schmutzig zu erscheinen.“

„Dem Könige und der Königin wurden der Präsident, die Vicepräsidenten und viele Abgeordnete vorgestellt. Mit diesen sprachen Beide wohlwollend und freundlich länger als eine Stunde. Der König war sich also des Zweckes dieser Vorstellung wohl bewußt und behandelte demgemäß seine Gäste, die Vertreter der preußischen Nation, bei denen es offenbar nicht darauf ankommen durfte, welchem Stande sie sonst angehörten.“

„Die anwesenden königlichen Prinzen, unter denen sich mehrere der beliebtesten, der Prinz Wilhelm, Oheim des Königs, der Prinz Friedrich u. s. w. befanden (der Prinz von Preußen war nicht anwesend. Anmerk. des Verf.), schienen abzuwarten, ob die Abgeordneten sich ihnen würdigen vorstellen lassen. Die Meisten von diesen kannten diesen Gebrauch nicht, Andere nahmen Anstand, sich voranzustellen, sich abzusondern. Beim Vereinigten Landtage sollen die Prinzen kein Bedenken getragen haben, die Abgeordneten ohne Weiteres anzureden, oder die Veranlassung zur Vorstellung Einzelner zu geben. Dasselbe mußte auch hier geschehen, wollte man eine Annäherung, wollte man zeigen, daß in Preußen der Hof zum Volk gehöre, daß kein Groß vorhanden sei. Die Hofetikette ist in Preußen nie streng gewesen; hier mußte man das Ceremoniell von oben herab noch weniger beobachten. Es ist in einem bis dahin absolutmonarchischen Staate so leicht, durch wenige Worte, durch ein freundliches Gesicht Herzen zu gewinnen. Die anderen, zum Hof gehörenden Personen blieben den Abgeordneten fern und fremd, und letztere hatten in der That keine Veranlassung, dem Hofpersonal gegenüber die Initiative zu ergreifen.“

Erzherzog Reichsverweser in der provisorischen Centralgewalt auch die Oberleitung der gesammten deutschen bewaffneten Macht übernommen hat, so findet sich das Reichskriegsministerium ver-

„Die Thüre der Seitengalerie wurde geöffnet; der Hofmarschall forderte zur Collation auf. Man hatte auf der Eisenbahn und bei der Spazierfahrt 3 bis 4 Stunden Staub, Hitze und Durst erlitten; die Aufforderung war also willkommen. Aber Niemand vom Hofe, kaum ein Kammerherr, folgte in den Speisesaal. Der König blieb im großen Muschelsaal, von den Ministern und vielen Abgeordneten umgeben. Hier fand eine für die Minister sehr peinliche Erörterung über einen Straßen-crawall statt, der in Berlin wegen der deutschen und preußischen Fahnen vorgefallen war.“

„Als der König den Saal verließ, fuhren die Abgeordneten wieder unter Führung des Directors Lenné durch den Garten, von Sanssouci nach den Fontänen, welche mit bengalischem Feuer erleuchtet werden sollten. Es hatten sich sehr viele Zuschauer eingefunden; man bestieg die Terrassen und Herr Lenné beeilte sich so viel als thunlich den Abgeordneten mitzutheilen, daß man durch das Schloß von Sanssouci gehen solle und auf der anderen Seite an der großen Rampe die Wagen finden würde. Es erschienen aber nur wenige. Einige Abgeordnete fanden später einzelne Wagen an der Bildergalerie, andere mietheten Droschken, zum Theil dieselben, welche von Herrn Lenné angenommen, jedoch, ohne Aufsicht, es vorzogen, zweimal Bezahlung zu empfangen. Die Abfahrt des Eisenbahnzuges rückte heran; mehrere Abgeordnete mußten in großer Eile zu Fuß nach dem entfernten Bahnhof, um den Zug nicht zu verjäumen.“

„So unbedeutend die ganze Sache Manchem erscheint, so war sie dem besonnenen Beobachter doch bezeichnend genug. Die Absicht des Ministerpräsidenten war gut; der König ging darauf ein und empfing die Abgeordneten wohlwollend, ganz seiner Absicht entsprechend. Gegen die allgemeine Anordnung, Hin- und Rückfahrt mit einem Extrazuge, Spazierfahrt, Vorstellung, Collation, Beleuchtung der Fontänen ließ nichts erinnern; aber die Ausführung scheiterte an dem Willen und dem Benehmen der Hofbeamten. Es fehlte in Potsdam wahrlich nicht an guten Hofequipagen, mochten dann auch einige Miethwagen folgen; auch an gut bezahlten Beamten und Dienern ist dort kein Mangel, die Herrn Lenné Hilfe leisten, die Wagen beaufsichtigen konnten.“

„Das Benehmen der Hofbeamten hinterließ bei vielen den Eindruck, als ob man die Abgeordneten als ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel ansah, das zu beseitigen indeß viel Hoffnung vorhanden war. Selbst Abgeordnete, welche Mitglieder des Vereinigten Landtages gewesen waren, fühlten sich verletzt und gestanden zu, daß der Landtag zwar in ähnlichen Formen, aber in einem ganz anderen Geiste empfangen worden sei.“

pflichtet, zu veranlassen, daß von diesem Acte die gesammten deutschen Bundestruppen durch feierliche Verkündigung des an das deutsche Volk erlassenen Aufrufs Kenntniß erlangen und gleichzeitig ihnen Gelegenheit gegeben werde, dem Reichsverweser ihre öffentliche Huldigung darzubringen“. Ein dreimaliges Hoch sollte diese Huldigung zum Ausdruck bringen.

Es lag auf der Hand, daß dieser unkluge Befehl der Centralgewalt — unklug vor Allem, weil der Reichsverweser nicht die Macht besaß, Gehorsam zu erzwingen — in den alt-preußischen Kreisen die höchste Erbitterung hervorrief. Das war dem preußischen Stolze zu viel zugemuthet; das specifisch-preußische Staatsbewußtsein, im März in den breiten Volksschichten überall verdrängt, griff, von den Preußenvereinen, dem Adel, dem Heere, der Landbevölkerung ausgehend, allmählich wieder um sich, schon erschienen wieder die schwarz-weißen Cocarden und mehrten sich von Tag zu Tag.

Wie die Armee die Sachlage auffaßte, sprach Oberst von Griesheim, die Seele des preußischen Kriegsministeriums und der Vertreter desselben in der Nationalversammlung, wenige Tage darauf in seiner Broschüre: „Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee“ offen aus. Unnumwunden wurde darin Friedrich Wilhelms Wort von dem Aufgehen Preußens in Deutschland als eine „Uebereilung“ bezeichnet und die Herrschaft Preußens über die deutschen Lande gefordert. „Lieber als auch nur die Nummern ihrer Regimenter gibt die preußische Armee die deutsche Einheit auf.“

Bei der hohen und einflußreichen Stellung des Verfassers konnte diese fast drohende Kundgebung der Armee nicht unbeachtet bleiben, wie die zahllosen sonstigen Preßerzeugnisse des Tages. Selbst der österreichische Gesandte von Trautmannsdorff soll darauf bezügliche Vorstellungen gemacht haben. Doch blieb von Griesheim in seiner Stellung. Aehnlich wie dieser Oberst, erklärte am 23. Juli der Preußenverein in einer „Ansprache an das Volk“ alle, welche noch an einem Aufgehen aller Einzelstaaten in Deutschland festhielten, für Feinde des Vaterlandes, ohne zu bedenken, daß sein eigener schwankender Herrscher noch vor wenigen Monden von einem Aufgehen Preußens in Deutschland gesprochen.

Ein königlicher Erlaß, welcher am 29. Juli erschien, war nicht geeignet, Klarheit in die Sachlage zu bringen. Er sprach zwar mit Ausdrücken der Anerkennung von Erzherzog Johann, schloß aber mit dem Satze: „Soldaten, überall, wo preußische Truppen für die deutsche Sache einzutreten und nach meinem Befehl Sr. Kaiserlich Königlichen Hoheit dem Reichsverweser sich unterzuordnen haben, werdet ihr den Ruhm preußischer Tapferkeit und Disciplin treu bewahren, siegreich bewähren!“

Obgleich aus diesen Worten deutlich genug hervorging, daß Preußen nicht an eine Unterordnung unter den Reichsverweser dachte, ließen doch die Anhänger der Frankfurter Einheitsbewegung die Hoffnung nicht sinken, der preußische Staat werde wenigstens die Form wahren und die von dem Reichskriegsminister ausgeschriebene Parade abhalten. Am 6. August, jenem Tage, an welchem 42 Jahre vorher der letzte Kaiser des deutschen Reiches seine Krone niedergelegt, sollte in allen deutschen Staaten die Huldigung stattfinden.

„Die Aufregung in Berlin war groß; man begnügte sich nicht mit der Aufsteckung schwarz-weißer Cocarden“, schreibt ein Augenzeuge, „an den Häuten, man hing auch schwarz-weiße Fahnen und Flaggen aus den Fenstern; man zog in Schaaren und fanatisch aufgereg, das Preußenlied singend, durch die Straßen. Das Volk sammelte sich in Haufen, zog, die deutsche Marsseillaise singend vor diejenigen Häuser, wo preußische Fahnen aufgesteckt waren, lärmte und schrie; man nahm die Fahnen herein; der Scandal wuchs; es gab Prügel, blutige Köpfe, Verhaftungen durch die Constabler, Einschreiten der Bürgerwehr u. s. w.“¹

¹ Nachdem am 1. August die Polizei die gewohnten abendlichen Zusammenrottungen unter den Linden, den „Lindenclub“, verboten, wurde diese Straße mehrere Tage hindurch der Schauplatz lärmender Auftritte. „Das Volk stand in dichten Massen beisammen, schrie, tobte und sang die sogenannte deutsche Marsseillaise, indessen meistens nur den letzten Vers: «Vorwärts, Vorwärts, mit Gott fürs Vaterland» — da es die übrigen Verse wahrscheinlich nicht konnte.“

„Die Constabler standen in geschlossenen Reihen compagnieenweise dem Volke gegenüber und schritten immer erst dann ein, wenn sich bedeutende Volksmassen gesammelt hatten. Diese stoben bei dem ersten Angriff unter Schreien, Pfeifen, Rachen und Singen aus einander, liefen

Nach einigen Tagen wurde es bekannt, daß das Kriegsministerium für den 6. August weder eine Parade noch überhaupt eine Bekanntmachung des Frankfurter Armeebefehls beabsichtige, und in der That ging der Tag ohne die erfolgte Huldigung der preußischen Truppen vorüber.

Die demokratische Partei veranstaltete ihrerseits eine große Demonstration, indem sie vom Opernplatze aus einen Massenzug nach dem Kreuzberg unternahm und hier zu Ehren der deutschen Einheit eine allerdings durch ein Gewitter gestörte Feier abhielt. Die Studenten, ein Theil der Bürgerwehr, die Gewerke, die Vereine, dann alle die typischen Erscheinungen des Berliner Straßenlebens wie der „souveräne Lindenklub“, der „politische Gassenklub“, die „fliegenden Buchhändler“ waren dabei erschienen. Die politische Agitation hatte um diese Zeit übrigens ein wesentliches Hemmiß durch einen fast allgemeinen Strike der Buchdrucker und Schriftsetzer erfahren.

Am Vormittage des 8. August huldigte die Bürgerwehr durch eine große Parade dem Reichsverweser. Gegen 20 000 Mann hatten sich unter den Linden versammelt und defilirten an den Behörden, dem Staatsministerium und der Nationalversammlung vorbei.

Die Stellung des Ministeriums Auerzwald-Hansemann war im Laufe des Juli eine gute gewesen. Es besaß die Majorität in der Nationalversammlung, wußte sich mit dem Hofe zu vereinbaren und hatte bisher keine auffälligen Mißgriffe begangen, wenn auch allerdings die versprochenen „Thaten“ vorläufig nur in der Errichtung des Constablercorps und der Ausschreibung neuer Steuern bestanden hatten. Gerade jetzt aber, wo die Position Hansemanns und seiner Collegen verhältnißmäßig ge-

an den Reihen der Constabler vorbei und sammelten sich hinter denselben wieder. So gab es eine fortwährende, höchst komische Jagd, bei welcher sich das Volk, welches übrigens, beiläufig gesagt, zum größten Theil aus zusammengelaufenem Gefindel, Lehrjungen und dergleichen, verstärkt durch eine große Masse neugieriger, aber unthätiger Zuschauer bestand, vortrefflich amüsirte, während die Constabler bei jeder Verhöhnung, bei jedem vergeblichen Angriffe auf diese flüchtige, wie Spreu auseinanderfliehende Menge immer ärgerlicher und wüthender wurden.“ (Streckfuß II, 766.)

festigt erschien, sollte ein unerwartetes Ereigniß ihren Sturz anbahnen.

In der Festung Schweidnitz¹ hatte sich unter dem Commando des Oberstlieutenants a. D. von der Hardt eine Bürgerwehr gebildet, welche offenbar dem Commandanten, General Kollay du Rosay, und der Garnison ein Dorn im Auge war. Ein Gesuch der Nationalgarde, sich zu ihren jeweils am Montag Nachmittag stattfindenden Exercierübungen mit Trommelschlag versammeln zu dürfen, war von dem Commandanten abschlägig beschieden worden, ein Verbot, welches bei der offenbar schon ohnehin herrschenden gespannten Stimmung zu einem Gassen-tumulte führte. Ein Haufe Menschen, worunter eine Menge halbwüchsiger Burschen, Gassensteher und dergl. lärmtte gegen 9 Uhr Abends vor der Commandantur, warf die Fenster ein, zog sich aber, als zwei Compagnieen des in Schweidnitz garnisonirenden Füsilierbataillons 22. Infanterieregimentes anrückten, eilig zurück. Gleichzeitig mit dem Militär waren auch Abtheilungen der Bürgerwehr auf dem Platz erschienen, und es scheint, daß die Soldaten die ihnen gegenüberstehenden Gestalten der Nationalgarde, vielleicht durch die Dunkelheit getäuscht, für Tumultuanten ansahen. Ohne daß ein Befehl erfolgte, fielen plötzlich aus der 11. von Hauptmann von Skribenski geführten Compagnie 4 oder 5 Schüsse, denen sofort ein die ganz Front herablaufendes Kottensfeuer folgte. Im Ganzen flogen 102 Kugeln über den Platz in die Glieder der Bürgerwehr und streckten ganze Reihen derselben nieder. 11 Nationalgardisten blieben todt und tödtlich verletzt, 20 wurden schwer, viele andere leicht verwundet. Von den Soldaten hatte einer einen Streifschuß erhalten, welcher jedoch, wie die Untersuchung mit Gewißheit ergab, aus dem Gewehre eines Nebenmannes gekommen war.

Ein derartiger Vorfall, welcher begreiflicher Weise überall die größte Erregung erzeugte, lieferte der demokratischen Partei ein willkommenes Material, um neue Anklagen gegen die

¹ Die nachfolgende Schilderung ist im Wesentlichen aus der Petition der Stadt Schweidnitz, dem Berichte des Oberpräsidenten von Schlessien, Pinder, und den dazu von dem Minister Rühlwetter der Nationalversammlung gegebenen Erläuterungen (I, 667) entnommen.

reactionären Umtriebe zu erheben. Allerdings hatten die Offiziere in Schweidnitz nicht Befehl zum Feuern gegeben, wie man zuerst behauptete — Hauptmann von Skribenski mußte sich sogar platt auf den Boden werfen, um den Schüssen seiner eigenen Leute zu entgehen —, aber immerhin war es ihre Pflicht gewesen, derartige Vorkommnisse zu verhindern. General von Kollay wurde dann auch in der Folge seiner Stellung enthoben und zur Disposition gestellt.

Am 9. August kamen diese Vorfälle in der Nationalversammlung zur Sprache und es wurde, nachdem die eingegangenen, darauf bezüglichen Berichte verlesen und besprochen waren, der Beschluß gefaßt, eine Commission aus der Mitte der Versammlung zu weiterer Untersuchung nach Schweidnitz zu senden, und ferner das Ministerium zu ersuchen, die an jenem Vorfalle beteiligten Truppen aus der Festung zu entfernen. Allein die Linke ging noch weiter; sie war entschlossen, aus dem Falle eine Principienfrage zu machen. Folgendes war der Wortlaut eines Antrages, welchen die Abgeordneten Stein und Schulz-Wanzleben zur Abstimmung brachten:

„Der Herr Kriegsminister möge in einem Erlaß an die Armee sich dahin aussprechen, daß die Offiziere allen reactionären Bestrebungen fern bleiben, nicht nur Conflictte jeglicher Art mit dem Civil vermeiden, sondern durch Annäherung an die Bürger und Vereinigung mit denselben zeigen, daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustandes mitwirken wollen — und es denjenigen Offizieren, mit deren politischen Ueberzeugungen dies nicht vereinbar ist, zur Ehrenpflicht zu machen, aus der Armee auszutreten“.

Mit 180 gegen 179 Stimmen, also mit nur einer Stimme Majorität, wurde dieser folgenschwere Antrag zum Beschluß erhoben. Der erste Theil desselben (Antrag Stein) war allerdings unbedeutender Natur; desto größere Tragweite aber wohnte dem zweiten Absatze (Amendement Schulz) bei, durch welchen die Regierung gezwungen werden sollte, die „reactionär“ gesinnten Offiziere, d. h. alle diejenigen, welche die ihrem Stande entsprechende politische Ueberzeugung hegten, zu entlassen, den altbewährten Organismus des preußischen Heeres zu zertrümmern

und ihre letzte und schärfste Waffe gegen die Revolution preiszugeben. Es scheint, daß man in der Versammlung selbst die Uebereilung ahnte, mit welcher man einen neuen Conflict heraufbeschworen. „Es wurde geprüchsweise viel verhandelt“, schreibt v. Unruh, „und von allen Seiten, selbst von den Antragstellern erklärt, daß eine wörtliche Ausführung der Beschlüsse nicht verlangt werde.“ Das Ministerium scheint dagegen die Tragweite des Beschlusses nicht erkannt zu haben. Wenn je, so mußte es jetzt die Cabinetsfrage stellen, mit welcher Hansemann sonst so freigebig war, und höchst wahrscheinlich hätte, da die Versammlung durchaus keinen Ministerwechsel wollte, die Vertrauensforderung hingereicht, um die Ablehnung des mit so winziger Mehrheit angenommenen Stein'schen Antrages zu bewirken. Nichts dergleichen geschah, ja der Kriegsminister hielt es nicht einmal für erforderlich, persönlich in die Debatte einzugreifen und ließ den Dingen ihren Lauf.

Nachdem die Versammlung die Schweidnitzer Angelegenheit vorläufig erledigt, ging sie zunächst zur Berathung der Richtung der Ostbahn über, wobei, wie bereits erwähnt, das Ministerium in der Mehrheit blieb, und beschäftigte sich dann den größten Theil des August mit der Ausarbeitung eines Gesetzes über die persönliche Freiheit. Am 28. wurden diese Habeascorpusacte angenommen und das Parlament wendete sich nun zur Berathung eines Bürgerwehrgesetzes, welches, von zahlreichen Interpellationen, Berichten u. s. w. unterbrochen, die Volksvertreter bis in den September hinein beschäftigte.

Um diese Zeit erwuchs der Nationalversammlung eine eigenthümliche Concurrrenz durch das sog. „Junkerparlament“. Der Abel, welcher seit den Märztagen sich gänzlich aus dem politischen Leben zurückgezogen hatte, war unzufrieden mit der nachgiebigen und schwankenden Haltung des Königs und überzeugt, daß die Zeit zur Unterdrückung des revolutionären Treibens in Berlin gekommen sei. Zu Magdeburg fand am 14. Juli eine größere Zusammenkunft adeliger Gutsbesitzer statt, welcher ähnliche in Halle und Stettin folgten, und in Berlin trat um die Mitte August eine „Generalversammlung des Vereins zu Wahrung der materiellen Interessen aller Klassen des preußischen Volkes“

zusammen, welche alsbald als das „Junferparlament“ bezeichnet wurde. Die früheren Minister Graf Arnim-Boitzenburg und von Bodelschwingh, dann von Bismarck, von Kleist, von Gerlach, von Bülow-Gummerow und gegen 200 Conservative nahmen an der Versammlung Theil, welche sich auf das Festigste sowohl gegen die Nachgiebigkeit der Krone als gegen die Nationalversammlung und das „Krämmerministerium“ äußerte. Nach dreitägigen Berathungen gingen die Theilnehmer, nachdem sie ein permanentes Directorium eingesetzt, aus einander. Diese, wie auch die sonstigen Bestrebungen der conservativen Partei, so namentlich die im Sommer erfolgte Gründung der „Neuen Preussischen (Kreuz)zeitung“, und die Bemühungen der Preussenvereine wurden von der öffentlichen Meinung bedeutend unterstützt.

Auch die constitutionelle und die demokratische Partei gingen mit der Absicht um, auf Congressen ihre Bestrebungen einheitlich zu regeln. Doch fanden diese Vereinigungen erst später statt.

Die Stimmung in Berlin, welche während des Juli eine verhältnißmäßig friedliche genannt werden konnte, war im Laufe des August durch die in den Vordergrund getretene deutsche Frage eine sehr erregte geworden. Auch die Nachbarorte blieben von dieser Bewegung nicht ausgenommen, doch wurden sie in einem anderen Sinne von ihr erfaßt. Sowohl in Charlottenburg, wo jetzt das 2. Garderegiment lag, als in Teltow und anderen Flecken trug die Bevölkerung ihren Haß gegen die Berliner Demokratie offen zur Schau. Schon am 1. August waren einige, eine Freiheitsfahne schwingende Studenten in Charlottenburg angefallen und mißhandelt worden.

Bald darauf hatte in dieser Stadt ein demokratischer Verein unter Vorsitz des Chemikers Denzer sich auszubreiten gesucht, was noch mehr böses Blut machte. Die Erregung stieg zu solcher Größe, daß am 20. August mehrere Berliner Volksführer, die sich zu einer Sitzung des Klubs nach Charlottenburg begeben hatten, schwer mißhandelt wurden. Namentlich erheblich wurden die Brüder Bruno und Edgar Bauer verlegt, der Kaufmann Jacoby sogar lebensgefährlich verwundet.

Als die Nachricht von diesen Vorfällen nach der Hauptstadt kam, war die Entrüstung allgemein. Der demokratische Klub

feuerte nach Kräften die Leidenschaften an und berief auf den 21. Abends eine Volksversammlung nach dem Opernplatz. Von hier zog die Menge zunächst nach dem Ministerium des Innern, zerbrach hier Fenster und Thüren, wandte sich dann aber, da sie Kühlwetter nicht antraf, nach dem Hotel des Justizministeriums, in welchem Märker dem fremden, diplomatischen Corps ein Fest gab. Auch hier wurden die Fenster eingeworfen, große Pflastersteine flogen in den Saal, verletzten den Justizminister am Fuße und zwangen die Gesandten und sonstige Gäste zu eiliger Flucht. Nur dem Einschreiten der Constabler, von denen Viele in dem Handgemenge verletzt wurden, war es zu danken, daß das Gebäude nicht gänzlich der Zerstörung anheimfiel. Doch wurden in der ganzen Wilhelmsstraße die Laternenpfähle umgeknickt und das herausströmende Gas angezündet, unter den Linden das Pflaster aufgerissen, die Bänke zer schlagen und sogar, als in dem Gedränge einige Schüsse fielen, mit dem Bau von Barrikaden begonnen. Erst spät in der Nacht, nachdem die Polizei viele Verhaftungen vorgenommen, erreichte der Tumult ein Ende.

Die Bürgerwehr hatte, wie gewöhnlich, ihre völlige Unfähigkeit bewiesen, auch nur der unbedeutendsten Pöbelausschreitungen Herr zu werden. Die Offiziere der Nationalgarde befanden sich sogar, obwohl für den Abend der Ausbruch von Unruhen mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen war, nicht in der Stadt, sondern auf einem großen Bürgerwehrfest im Kroll'schen Stadtbliffement im Thiergarten.

In Folge dieser Auftritte erschien Tags darauf ein Aufruhrgesetz, welches Volksversammlungen unter freiem Himmel nur nach vorausgegangener polizeilicher Erlaubniß gestattete, bewaffnete Versammlungen und Aufzüge verbot und die öffentliche Macht ermächtigte, Zusammenrottungen nöthigenfalls mit Waffengebrauch zu zerstreuen.

Wenige Tage darauf, am 26. August, schloß die preußische Krone zu Malmö jenen Vertrag mit Dänemark, welcher überall in Deutschland die Patrioten mit Zorn und Trauer erfüllte. Das Ministerium trug keine Schuld an diesem Handel; denn neben dem Cabinet und über dasselbe hinaus lenkte die aus-

wärtigen Angelegenheiten jener von den Demokraten als „Camarilla“ bezeichnete Kreis conservativ und reactionär gesinnter Persönlichkeiten, eines Manteuffel, Gerlach, Thile, Radowicz, Leo und Anderer, welche in Potsdam fast die einzige Umgebung des Königs bildeten.

Die Vermittlungsversuche des Ministeriums zwischen Potsdam und Berlin wurden durch diese Partei paralytirt, der schwankende Herrscher seinen officiellen Berathern entzogen und mehr und mehr wieder zu den Anschauungen des Königthums von Gottes Gnaden zurückgeführt.

Das Ministerium befand sich somit in jener peinlichen Lage, welche gewöhnlich die Rolle eines Vermittlers zu sein pflegt. Von den Hofkreisen mißachtet, wurde es von dem Junkerparlamente und den Preußenvereinen nahezu des Jacobinerthums beschuldigt, während zugleich die aufgeregte Bevölkerung der Hauptstadt ihm Freiheitsfeindlichkeit vorwarf. Noch hatte es zwar an der Nationalversammlung einen festen Rückhalt, allein bald sollte auch dieser schwinden.

Am 4. September nämlich lief ein vom 2. desselben Monats datirtes Schreiben des Staatsministeriums bei der Versammlung ein, in welchem der Kriegsminister, nachdem schon nahezu 4 Wochen seit Annahme des Stein-Schulz'schen Antrages verfloßen waren, erklärte, dem „Wunsche“ der Versammlung in Betreff des Ausscheidens der reactionär gesinnten Offiziere nicht entsprechen zu können. „Allgemeine Erlasse wie dieser sind nach unserer pflichtmäßigen Ueberzeugung nicht entsprechend dem Geiste und dem Wesen einer Armee. Sie sind geeignet, an die Stelle des vertrauensvollen Gehorsams, womit der Offizier und Soldat — jeder auf seinem Standpunkte — die Befehle seines Oberen auszuführen hat, den Geist des Mißtrauens zu setzen, welcher Disciplin und Ordnung und den ganzen Geist der Armee mit der Zeit untergraben würde.“

Gewiß waren diese Bemerkungen richtig, allein der Kriegsminister hätte sie nicht jetzt, sondern am 9. August machen müssen, und wäre dann des Erfolges sicher gewesen, während jetzt begreiflicher Weise die Versammlung durch den schroffen Widerstand des Ministeriums nicht überzeugt, sondern gereizt

wurde. Der Abgeordnete Stein, welcher schon vorher eine Interpellation in Betreff der Ausführung des Beschlusses vom 9. August angekündigt hatte, stellte nunmehr den Antrag: „Die Nationalversammlung wolle beschließen, daß es die dringendste Pflicht des hohen Staatsministeriums sei, denjenigen Erlaß, welchen die Nationalversammlung am 9. August in der 37. Sitzung beschlossen hat, ohne Weiteres zur Beruhigung des Landes und zur Erhaltung des Vertrauens wie zur Vermeidung eines Bruches mit der Nationalversammlung ergehen zu lassen“. Unter großer Unruhe wurde in namentlicher Abstimmung die Dringlichkeit des Antrages und die sofortige Berathung desselben beschlossen. Noch versuchte die gemäßigte Partei den unvermeidlich scheinenden Conflict zu vermeiden, indem von Unruhe den Antrag auf Vertagung stellte. In heftiger Weise und vielfach durch Lärm unterbrochen, trat Reichensperger für diesen Antrag ein, während Waldeck in dröhnenden Sätzen neue Anklagen gegen den reactionären Geist schleuderte. Stürmischer Jubel der Linken begleitete seine letzten Worte: „Ich sage Ihnen, mit Ehren können wir hier nicht eine Minute länger sitzen bleiben, wenn es nicht geschieht! was bedarf es noch der Ueberlegung? da ist nicht die Rede von Abtheilungen, von Fachcommissionen; es ist die Nation, welche es verlangt!“

Mit 184 gegen 168 Stimmen nahm endlich das Parlament den Antrag Unruhs an und vertagte die Beschlußfassung bis zum 7. September. Niemand konnte sich mehr verhehlen, daß man jetzt vor einem entscheidenden Schritte stand, daß die Annahme des Stein'schen Antrages nicht nur den Sturz des Ministeriums, sondern auch eine offene Opposition gegen die Regierung bedeutete. Die Parteien der Nationalversammlung traten zusammen, in den Klubs und Bezirksvereinen, in den Kreisen der Bürgerwehr, auf den Straßen und Plätzen war von nichts Anderem als von dem Stein'schen Antrag die Rede. Die Nationalgarde erklärte sich am 5. offen gegen das Ministerium und versprach die Volksvertretung nach Kräften zu beschützen; zahlreiche Placate und Flugblätter vermehrten die Aufregung des Volkes, welches bereits Kampfesvorbereitungen traf, um gerüstet zu sein, falls das Cabinet die Truppenmacht zu Hülfe

rufen wollte¹. Die Stellung Auerzwalds und seiner Genossen war schon jetzt eine unhaltbare geworden.

Der 7. September, ein schöner, heißer Herbsttag, brach an. Schon von 8 Uhr Morgens ab füllten große Menschenmassen den Platz vor der Singakademie. Die Haltung der Menge war eine aufgeregte, jedoch nicht gefahrdrohende. Die Tumulte und Thätlichkeiten gegen die mißliebigen Abgeordneten, welche man befürchtete — nicht weniger als vier Bataillone Bürgerwehr standen im Schlosse bereit —, fanden nicht statt, wenn auch die Stimmung eine bedenkliche blieb².

Um 9^{1/2} Uhr eröffnete in Gegenwart des gesammten Ministeriums und 362 Abgeordneten und bei überfüllten Gallerieen³ der Präsidant die Berathung. „Es war die fünfzigste Sitzung der preußischen Nationalversammlung, in Haltung, Ernst und Würde der Verhandlung mit keiner der früheren vergleichbar. Das Bewußtsein eines großen historischen Momentes erfüllte alle Gemüther.“

Eröffnet wurde die Debatte durch den Ministerpräsidenten, welcher jetzt zu spät darauf hinwies, daß der Stein'sche Antrag kein Regierungsact sei, sondern eine Verwaltungsmaßregel enthalte, über welche die Nationalversammlung keine Befugniß habe. Von der Mittelpartei und ebenso von der Rechten waren Amendements eingelaufen, welche eine Beilegung des Conflictes bezweckten. Das erstere, von von Unruh gestellt, ließ dem Cabinet noch den Rückzug offen, indem es sich dahin aussprach, daß das Ministerium das Vertrauen des Landes nicht mehr besitze, wenn es noch weiterhin Anstand nehme, den bewußten Beschluß auszuführen; das zweite, von Tamnau stammend,

¹ Streckfuß II, 788.

² So wurde u. A. ein Flugblatt, welches das gesammte Ministerium am Galgen hängend zeigte, verbreitet und den Ministern vorgehalten. Am besten zog sich hierbei Hansemann aus der Sache, indem er sich selbst ein Exemplar kaufte.

³ Der Zudrang zu den Gallerieen war so groß, daß die „Arbeiter“, welche sonst vor den Thüren der Singakademie mit Einlaßkarten zu handeln pflegten und in der Regel 10 Silbergroschen für das Stück forderten, an diesem Tage drei bis fünf Thaler dafür erhielten.

forderte den Kriegsminiſter auf, die Offiziere ſowohl vor reactionären als vor republikaniſchen Beſtrebungen zu warnen, und wurde in einer langen Rede von dem Abgeordneten Baumſtark vertheidigt. Der Kriegsminiſter ſelbſt erklärte ſich bereit, dieſes Amendement anzunehmen, allerdings ganz in conſequenter Weiſe, da er drei Tage zuvor von der Schädlichkeit ſolcher Erlaſſe überhaupt geſprochen hatte. Die Debatte, zu welcher ſich 52 Redner zum Worte gemeldet hatten, war lang und erregt; der Abgeordnete Weiſchel, welcher behauptete, daß gewiſſe Mitglieder nicht ihrer Ueberzeugung gemäß ſtimmten, wurde tumultuariſch überſchrien, die Gallerieen klatschten wiederholt Beifall und mußten zur Ruhe verwieſen werden. In namentlicher Abſtimmung wurde endlich das Amendement von Unruh mit 320 gegen 38, dasjenige Tamnaus mit 210 gegen 156 Stimmen verworfen und alsdann von 219 Abgeordneten gegen eine Minderzahl von 143 der Stein'ſche Antrag zum Beſchluß erhoben. Damit ſchloß die folgenſchwere, mehr als ſiebenſtündige Sitzung, in welcher die Nationalverſammlung zum erſten Male mit offenem und bewußtem Widerſtande gegen die Regierung hervorgetreten war.

Die Volksmaſſen, welche die Singakademie umſteht hielten, hatten den Sieg der Linken mit ſtürmiſchem Jubelgeſchrei begrüßt. Die heraustretenden Abgeordneten der Rechten wurden mit Pfeifen und Heulen empfangen und vermochten erſt, nachdem einige volksthümliche Deputirte die Menge beruhigt, ungefährdet ihren Weg fortzuſetzen. Der Gegenſtand maßloſer Ovationen waren vor Allem Waldeck und Stein, welcher letzterer vom „Volke“ unter Hochrufen in einem Miethwagen nach ſeiner Wohnung gefahren wurde. Im Uebrigen blieb die Stadt ruhig.

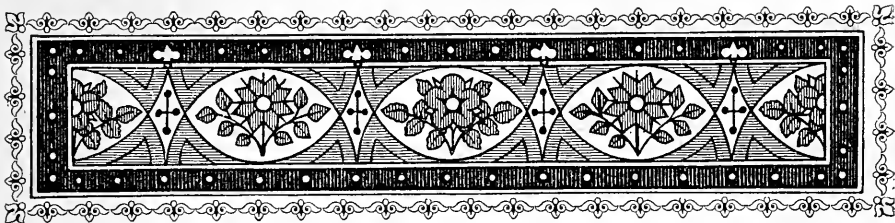
Die Folgen des Stein'ſchen Beſchlusses blieben nicht aus. Nachdem am 18. die Nationalverſammlung zuſammengetreten, allein ſofort wieder vertagt worden war, weil das Staatsminiſterium ſich durch Beſprechungen mit dem Könige für verhindert erklärte, den Berathungen beizuwohnen, theilte am 11. September von Auerſwald dem Parlamente mit, daß das Cabinet unverzüglich nach den Vorgängen des 7. ſeine Entlaſſung eingereicht habe. Von Volk, Adel, Nationalverſammlung,

„Camarilla“, von allen Seiten war das Ministerium, wie von Hansemann schreibt¹, gleichzeitig fallen gelassen worden. Sehr bemerkt wurde ein Passus in dem Abschiedsgesuche, welcher noch einen nachträglichen Angriff auf die Nationalversammlung enthielt. „Unserer Ansicht nach“, lautet diese Stelle, „muß das von uns vertretene und in der Sitzung der Nationalversammlung vertheidigte Princip, daß derselben die Festsetzung von Verwaltungsmaßregeln nicht zustehet, aufrecht erhalten werden, weil ohne dasselbe die constitutionelle Monarchie nicht bestehen kann.“ In seinem Antwortschreiben hatte Friedrich Wilhelm das Princip ausdrücklich anerkannt, indem er zugleich dem Ministerium die erbetene Entlassung gewährte und dasselbe mit der vorläufigen Fortführung der Geschäfte beauftragte. Späterhin erhielt Hansemann, wie er sich dies schon bei seinem Amtsantritte ausbedungen, die Stelle eines Chefs der preussischen Bank und der Seehandlung, Auerwald wurde Oberpräsident der Provinz Preußen.

So war durch das blutige Mißverständniß auf dem Markte zu Schweidnitz das „Ministerium der That“ gestürzt. Es hatte allerdings diesem Namen, den es selbst für sich in Anspruch genommen, nicht in vollem Umfange entsprochen, allein im Vergleiche zu seinem Vorgänger hatte es doch eine rege und verhältnißmäßig ersprießliche Thätigkeit entwickelt. Daß es fiel, lag nicht sowohl an seinen Fehlern als an dem Gange der Ereignisse, welche unaufhaltsam von dem unklaren Vereinbarungsbestreben der Gegenwart nach der Entscheidung der Gewalt hindrängten.

¹ Das preussische und deutsche Verfassungswerk, S. 118 ff.





V. Abschnitt.

Der Krieg in Schleswig-Holstein.

1.

Das Treffen bei Bau und Crusau.

Ehe noch den Herzogthümern die versprochene Hülfe Preußens und des deutschen Bundes zu Theil wurde, hatten bereits die Feindseligkeiten zwischen dem Inselreich und seinen abtrünnigen Provinzen begonnen. Die Dänen hatten die äußersten Anstrengungen gemacht, um ihr Heer auf eine achtungsgebietende Höhe zu bringen, Anstrengungen, die um so mehr erforderlich waren, als der größte Theil der in Schleswig-Holstein garnisonirenden Truppen zu der deutschen Sache übergetreten war.

Alles in Allem belief sich die dänische Macht bei Eröffnung des Feldzuges auf etwa 14 000 Mann mit 32 Kanonen und einer Raketenbatterie und war in die Leibgarde zu Fuß, 12 Infanteriebataillone, 3 Jägercorps, 15 Schwadronen Dragoner und Husaren und 4 Batterien eingetheilt. Dazu kamen noch einige von Laurik Skau und Anderen geführte Freischaaren. Der Oberbefehl über die ganze Armee war dem General Hedemann übertragen, der König selbst befand sich seit dem 7. April bei dem Heere und schlug sein Hauptquartier in Sonderburg auf Alsen auf.

Waren mithin die von Dänemark aufgestellten Landtruppen so schwach, daß sie bei einer energischen Kriegsführung seitens

der deutschen Mächte nicht das Feld hätten halten können, so bot sich andererseits den Dänen in ihrer Flotte eine Waffe, gegen welche die Executionstruppen keinen Schutz besaßen. Dänemark verfügte über eine für seine Verhältnisse stattliche Seemacht, deren Brauchbarkeit nur dadurch wesentlich gemindert wurde, daß gerade in jener Zeit sich in den europäischen Marinen der Uebergang von der Segel- zu der Dampfschiffahrt vollzog. So waren auch die Hauptschlachtschiffe der Dänen, das Linienschiff „Christian VIII.“, die Fregatte „Gefion“, die Corvetten „Galathea“, „Najade“, „Flora“, „Thetis“ und andere Segelfahrzeuge, während einige der kleineren Schiffe „Skrner“, „Gehser“, „Hella“ bereits durch Dampf bewegt wurden.

Diesen Streitmitteln gegenüber vermochten die Schleswig-Holsteiner nur verhältnißmäßig geringe Kräfte aufzustellen. Etwa 2000 Mann und kaum 20 Offiziere waren übergetreten; sie bildeten den Stamm des zu errichtenden Heeres, welches bis zum 7. April durch den Eintritt Freiwilliger und die Einberufung der Beurlaubten auf 114 Offiziere, 374 Unteroffiziere und 7110 Mann stieg. Diese Truppen waren in 6 Infanteriebataillone, 2 Jägerdivisionen, 9 Dragonerschwadronen und 3 Battereien eingetheilt. Den Oberbefehl führte Prinz Friedrich von Augustenburg; die erste Infanteriebrigade war dem Generalmajor von Krohe, welchem später der Graf Baudissin folgte, die zweite dem Herzoge von Glücksburg unterstellt. Der preussische Major Prinz Waldemar von Schleswig-Holstein führte die Reiterei, der Hauptmann von Vesser das Geschütz.

Ein Blick auf die Zahl der Offiziere und Mannschaften zeigt, daß es zwar nicht an Prinzen, wohl aber an ausgebildeten Soldaten und besonders an tüchtigen Unterführern fehlte. Gerade bei einem in Eile formirten, zum größten Theile aus ungeübten Freiwilligen bestehenden Heere war der Einfluß erfahrener Offiziere unentbehrlich und um so nachtheiliger wirkte es, daß man kaum die nöthigsten Führerstellen zu besetzen vermochte und oft nicht umhin konnte, ganze Battereien und Compagnieen Unteroffizieren anzuvertrauen. Dieser Offiziersmangel hatte seinen Grund vornehmlich darin, daß schon vor dem Ausbruch der Revolution fast alle Commandostellen in den schleswig-holstein'schen

Garnisonstruppen mit Offizieren dänischer Abkunft besetzt worden waren, welche dann nach dem 18. März, während sich die Mannschaften der Bewegung angeschlossen, in ihre Heimat zurückkehrten.

Einen besonders stattlichen Anblick konnten diese in der Eile zusammengerafften Truppen selbstredend nicht gewähren. „Das Aussehen der neuformirten schleswig-holstein'schen Truppen“, schreibt v. Wiedeke, „war so häßlich wie nur möglich. Von allen europäischen Heeren hatte das dänische entschieden das größte Tuch und den unkleidsamsten Kleiderschnitt für seine Soldaten und diese Uniformirung ging nun auf uns mit über. Da wir aber die rothen dänischen Collets nicht beibehalten sollten, weil sonst die deutschen Bundestruppen uns für Dänen gehalten und stets auf uns geschossen haben würden, so trugen die Leute anfänglich nur ihre blauen Spencerjacken und groben Tuchmäntel. Die rothen Uniformen wurden unzertrennt, wie sie waren, in die Farbenbottiche gesteckt, um dunkelgrün gefärbt zu werden. Diese Färbung mißrieth aber und so erhielten diese aufgefärbten Röcke ein scheußliches braunrothes, fleckiges und in allen möglichen Schattirungen spielendes Couleur. Dabei war das Tuch' bei dem Färben eingelaufen, die Ärmel reichten den Leuten oft bis nicht viel über die Ellenbogen. — So sahen wir denn wirklich wie die Vogelscheuchen aus, zumal im Vergleich zu den schönen, eleganten preußischen Garden, oder den luxuriös ausgerüsteten Mecklenburgern oder den einfachen, geschmackvollen, schwarzen braunschweig'schen Jägern. Dazu noch die schlechte Haltung und der schwerfällige bäuerische Gang unserer Rekruten; kurz, eine schleswig-holstein'sche Infanteriecompagnie hatte wahrlich nichts Stattliches.“

Auch die militärische Brauchbarkeit der Truppen war keine allzugroße. „Wie bei jeder Truppe“, schreibt unser Gewährsmann, „die sich einer Volkserhebung, mag sie auch wirklich so wohl begründet sein, wie es diese hier nach meiner festen Ueberzeugung war, anschließt, war ihre Organisation sehr erschüttert worden. Dem guten, willigen, so leicht gehorchenden Geiste der schleswig-holstein'schen Bevölkerung im Allgemeinen war es zuzuschreiben, daß wirklich grobe Subordinationsvergehen auch bei diesen Truppen äußerst selten vorkamen. Allein die Disciplin

war doch lange nicht so fest, wie sie in jedem feldtüchtigen Heere sein muß. Besonders die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Leute, die nur durch strenge Zucht gemindert werden konnte, trat gar häufig recht hemmend hervor. Wenn ein Bataillon des Morgens um fünf Uhr fortmarschiren sollte, so konnte man in der ersten Zeit ziemlich sicher sein, daß es nicht vor sieben Uhr wirklich auf den Marsch kam, und seine Compagnie fortmarschiren zu lassen, ohne ihr eine bequeme Mittagsruhe und ein reichliches Mittagessen zu verschaffen, hätte kein Offizier damals vermocht. Dabei war die Hälfte der Gewehre gewiß so schlecht gepuht, daß sie beim Schießen versagten, im Gefechte also unbrauchbar waren. Wollte ein Offizier hiergegen aneifern, so traf er zwar selten auf offenen Ungehorsam, denn hierzu wird es ein Schleswig-Holsteiner nur äußerst ungern kommen lassen, aber auf eine solche Lässigkeit und Schwerfälligkeit, daß er doch seinen Zweck nicht zur Hälfte erreichen konnte. Dabei ging der Bevölkerung in den Herzogthümern der eigentlich kriegerische Sinn ab. Das Militär, früher fast nur aus den Leuten der untersten Volksklassen oder Stellvertretern bestehend, war nicht recht geachtet gewesen. Jeder nur halbwegs wohlhabende Bürger- oder Bauernsohn hatte sich geschämt, die Uniform anzuziehen, und der Rock des Soldaten war kein Ehrenkleid.“

Eine große und wichtige Unterstützung wurde der geringen Truppenmacht der Schleswig-Holsteiner durch die Freischaaren zu Theil, welche in den ersten Tagen des April aus allen Gauen Deutschlands eintrafen. Die allenthalben erwachte Begeisterung für die meerumschlungenen Herzogthümer hatte diese Freischärler, meist junge Leute, Turner, Studenten, auch manche Offiziere, herbeigetrieben. In ihrer Heimat war man oft froh gewesen, die unruhigen Geister dergestalt auf gute Art los zu werden, in den Herzogthümern wurden sie mit größtem Jubel empfangen, und brachten in die bisher etwas aristokratisch gehaltene Bewegung einen starken demokratisch-revolutionären Zug. Waren doch so Manche unter ihnen, die in der Nacht des 18. März in Berlin auf den Barrikaden gestanden, die ein Jahr später im Lande Baden sich für die deutsche Republik schlugen.

Das bekannteste dieser Freicorps ist dasjenige, welches der spätere Heerführer, der damalige bayerische Major und Flügeladjutant von der Tann, aus Altona-Hamburger, Kieler, Kölner, Berliner und Magdeburger Freiwilligen am 11. April begründete. Mit von der Tann war noch eine ganze Anzahl bayerischer Offiziere, der Hauptmann Graf Bothmer, die Lieutenants von Alboffer, von Corneli, von Bouteville, von Waldmann eingetroffen und traten bei den verschiedenen Freicorps ein. Von letzteren sind besonders noch die Bracklow'schen Scharfschützen, das Wasmer'sche, das Rankau'sche, das von Krogh'sche Corps und die nach wenigen Tagen bereits dem Kriege zum Opfer gefallene Schaar der Kieler Turner und Studenten zu nennen.

Schon durch die Betheiligung dieser Freischaaren war dem bevorstehenden Kampfe der Charakter eines Volkskrieges verliehen; die provisorische Regierung ging jedoch noch weiter, indem sie in einem am 8. April erlassenen Decret jeden Staatsbürger für verpflichtet erklärte „sich dem andringenden Feinde mit Waffen jeder Art zu widersetzen“. Es sollte somit eine Art Landsturm aufgeboden werden, wie dies der Paragraph 4 der Verordnung in den Worten aussprach: „Es tritt mit jeder Annäherung des Feindes ein Kampf der Nothwehr ein, der alle ehrenhaften Mittel heiligt. Die vernichtendsten Mittel sind die vorzüglichsten, denn sie führen am schnellsten zum Siege der gerechten Sache“. Viel Erfolg wurde durch diesen Befehl nicht erzielt; die ländliche Bevölkerung, von welcher ein solcher kleiner Krieg hätte vorwiegend ausgehen müssen, war zu schwerfällig und um ihr Hab und Gut besorgt.

Die in Aussicht gestellten preussischen Hülfstruppen trafen bereits am 4. April in Holstein ein, nahmen aber an den ersten Kämpfen ebensowenig Theil, wie die mobile Division des 10. deutschen Armeecorps, die, vom deutschen Bunde entsandt, etwas später anlangte.

Da sich diese Truppen zunächst neutral verhielten, so fiel die ganze Wucht des ersten dänischen Angriffs allein auf die Schleswig-Holsteiner und die mit ihnen verbundenen Freischaaren.

Die Dänen, welchen nach der Lage der Dinge die Rolle des Angreifers zufallen mußte, hatten die Insel Alsen besetzt und

bedrohten von hier aus die Ostküste, während sie zugleich im Norden in Jütland ein Corps zusammenzogen. Ihre Kriegsschiffe kreuzten an den Küsten und blockirten die Häfen.

Schon am 23. März hatten die Dänen von Jütland aus den Grenzfluß, die Königsau, überschritten und die Stadt Hadersleben besetzt und drangen von hier bis Apenrade und Gravenstein vor, während die Stau'sche Freischaar vorübergehend Tondern einnahm. Die schleswig-holstein'sche Colonne, welche ihnen entgegengesandt war, war zu schwach, um ihr Vordringen aufzuhalten. Sie bestand aus den Freischaaren, 2 Bataillonen Infanterie, Jägern, Dragonern und 2 Geschützen; aus Apenrade hatte der Commandeur, Major Michelsen, bereits weichen und die Stadt, die ihn und seine Truppen begeistert empfangen, den Dänen preisgeben müssen. Um der Stadt Flensburg, welche in seinem Rücken lag, nicht das gleiche Schicksal zu bereiten, bezog er bei Bau an der Landstraße zwischen Apenrade und Flensburg eine Stellung, entschlossen, hier den Angriff der Dänen abzuwarten. Zwar war der ihm nachrückende Feind gegen 11000 Mann stark und weitere 2000 Mann landeten am 8. April bei Goldnäs, um Glücksburg zu besetzen; allein er hoffte noch rechtzeitig Unterstützung von dem Gros seiner Armee zu erhalten, von welcher 5000 Mann unter dem Generale von Krohn bereits auf dem Marsche nach Flensburg begriffen waren.

Am 6. April war das erste Blut geflossen, ein Reconnoissancegefecht bei Höckerup und Rinkeniz kostete einem Deutschen und mehreren Dänen das Leben, drei Tage darauf sollte das erste entscheidende Treffen erfolgen.

Das kleine Detachement des Majors Michelsen hatte nördlich von Flensburg eine für seine geringen Kräfte außerordentlich ausgedehnte Stellung bezogen. Sein rechter Flügel, dessen Hauptbestandtheil die Kieler Freischaaren bildeten, lehnte sich an die Seeküste an, das Centrum, aus dem größtem Theil der Linientruppen bestehend, stand bei Bau, der linke Flügel, die Braklow'sche und Rankau'sche Schaar, hielt etwas zurückgezogen, die Dörfer Harrislev und Handewith besetzt. Die Stellung war schon vor Beginn des Gefechtes eine nahezu

unhaltbare geworden; denn die Dänen standen nicht nur mit großer Uebermacht der Front der Deutschen gegenüber, sondern bedrohten auch bereits deren Rückzug, während zugleich eine Anzahl Kriegsschiffe im Flensburger Fjord bereit lag, die Operation der Landarmee an der Seeküste zu unterstützen.

Es lag in der Absicht des Generals Hedemann, das kleine, zu weit vorgeschobene Detachement Michelsens in beiden Flanken zu umgehen, womöglich im Rücken zu fassen und gefangen zu nehmen. Von der Stellung der Gegner durch einen gewissen Christiansen und andere dänisch gesinnte Bürger Flensburgs genau unterrichtet, ließ er am 8. April den auf dem linken Flügel der Deutschen gelegenen Flecken Medelby besetzen, landete eine Abtheilung bei Holdnäs, um von hier aus über Glücksburg den Rücken des feindlichen Detachements zu bedrohen, und eröffnete am Morgen des 9. April den Angriff auf drei Punkten. Seine Hauptmacht ging auf das Centrum der Schleswig-Holsteiner bei Bau vor; zwei andere dänische Colonnen griffen bei Harrislev und Handewith den linken, bei Crusau den rechten Flügel Michelsens an. Das Unternehmen hatte, wie dies bei den fehlerhaften Dispositionen des schleswig-holstein'schen Commandos und der großen Ueberzahl der Dänen nicht anders zu erwarten war, einen vollen Erfolg. Der linke Flügel der Deutschen, die Freischärler der Bracklow'schen und Ranzau'schen Schaar wurde nach dem Falle des Commandanten, Hauptmann Schmidt, völlig zersprengt und von dem Gros abgeschnitten, welches manche der Scharfschützen erst nach Wochen über Friesland wieder erreichten. Gleichzeitig ging auch das Centrum unter heftigem Kampfe aus Bau zurück und mußte auch eine zweite Stellung bei Niehaus räumen.

Der rechte Flügel war nunmehr völlig isolirt. Die hier befindlichen Kieler Turner und Studenten schlugen sich mit äußerster Tapferkeit, allein dem verheerenden Feuer der dänischen Landmacht und der dicht am Ufer liegenden Kriegsschiffe vermochten sie nicht zu widerstehen. Sie traten den Rückzug auf Flensburg an, warfen sich in eine vor der Stadt befindliche Eisengießerei, welche sie gegen die heftigen Angriffe der Dänen hielten, mußten aber dann, da ihnen die Munition ausging,

sich mit blanker Waffe den weiteren Rückzug erkämpfen. Allein inzwischen hatten die Dänen den südlichen Theil Flensburgs bereits besetzt; es gab keine Rettung mehr. Die sämtlichen Abtheilungen des rechten Flügels geriethen, soweit Offiziere und Mannschaften nicht geblieben waren, in die Gefangenschaft des Feindes, mit ihnen auch der schwer verwundete Detachementscommandeur Michelsen, welcher bald darauf starb.

Das erste Gefecht des Krieges war somit eine unleugbare und große Niederlage der Schleswig-Holsteiner gewesen. 108 Offiziere und Soldaten waren todt und verwundet, viele andere zersprengt, mehr als 700 Mann kriegsgefangen, so daß der 9. April dem Detachement mindestens die Hälfte seiner Stärke gekostet hatte. Die Dänen gaben ihren Verlust auf 8 Offiziere und 102 Mann an.

Die Folgen des unglücklichen Gefechtes waren groß. Schon am 9. rückten die Dänen in Flensburg ein, gingen am nächsten Tage bis Groß-Solt vor und erreichten am 11. Schleswig. Ihre Vorposten wurden bis in die Nähe Rendsburgs vorgehoben. Der König selbst traf am 13. in Schleswig ein, hielt eine Parade ab und ließ Manöver ausführen. Allein verstimmt durch die deutsche Gefinnung der Bürgerschaft verließ er noch am selben Tage, nachdem er den Generalen Hedemann und Wedel das Großkreuz des Danebrogs verliehen, die Stadt. Tags zuvor war bereits Eckernförde von den Dänen besetzt worden, die somit in wenigen Tagen ganz Schleswig eingenommen hatten. Die üblichen Maßregeln, Entwaffnung der Bürgerschaft, Verhaftungen, Hausfuchungen und dergl. blieben nicht aus, doch scheinen die Dänen unnöthige Grausamkeiten vermieden zu haben.

Es trat nunmehr in den Kriegsoperationen ein mehrtägiger Stillstand ein. Die Dänen standen im Süden Schleswigs zwischen Missunde und Trefa, die Deutschen im nördlichen Holstein, die Freicorps vorgehoben, unter dem Befehle des Hauptmanns von Gersdorff, in Altenhof, Harzhof, am Wittensee und in Steinrade. Besonders zeichnete sich das von der Lann'sche Corps aus, dessen Führer hier seine großen militärischen Gaben zeigte. „Als Soldat war er kühn“, schreibt Wiedede, „unermülich bei Tag und Nacht, scheute weder Ge-

fahren noch Anstrengungen und hatte die große Gabe, seinen Untergebenen ein unbedingtes Vertrauen zu seinen Fähigkeiten einzusflößen. Besonders zeichnete er sich sehr dadurch aus, in unvorhergesehenen Fällen auch sogleich die besten Mittel dafür zu finden, und extemporirte mehr, als daß er vorher lange Pläne entwarf.“

Nach verschiedenen Plänkeleien mit den Vorposten und den dänischen Kanonenbooten kam es am 21. in der Nähe von Eckernförde zu einem doppelten Vorpostengefechte. Bei Altenhof wurde das Tann'sche Corps von dänischer Infanterie, Jägern und Dragonern, welche ein Kanonenboot unterstützte, angegriffen, hielt sich aber tapfer und warf den Feind nach heftigem Gefechte zurück, wobei die Freischärler allerdings einen Verlust von 9 Todten und 50 Verwundeten, nahezu ein Drittel ihrer Stärke, erlitten. Weniger glücklich gestaltete sich der Ausgang des zweiten Kampfes bei Harzhof. Hier wurde das Wasmer'sche Corps von dänischen Jägern unvermuthet angegriffen und mit starken Verlusten zurückgedrängt. Der linke Flügel der Schaar, 50—60 Mann stark, gerieth in Kriegsgefangenschaft. Die Berichte über den Verlauf des ganzen Gefechtes sind sehr verworren, doch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Dänen hier einen entschiedenen Vortheil errangen, wenn sie auch ihre eigentliche Absicht, von Harzhof aus dem Tann'schen Corps in den Rücken zu fallen, nicht zu erreichen vermochten. Sie hatten hier nach ihren Angaben 5 Todte und 20 Verwundete verloren.

Die bisherigen Kriegseignisse hatten gezeigt, daß Schleswig-Holstein für sich allein den Kampf gegen Dänemark nicht mit Erfolg durchzuführen vermochte. Die regulären Truppen waren noch nicht genügend organisirt und ausgebildet, die Freicorps zwar meist tapfer, aber undisciplinirt und in ihrem Verhalten unberechenbar. Die höhere Führung ließ manches zu wünschen übrig; die niederen Offizierstellen waren zum Theile gar nicht oder unzureichend besetzt, es mangelte an Menschen- und Kriegsmaterial, so daß es Alles in Allem die höchste Zeit für den deutschen Bund war, sich seinem Versprechen gemäß der bedrohten Herzogthümer anzunehmen.

2.

Die Schlacht bei Schleswig.

Die preußischen Truppen, welche in dem Zeitraum vom 4. bis zum 21. April in den Herzogthümern einrückten, besaßen Alles in Allem eine Stärke von 13000 Mann mit 22 Geschützen. Commandeur war Fürst Radziwill, unter welchem General von Möllendorf die „Gardebrigade“, General von Bonin die „Linienbrigade“ commandirte¹. Außerdem hatte der Bund eine „mobile Division“ des 10. deutschen Bundesarmeecorps aufgestellt. Unter dem Befehle des hannöver'schen Generallieutenants Hugh Falkett waren in diesem Detachement gegen 10000 Mann mit 28 Geschützen — 5800 Hannoveraner, 1400 Braunschweiger, 1800 Mecklenburger, 1600 Oldenburger — vereinigt². Rechnet man hierzu die holstein'schen Truppen und die Freicorps mit 7—8000 Mann, so stand den 14000 Dänen um den 20. April ein Gesammtheer von 30000 Deutschen mit 74 Geschützen entgegen.

¹ Die ordre de bataille der preußischen Truppen war folgende: Gardebrigade (Möllendorf). Garde-Grenadierregiment Kaiser Franz und Alexander, Gardegeschützenbataillon, 1 reitende Batterie (Hauptmann Kühne), 2 Escadrons des 3. (Ziethen-) Husarenregiments, Pioniere der 3. Abtheilung. Linienbrigade (Bonin). 2 Bataillone des 2. Infanterieregiments, je 1 Bataillon des 12. und 31. Regiments, das 20. Infanterieregiment, das 2. Kürassierregiment, 1 Fußbatterie (v. Decker), eine halbe Haubitzenbatterie (Bebel).

² Die Division hatte folgende Zusammensetzung. 1. Infanteriebrigade (Oberst v. Marschalck). Hannover'sches 2. Regiment und je 1 Bataillon des 3., 4., 5. und 6. hannöver'schen Regiments. Batterie Prizelius. 2. Infanteriebrigade (Oberst Graf Ranzow). Mecklenburg'sche Grenadier-Garde und Musketierbataillon, Oldenburg'sches 1. Regiment, je 1 oldenburg'sche und mecklenburg'sche Batterie. 3. Infanteriebrigade (Oberst von Specht). Hannover'sches 3. leichtes Bataillon, 2 Braunschweig'sche Bataillone und 1 Batterie, Mecklenburg'sche Jäger. Reiterei. Bei der Avantgarde: Hannover'sches Königs-Husarenregiment, Mecklenburg'sche Dragoner. Bei der Reserve: Hannover'sches 1. und 4. Dragonerregiment, 1 reitende Batterie. Die 3. Brigade bildete mit der erstgenannten Cavallerie die Avantgarde, welche General von Sthenen führte.

Als der älteste bei der Armee befindliche Offizier hatte General Hugh Falkett vorläufig das Commando übernommen, bis am 21. April der zum Bundesfeldherrn nach langen Verhandlungen ernannte General der Cavallerie von Wrangel in Rendsburg anlangte und in einem an dem gleichen Tage erlassenen Befehle sich an die Spitze des Heeres stellte.

Am 11. April hatte Oberst von Bonin, welcher Tags zuvor in Schleswig eingerückt war, seiner Instruction folgend den Dänen davon Mittheilung gemacht, daß man jeden weiteren Angriff Dänemarks auf Schleswig-Holstein als Kriegserklärung gegen Preußen auffassen werde, und einen dreitägigen Waffenstillstand vorgeschlagen. Als Antwort hierauf traf am nächsten Tage ein Brief des Königs Friedrich ein, welcher zeigte, in wie seltsamer Weise Dänemark die Sachlage auffaßte oder vielmehr aufzufassen vorgab. Nachdem er in dem Schriftstücke die Mittheilung Bonins als einen „Irrthum“ bezeichnet, fuhr der König darin fort: „Da Wir indessen den Einmarsch preußischer Truppen in Unser Herzogthum Holstein nur als eine Demonstration ansehen können und wollen, die die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und des Friedens zum Zwecke hat, und Wir unter den obwaltenden Umständen zur Zeit Uns an keine Autorität in den gedachten Herzogthümern hinwenden können, so ergeht hiermit Unsere Forderung an den Commandeur der preußischen Truppen im Herzogthum Holstein, der sogenannten provisorischen Regierung daselbst die sofortige Einstellung aller Regierungshandlungen aufzuerlegen und dagegen die gesetzlich von Uns eingesetzten Behörden anzuweisen, sich in allen amtlichen Angelegenheiten, die sie selbst nicht erledigen können, an Uns, als ihren legitimen und rechtmäßigen Herzog zu wenden, und Unseren Befehlen unverzüglichem Gehorsam zu leisten.“

Auf dieses Schreiben antwortete Bonin am 13. in einer nicht mißzuverstehenden Weise: „Ew. Königliche Majestät wollen mir allergnädigst gestatten, zu erwähnen, daß die preußischen Truppen nicht in das Herzogthum Holstein gekommen sind, um die innere Ordnung und den Frieden daselbst herzustellen und zu erhalten, sondern sie sind an die Eider gerückt, um die

vom deutschen Bunde anerkannten und verfassungsmäßigen Rechte der beiden Herzogthümer aufrecht zu erhalten. Sie sind nicht eingerückt, um die provisorische Regierung zu stürzen, sie sind vielmehr derselben unter meinem Commando von der Regierung meines allergnädigsten Herrn zur Verfügung gestellt worden.“

Nach diesen Erklärungen, welche Oberst von Bonin im Namen seiner Regierung erteilte, schien es keinem Zweifel unterliegen zu können, daß Preußen einen ernstlichen und entscheidenden Krieg mit Dänemark zu führen beabsichtige. Und doch war das Gegentheil der Fall.

Nach langen Unterhandlungen, welche der dänische Gesandte in Berlin, Graf Pleßsen, mit dem Minister von Arnim gepflogen, war von dem preussischen Cabinet der Major von Wildenbruch in außerordentlicher Mission nach Kopenhagen geschickt worden. Seine Bemühungen blieben erfolglos; er verließ die dänische Hauptstadt wieder, um sich zu den preussischen Executionstruppen zu begeben, schrieb aber unterwegs von Sonderburg aus am 8. April an den dänischen Minister des Auswärtigen eine Note, welche — späterhin vor die Oeffentlichkeit gebracht — die eigentlichen Triebfedern der preussischen Politik bloßlegte.

Diese „Wildenbruch'sche Note“, deren Veröffentlichung das größte Aufsehen in der Folge erregte, ist der Schlüssel zu dem seltsamen, widerspruchsvollen Gebahren Preußens in den schleswig-holstein'schen Wirren. Sie zeigt, wie sehr Preußen entfernt war, die eigentliche, nationale Erhebung zu unterstützen, wie es ein Intriguenspiel statt eines kraftvollen Krieges trieb und mehr darauf bedacht war, die revolutionären Elemente des eigenen Landes niederzuhalten, als den Herzogthümern die ersehnte Befreiung zu bringen. Der Text der Note ist französisch. «La Prusse», erklärt von Wildenbruch nach einigen einleitenden Sätzen, «désire avant tout conserver les duchés de Slesvig et de Holstein a leur roi-duc et elle est très-éloignée de vouloir servir ou ses propres intérêts ou l'ambition d'autres personnes. Il est dans l'intérêt du Danemark et de tous

les états voisins que les Princes Allemands interviennent puissamment dans cette affaire et le seul désir d'empêcher les éléments radicaux et républicains d'Allemagne d'intervenir d'une manière désastreuse à pousser la Prusse aux démarches, qu'elle a faites. Le but de l'entrée de troupes Prussiennes en Holstein était la protection d'un territoire de la confédération et d'empêcher que les éléments républicains de l'Allemagne aux quels les duchés auraient pu faire appel comme à un dernier moyen de propre conservation, ne se fissent maîtres de cette affaire.»

«L'idée d'une république de Nordalbingue que déjà on a prônée, serait sérieusement menaçante et pour le Danemark et pour les pays voisins Allemands. Dans cette position la Prusse attendra si le Danemark voudra prêter sa main à une condition pacifique. — Le propre intérêt du Danemark est le but de la Prusse, elle va sa grandeur et son indépendance qui lui paraissent menacées par la séparation des duchés, — et elle est prête à y concourir. Mais la seule base possible en est l'union pleine et entière du Slesvig et du Holstein comme État indépendant et inséparable qui reconnaît son duc héréditaire comme son maître et non le roi de Danemark.»

Um die „republikanischen Elemente“ fernzuhalten, um die Gründung einer „nordalbingischen Republik“ zu verhindern, griff mithin Preußen zum Schwerte. Weit entfernt, seine Stammesgenossen von der Bedrückung eines fremden Volkes zu befreien, wollte es gerade die „Größe und Unabhängigkeit“ des Staates, gegen welchen es eine Armee in das Feld stellte. Durch alle Ereignisse der folgenden Jahre ziehen sich die Tendenzen der Wildenbruch'schen Note hindurch, zur Schädigung der preußischen Waffenehre, welche scheinbar das kleine Dänemark nicht zu besiegen vermochten, zum Unheile der Herzogthümer, die sich nach der gänzlichen Niederwerfung der „republikanischen Elemente“ 1850 von den bisherigen Bundesgenossen preisgegeben sahen.

Schon vor der Ankunft des Bundesfeldherrn hatte General Falkett Befehle gegeben, um in den nächsten Tagen gegen die

Dänen zum Angriffe überzugehen. Seine Dispositionen waren von Wrangel bestätigt und der 24. April zum Schlachttag bestimmt worden. Die beiderseitigen Stellungen waren in den Tagen vorher derart, daß die Schleswig-Holsteiner bei Geltorf und Sehnstätt, die Preußen in und um Rendsburg, die mobile Bundesdivision in der Linie von Iphoe bis Neumünster standen. Die Dänen hatten vor der Stadt Schleswig das uralte dänische Bollwerk des Danewirks oder Margarethenwalles stark verschanzt und erwarteten in dieser festen Position den Angriff des Gegners.

Zur Einleitung und Vorbereitung der auf den 24. geplanten Offensivbewegung war für den Tag zuvor — es war der Oster-sonntag — eine Reconoscirung größten Maßstabes angeordnet. In zwei Colonnen setzten sich am Morgen des 23. die preußischen Truppen unter Führung der Generale Möllendorf und Bonin gegen Schleswig in Bewegung. Die mobile Division sollte nachrücken und sich theilweise dem Generale Möllendorf anschließen; den Schleswig-holstein'schen Truppen, soweit sie nicht der Abtheilung Bonins zugetheilt waren, war aufgegeben, bei Missunde und an anderen Punkten die Schlei zu überschreiten.

Das Hauptwerk des heißen Tages, dessen Bedeutung man am Morgen noch nicht ahnte, fiel der Möllendorf'schen „Gardebrigade“ zu. Um 7 Uhr war diese rechte Seitencolonne aufgebrochen und ohne Widerstand zu finden, auf der Straße nach Schleswig bis zu dem hart vor der Stadt gelegenen Dorfe Bustorf gelangt; es war dies eben jener Punkt, an welchem das hier vielfach zerfallene und durch Lücken unterbrochene Danewirk die Chaussee schnitt. Der Flecken selbst zerfiel in einen nördlichen und südlichen Theil, Nieder- und Oberbustorf genannt. Hinter dem Orte befanden sich — vom Standpunkte des Angreifers von rechts nach links gerechnet — das Hadebher Holz, eine Ziegelei, der Riesberg, endlich an der Straße das einem Rittmeister Nissen gehörige Landhaus. Weiterhin schloß der etwas rückwärts liegende Bustorfer Teich, an dessen Nordrande sich bereits eine Vorstadt Schleswigs, der Friedrichsberg, erhob, diesen Theil des Kampfplatzes ab.

Die Dänen wurden durch den unvermutheten Angriff des Feindes gänzlich überrascht. Ein großer Theil ihrer Truppen soll sich, wie sie später angaben, in den Kirchen Schleswigs bei dem Ostergottesdienste befunden haben und erst durch die in das Gotteshaus hereinsprengenden Alarmtrompeter auf das Schlachtfeld berufen worden sein. Sei dem, wie es wolle, jedenfalls fand die Avantgarde der Preußen, Alexander-Grenadiere und Gardeschützen unter dem Oberstlieutenant Grafen von Waldersee, bei Weitem nicht den erwarteten Widerstand und konnte sich Oberbustorfs und des Danewirks bemächtigen. In höchster Eile langten jetzt erst die dänischen Bataillone an, die gesammte preußische Avantgarde und ein Bataillon des Gros griff ein, und es entspann sich in Bustorf selbst, wie auch um das Hadebher Holz, den Riesberg und die Ziegelei ein lebhafter Kampf. Unter großen Verlusten stürmten die preußischen Grenadiere das verschanzte, von dänischen Jägern vertheidigte Lusthaus, und warfen die wiederholten Angriffe der Dänen von Nord- auf Südbustorf zurück. Bei der dritten Wiederholung des Sturmes blieb der Führer der Dänen, Oberstlieutenant Magius, selbst tot auf dem Platze, seine Leute wichen zurück und mit ihnen zusammen drangen die Preußen in Niederbustorf ein. Bald darauf wurde nach blutigem Kampfe auch die Ziegelei genommen, und die flüchtenden Dänen größtentheils in einen sumpfigen todten Arm der Schlei, die Otterkuhle, gesprengt, in deren Fluthen viele ertranken¹, und der Sieg schien hier entschieden, als den Dänen ein kühner Angriff gegen die linke Flanke und den Rücken des Feindes glückte. Mit zwei Bataillonen und 2 Geschützen erschien plötzlich der dänische Oberst von Bülow südlich des Bustorfer Teiches, zwang die hier aufgefahrenen preußischen Batterien zu eiligstem Rückzuge und drang unaufhaltsam bis zu dem Danewirk vor, auf welchem er von Neuem den Danebrog aufpflanzte.

Es hatten jedoch schon früher die in der Avantgarde der linken Seitencolonne Bonins befindlichen Truppen — je 1 Ba-

¹ Es sollen im Ganzen nur 5 Mann von den Jägern entkommen sein. Generalstabswerk III, S. 232.

taillon des 31. und 20. Regimentses — den Befehl erhalten, ihr Detachement zu verlassen und an dem Kampfe gegen Bustrorf Theil zu nehmen. Zwar vermochten ihre Pflänkerlinien, welche sich schon seit einiger Zeit westlich von Bustrorf ausgebreitet hatten, nicht, dem Vordringen des Feindes Halt zu gebieten; doch wurde immerhin so viel Zeit gewonnen, daß die — ursprünglich gleichfalls zu dem Detachement Bonins gehörigen — beiden Bataillone des 2. Infanterieregimentses auf dem Kampfplatze erscheinen und, von den Abtheilungen des 20. und 31. Regimentses unterstützt, das Danewirk mit stürmender Hand nehmen konnten. Unter großen Verlusten flüchteten die Dänen zurück. Ihre Fahne wurde nur durch die Entschlossenheit des Trägers gerettet, welcher sich in den Bustrorfer Teich stürzte und schwimmend Friedrichsberg erreichte.

So war dieser „kritische Moment“, wie ihn Wrangel selbst in seinem Berichte bezeichnete, glücklich vorübergegangen. Ganz Bustrorf und das Danewirk war in den Händen der Preußen und es schien dringend geboten, die errungenen Vortheile weiter auszunützen. Nichtsdestoweniger faßte Wrangel den Entschluß, das Gefecht abzubrechen, ein Entschluß, dessen Motive wohl weniger in strategischen als politischen Erwägungen zu suchen waren. Den Rahmen einer Recognoscirung hatte das Gefecht allerdings längst überschritten, allein die Vortheile, welche man durch den unvermutheten Angriff den Dänen entriß, waren zu groß, als daß die kämpfenden Truppen sich zur Preisgebung des Errungenen hätten entschließen können. Unter der Führung des Grafen Waldersee drangen die Grenadiere und Jäger hinter dem zurückgehenden Feinde in Schleswig ein und besetzten Friedrichsberg, den südlichsten Theil der Stadt.

Zu gleicher Zeit hatte sich auf dem linken Flügel ein heftiges Gefecht entsponnen. Die Colonne Bonins, von welcher, wie erinnerlich, 4 Bataillone auf dem Marsche zur Unterstützung des Kampfes bei Bustrorf detachirt worden waren, hatte, nur noch 3 Bataillone, 1 Kürassierregiment und einige Geschütze stark, den sog. Rühgraben erreicht und machte hier, tausend Schritt vor dem Danewirk, Halt. Das Letztere schien vom Feinde besetzt zu sein, ohne daß man jedoch die Stärke der

thatsächlich sehr schwachen dänischen Abtheilungen zu erkennen vermochte. General von Bonin machte mit seinen Truppen Halt, wartete das Herankommen des schleswig-holstein'schen Detachements ab, welches in einer Stärke von 2 Dragonerregimentern, 3 Infanteriebataillonen, 2 Jägercompagnieen und 4 Geschützen unter Oberst Fabricius folgte, und ließ durch dieses einen Angriff auf das Dorf Groß-Danewirk ausführen. In ihrer linken Flanke bedroht, räumten die Dänen nunmehr sofort die Verschanzung und zogen sich auf der Flensburger Straße nach dem Dorfe Husby zurück.

Die Deutschen folgten und zwar mit solchem Ungestüm, daß eine feindliche, bei Husby aufgefahrne Batterie die Hülfe der Reiterei in Anspruch nehmen mußte, um ihren Rückzug auszuführen. Eine Schwadron des dänischen 6. Dragonerregimentes unter Rittmeister von Würzen ging in Carriere auf dem sog. Ochsenwege vor und attackirte in langgestreckter Colonne mit solchem Ungestüm, daß die vorfahrende preußische Haubizenabtheilung — 4 Geschütze unter Lieutenant Pözel I. — keine Zeit zum Umkehren fand. Die Geschütze fuhren durch- und in einander, so daß ein wirrer Knäuel entstand, General von Bonin selbst vermochte sich kaum zu retten, Lieutenant Pözel schlug sich vor der Batterie mit einem Haufen Dragoner herum¹, es war ein Augenblick der höchsten Gefahr, als von allen Seiten die Tirailleurs des 20. Infanterieregimentes erschienen und ein mörderisches Feuer auf die feindlichen Reiter eröffneten. Eiligst wandten diese ihre Pferde zur Umkehr, allein es war zu spät. Der größte Theil der tapferen Schwadron, weit über 100 Mann, fiel unter den preußischen Kugeln; unter ihnen der Führer der Attacke, von Wedell-Wedellsborg² und der

¹ Derselbe hatte im Jahre vorher an den Kabylenkriegen in Algier Theil genommen und sich besondere Fertigkeit in der Führung des Kürassierpallasches erworben, welche ihm hier sehr zu Statten kam. Generalstabswerk, S. 284.

² v. Wedell stürzte, selbst unverwundet, mit seinem erschossenen Pferde. Zwei seiner Unteroffiziere warfen sich auf ihn und deckten ihn mit ihrem Leibe. Das preußische Generalstabswerk erkennt wiederholt die Tapferkeit der dänischen Dragoner bei diesem Angriffe an.

Standartenträger. Nur vereinzelt Haufen gelang es, die Reihen der ihrigen wieder zu erreichen.

Mit dieser Attacke nahm der Kampf auf dem linken Flügel ein Ende. Die Dänen räumten Husby und zogen sich, nur wenig durch Geschützfeuer verfolgt, in nördlicher Richtung zurück.

Der dritte und letzte Theil der Schlacht spielte sich vor Schleswig selbst ab. Von Friedrichsberg, welches die Preußen bereits besetzt hatten, zog sich ein sumpfiges Terrain bis zu dem Gottorper Teiche hin, in dessen Mitte sich das feste Königsschloß Gottorp erhob. An dieses schlossen sich dann, im Nordosten an der Schlei gelegen, die übrigen Theile der Stadt, der Vollsfuß und die Altstadt an. Gottorp selbst war von den Dänen stark besetzt; man sah die Bärenmützen ihrer Garde über die Zinnen des Schlosses hervorragen. Außerdem war eine Reihe fester, zwischen Friedrichsberg und Gottorp gelegener Punkte, das Pulverholz, die Pulvermühle und die Annettenhöhe, sowie der weiter nördlich befindliche Thiergarten eingenommen.

Gegen vier Uhr Nachmittags eröffnete das 2. Infanterieregiment den Angriff auf diese Stellungen; es folgte das Bataillon des 20. Regimentes, dann eine schleswig-holstein'sche Abtheilung von Jägern, Infanteristen und einer Batterie, sowie die Braclow'schen Scharfschützen. Das Gefecht um die Pulvermühle und namentlich um das Lusthaus auf der Annettenhöhe war ein höchst erbittertes. Erst nach einstündigem, blutigem Kampfe zogen sich die Dänen, deren Führer, Major von Schepeleren, zum Tode getroffen worden war, gegen Schloß Gottorp zurück, auf welches letzteres die preußischen Geschütze von dem Erdbeerberge ein heftiges Feuer eröffneten.

Ein glücklicher Zufall kam jetzt den Deutschen zu Hülfe. Der Commandant Gottorps, Oberst Juel, hatte die falsche Nachricht empfangen, die Preußen seien bereits über die Schlei in dem Vollsfuß und der Altstadt eingerückt und bedrohten seinen Rücken. Um nicht abgeschnitten zu werden, räumte er um sieben Uhr das Schloß, ganz gegen die Absicht des dänischen Generals Hedemann, welcher eben Verstärkungen nach dem Kampfplatze abgeordnet hatte. Zugleich war auch der Thiergarten den Dänen in einem

erbitterten Kampfe entrisfen worden¹. Um 9 Uhr Abends war die Schlacht entschieden; die Preußen zogen in Schleswig ein.

Die „Schlacht bei Schleswig“, wie sie offiziell bezeichnet wurde, war, was die Mannschafftsstärke und die Verluste der beiderseitigen Truppen betrifft, keine Schlacht im modernen Sinne. Denn Alles in Allem standen sich nach der Berechnung des preußischen Generalstabes² am 23. April 16400 Deutsche und rund 10000 Dänen gegenüber. Auch die Verluste waren verhältnißmäßig nicht groß. Die Preußen hatten 3 Offiziere³, 3 Unteroffiziere, 39 Mann an Todten, 16 Offiziere, 20 Unteroffiziere, 242 Mann an Vermundeten, 22 Mann an Vermißten eingebüßt. Die Schleswig-Holsteiner verloren 1 Offizier⁴, 6 Unteroffiziere und Gemeine an Todten, 1 Offizier, 32 Mann an Vermundeten, 89 Mann an Vermißten, darunter 60 Gefangene. Die Dänen gaben ihre Einbuße auf 47 Offiziere,

¹ „Es war ein eintöniger, aber fürchtbarer Kampf gewesen“, schreibt der Braclower Scharfschütze Prinzhausen. „Jede Spanne des Waldes mußte erkämpft werden, und nur das Hurrah, welches die Dänen nicht ertrugen, brachte uns vorwärts. Die Feinde standen uns oft Aug' in Aug', so daß wir nur zugreifen brauchten, um Gefangene zu machen. Es war die Tapferkeit der Pommern, der wildfreudige, alles befeelende Muth, welcher entschied. Mitten unter Leichen und Vermundeten, die rechts und links stürzten, immer dieselbe Freudigkeit, dieselbe Todesverachtung, aber auch dieselbe Mordlust. . . . Noch vor jener freien Wiese stand neben mir ein Pommer, der immer freudiger jauchzte, je heißer es herging. «Schieß' Den oder Jenen da, Schütz'!» rief er mir zu, da er das Ziel für seine Muskete zu weit glaubte. Und wenn der Rothrock sank, jauchzte er auf. Kurz darauf stellte er ruhig sein Gewehr gegen den Baum, rief: «Schieß' für mich mit, Kamerad», lief dreimal im Kreise herum, fiel nieder und war nicht mehr.“

² Generalstabswerk, S. 187.

³ Premierlieutenant von Grone, vom 26. Infanterieregiment, dem Alexanderregiment attachirt (von Grone war eben erst aus dem mexicanischen Feldzuge, welchem er als Freiwilliger beigewohnt, zurückgekehrt und am Morgen des 23. bei dem Regimente eingetroffen). Secondelieutenant von Kuhlentjerna (Regiment Alexander), Secondelieutenant und Adjutant von Kalkreuth (2. Infanterieregiment). Tödlich verwundet waren Hauptmann von Normann und Premierlieutenant von Berg, beide vom Franzregiment.

⁴ Königlich bayerischer Lieutenant und Führer beim Jägercorps Waldmann.

darunter allein 7 Stabsoffiziere, und 268 Mannschaften an. Thatsächlich mochten sie wohl nach der Angabe des preußischen Generalstabes zwischen 500 und 600 Mann und 150 Gefangene verloren haben. Die unverhältnißmäßig große Anzahl der gebliebenen Offiziere zeigt, daß es den Führern der Dänen nicht an Tapferkeit mangelte.

War somit die Schlacht selbst keine besonders große oder blutige, so waren ihre Folgen doch, wie sich bald ergeben sollte, sehr bedeutend. Man hat es General Wrangel oft zum Vorwurf gemacht, daß er am 23. April nicht entschlossen und rasch genug verfuhr, daß er die Angriffsbewegungen mit zu geringen Kräften ausführen ließ und dadurch verzögerte. Man beschuldigte ihn selbst, er habe, vielleicht absichtlich, die gesammte dänische Armee, welche er in Schleswig habe gefangen nehmen können, entkommen lassen. Dem gegenüber muß vor Allem darauf hingewiesen werden, daß die preußischen Truppen am 23. April zum ersten Male seit 33 Jahren im Feuer standen — ein Theil ihrer Regimenter hatte allerdings auch am 18. März in Berlin mitgekochten, — und an Frictionen, Stockungen, Mißverständnissen, selbst Fehlgriffen, konnte es trotz des Muthes der einzelnen Offiziere und Soldaten nicht mangeln¹. Die Dänen waren bereits wiederholt, bei Bau, Grusau, Altenhof, Harzhof im Gefecht gewesen und schlugen sich mit unleugbarer Tapferkeit. Ferner hatte sich die Schlacht des 23. aus einem Recognoscirungsgefechte ohne Wissen und Willen des commandirenden Generals entwickelt, welcher dadurch, bei den räumlich weit getrennten Kampfplätzen und dem schwierigen Gelände, die Leitung der Bewegungen zu großer Theile verlor. Allerdings aber ist

¹ Auch die Haltung der Truppen zeigte, wie dies wohl erklärlich, ab und zu leichte Schwankungen. Bei dem Angriffe auf das Nissen'sche Lusthaus trat ein Moment ein, „wo ein diesseitiger Tirailleurzug einen bereits besetzten Knick erst einzeln, dann truppweise verließ und ohne Befehl zurückging. Aber der General von Möllendorf, welcher zu Fuß in der Nähe des Dorfes stand, sah dies nicht sobald, als er auch sofort selbst mit Mühe durch und über mehrere Knicks kletternd an Ort und Stelle eilte und die Zurückgegangenen «wieder vor donnerte und wetterte» —“. Generalstabswerk, S. 216.

es nicht ausgeschlossen, daß der General vielfach von anderen als militärischen Bewegungen geleitet wurde.

Gleichzeitig mit der Schlacht bei Schleswig hatte auch bei Missunde ein Gefecht stattgefunden. Dorthin war, wie erinnerlich, ein schleswig-holstein'sches Detachement — ein Bataillon, 6 Geschütze, eine halbe Schwadron und der größte Theil der Freischaaren — unter Major v. Zastrow entsandt worden, um die Schlei zu überschreiten und so die linke Flanke der Dänen zu bedrohen. Am Morgen des 23. ging Zastrow gegen Missunde vor, welches eine seinen Truppen an Zahl ungefähr gleiche dänische Abtheilung besetzt hielt, eröffnete ein heftiges Artilleriefeuer und demontirte die beiden feindlichen Geschütze¹.

Gegen Mittag traten die Dänen plötzlich den Rückzug über die Schlei an. Es war nämlich schon in der Nacht vom 22. zum 23. eine Abtheilung von 60 Freischärlern unter Lieutenant Aldoffer bei Stubbe über die Schlei gesetzt und hatte daselbst auf eigene Faust Unternehmungen begonnen. Bei Broderbye überrasschte Aldoffer eine Abtheilung Dragoner, nahm 1 Offizier und 10 Mann gefangen, und bewirkte dadurch, daß der in Missunde commandirende dänische Oberstlieutenant von Harthausen, zu dessen Abtheilung jene Reiter gehörten, sich im Rücken bedroht glaubte und, wie berichtet, eiligst über die Schlei zurückging. Noch nicht zufrieden mit diesem Erfolge jagte Aldoffer mit 12 Mann auf einem Bauernwagen einem dänischen Convoi nach, der sich in der Nähe befand, holte denselben ein, machte die Begleitmannschaft zu Gefangenen und erbeutete eine Reihe Wagen mit Kriegsgeräth nebst einer Summe von 2500 Thalern. Auch dieser zweite kede Ueberfall hatte wichtige strategische Folgen, indem er das im Idstedter Holze bivouakirende Gros der dänischen Armee bestimmte, den weiteren Rückzug auf Flensburg anzutreten. Die folgenden Unternehmungen der Freischaar waren weniger glücklich; zwar gelang es ihnen am nächsten Tage, noch mehrere Offiziere zu Gefangenen zu machen

¹ Hier ereignete sich der merkwürdige Fall, daß eine deutsche Geschütz-
kugel gerade in das Rohr einer dänischen Kanone flog und dasselbe
spaltete. Generalstabswerk, S. 326.

und eine Abtheilung Jäger zu überraschen, doch wurden sie bald darauf von einer Dragonerschwadron angegriffen und auseinandergesprengt. Erst am Abend konnte Adoffler seine Leute wieder sammeln.

Die dänische Armee hatte, wie bereits erwähnt, bei Idstedt in einer ziemlich festen Stellung die Nacht zugebracht und rückte am frühen Morgen des 24. nach Flensburg weiter, durch eine starke Arrieregarde gedeckt. Die Preußen verblieben zunächst ruhig in ihren Stellungen; denn die Verfolgung des geschlagenen Feindes war der Bundesdivision, welche Tags zuvor nicht in das Feuer gekommen war, übertragen. Am frühen Morgen brach Falkett auf, marschirte mit seinen Truppen über das Schlachtfeld von Bustorf durch Schleswig nach Idstedt. Die preussischen Brigaden folgten in zwei Colonnen, als Rückhalt, ohne an diesem Tage in das Gefecht einzugreifen. Der Marsch ging nicht allzusehr vor sich; das Wetter war ungünstig und beim Idstedter Krüge kreuzten sich die Colonnen, so daß ein Aufenthalt von mehreren Stunden entstand. Erst gegen 4 Uhr Nachmittags stieß die Vorhut der Bundesstruppen, hannover'sche und braunschweig'sche Infanterie, mecklenburg'sche Jäger und Dragoner und hannover'sche Husaren, in der Gegend von Deversen auf die dänische Arrieregarde.

An dem sog. Billshauer Krug entspann sich ein hitziges Gefecht; die Braunschweiger und Hannoveraner, welche an diesem zum ersten Male das Pfeifen der Kugeln hörten, gingen entschlossen vor und trieben den Feind zurück, wenn auch eine auf Wrangels speciellen Befehl unternommene Attacke der mecklenburg'schen Dragoner in dem sumpfigen Gelände mißglückte. Inzwischen hatten die hannover'schen Husaren den Feind umgangen, griffen an, sprengten das 5. Dänische Dragonerregiment gänzlich aus einander und erbeuteten dessen Standarte. Der Oberst wurde mit 45 Dragonern gefangen genommen. Die Dänen gingen in großer Unordnung nach Flensburg zurück. Sie hatten allein an Gefangenen 8 Offiziere und 282 Mann verloren. Von Seiten der Bundesstruppen war der braunschweig'sche Generalstabsoffizier Prifer tödtlich verletzt, 2 Unteroffiziere geblieben. Verwundet waren 1 Offizier und 18 Mann.

Die Hauptmasse der dänischen Armee befand sich inzwischen in Flensburg, wo um fünf Uhr Nachmittags die Nachricht von dem Gefechte am Billshauer Kruge eintraf. Eine förmliche Panik brach in Folge dessen unter dem bereits entmuthigten Heere aus; die Furcht vor den „Preuseuen“ erreichte einen solchen Grad, daß ein noch in der Nacht unternommener Angriff der Deutschen möglicher Weise hätte den ganzen Feldzug beenden können. Allein ein solcher fand nicht statt; die Bundestruppen waren von dem langen Marsche des Tages erschöpft und die Preußen langten erst spät am Abend an. Die Dänen gewannen Zeit, am nächsten Tage in ziemlicher Ordnung nach dem Sundewitt zu marschiren und von hier im Laufe des 25. größtentheils nach Alsen überzugehen. Auch die Besatzung Eckernfördes schiffte sich nach der Insel ein, so daß in ganz Schleswig — von einigen nach Jütland ziehenden Reiterabtheilungen abgesehen — kein Däne mehr stand. Flensburg war schon am Morgen des 25. von den Freicorps besetzt worden; die regulären Truppen folgten im Laufe des Tages, während dessen noch eine Kanonade mit dänischen Kriegsschiffen stattfand, und das Hauptquartier schlug seinen Sitz in der Stadt auf.

3.

Die Kämpfe im Sundewitt.

Das Napoleon'sche Wort, daß im Kriege nichts unmöglich sei, kann keine schlagendere Bestätigung finden, als durch einen Vergleich zwischen den Kriegsoperationen, welche die deutschen Heere 1848 und 1864 vor Alsen ausführten. Einen Uebergang auf Alsen hielt man 1848 so ziemlich für unmöglich, obwohl damals die Chancen im Vergleiche zu den Ereignissen von 1864 insofern weit günstiger lagen, als die Waffen noch lange nicht die später erreichte Tragweite und Präcision besaßen und eine Windstille die zumeist aus Segelschiffen bestehende dänische Kriegsflotte zur Bewegungslosigkeit verurtheilen konnte. Trotzdem wurde der Gedanke, die Dänen in ihrem eigenen Lande

aufzusuchen, zwar im Hauptquartier aufgeworfen, aber nie ernstlich zu verwirklichen gesucht¹.

So blieben denn die Dänen unbelästigt auf der Insel, welche für sie den Werth einer uneinnehmbaren Festung größten Maßstabes besaß. Hier vermochten sie ihr Heer zu organisiren und zu verstärken und konnten in jedem ihnen günstig erscheinenden Augenblicke unter dem Schutze der Kanonen von Sonderburg, welche die gegenüberliegende Küste beherrschten, auf das Neue an dem Sundewitt landen.

Deutscherseits beschloß man, auf der letztgenannten Halbinsel ein Beobachtungscorps — die mobile Division des 10. Bundescorps — stehen zu lassen. Mit den übrigen Truppen wollte Wrangel in Jütland einrücken, um durch die Besetzung dieser nationaldänischen Provinz einen Druck auf den Gegner auszuüben. Gleichzeitig traf das Generalcommando eine wichtige Maßregel, deren Erklärung sich in den Grundsätzen der Wildenbruch'schen Note findet. Zwischen den Freicorps und den preußischen Truppen, zumal den Garderegimentern, bestand, wie dies nicht anders zu erwarten war, ein Verhältniß, welches den geraden Gegensatz einer Kriegskameradschaft bildete. Die preußischen Truppen betrachteten die zuchtlosen, wenn auch oft tapfer kämpfenden Freischärler über-

¹ Man vergleiche folgende „Geheime Ordre“, welche Wrangel am 28. April von seinem Hauptquartiere Apenrade an Halkett erließ. (Abgedruckt v. Siehart, S. 80.)

„Vom 10. Armeecorps sind Vorbereitungen zum Uebergang nach der Insel Alsen zu treffen und hierzu die nöthigen Hölzer zu Flößen zu requiriren. Auch sind auf angemessenen Punkten Verschanzungen anzulegen, sowohl um den eigenen Uebergang zu sichern, als auch einen feindlichen abzuwehren.

Zur Bekleidung der Strandbatterieen ist die Anfertigung von Faschinen einzuleiten. Alle diese Vorbereitungen sind nur zum Scheine zu treffen, aber mit Kraft durchzuführen, um die Täuschung des Feindes soviel als möglich zu bewirken.

Der Oberbefehlshaber der Armee
gez. v. Wrangel.“

Es sei hierbei erwähnt, daß zwischen Wrangel und Halkett des Ofteren Meinungsverschiedenheiten herrschten, welche das Gelingen der gemeinsamen Operationen nicht eben förderten. (Vergl. Siehart, S. 98, 118, 125 u. a. D.)

haupt nicht als Soldaten, während jene wiederum in den preußischen Grenadieren und Musketieren die „Söldlinge“ sahen¹. Gegenseitige Verhöhnungen, Beschimpfungen und Thätlichkeiten

¹ In der offiziellen Darstellung der Kriegsereignisse durch die kriegsgeschichtliche Abtheilung des großen Generalstabes findet sich (S. 336 und 337) wörtlich folgende Stelle: „So ermüdet die Mannschaft (des von der Tann'schen Freicorps) von dem etwa 4 Meilen weiten Marsch, unter öfterem Regen und auf sehr schlechten, schlüpfrigen Wegen auch war, so benutzten doch nur die Wenigsten die voraussichtlich nur kurze Zeit zur Ruhe. Diese «aufgeregteste und geistreichste Kriegsbande, die wohl je ein Führer die seinige genannt», dachte nicht an Ruhe, nicht an Schlaf, — «das wollte sich erst nach den Mühelosigkeiten des Tages in eine behagliche Stimmung versetzen, das lachte, sang, räsonnirte, stritt und machte Ansprüche an die Bewirthung, die freilich für gewöhnliche Zeiten bescheiden genug waren, jedoch von den bereitwilligsten Einwohnern nicht immer, und in der Lage, und bei dem Zugreifen so vieler Hände sich befriedigen ließen». — «Herr Major, es ist unmöglich, daß alle Leute in diesem Hause unterkommen!» rief man dem Commandeur von der einen Seite entgegen. Und «nicht 'mal Schinken und Eier können wir bekommen in diesem Neste», lauteten Klagestimmen von anderen Seiten her. Der Major von der Tann hatte länger als eine Stunde zu thun, «bis er sich von diesen häuslichen Angelegenheiten seines Corps losreißen konnte.» —

„Der Leser mag sich nach dieser Schilderung aus einer Freischärlerfeder (Dr. Wienbarg's), die das Alles gar anziehend und romantisch fand, und der wir hier nur nachschreiben, um einen unverwerflichen Beleg mehr zur Charakteristik dieser «von dem Brausen der Zeit berauschten» und für die «Herren der Zeit» sich haltenden Kriegsbillettanten zu geben — der Leser mag sich, sagen wir, nach dieser Schilderung weiter ausmalen, welche Angst und Pein, welche Last und Beschwerde diese Gäste in jedem Orte verursachten, der sie aufnehmen mußte. Welche widrigen und gefährlichen Conflictte überall in Aussicht standen, wo diese Schaaren, mit ihrer Undisciplin und ihren Präntensionen, mit regulären Truppen zusammen kamen; wie unerlässlich es war, beide stets aus einander zu halten; wie unendlich schwierig die Stellung jener Offiziere war, welche die Last der Führung dieser Corps übernommen hatten; wie viel Selbstverleugnung und Selbstüberwindung einerseits, und wie viel Energie und Festigkeit, und ein wie sicherer Tact andererseits dazu gehörten, um in dieser Stellung überhaupt, mit voller Integrität ihrer militärischen Würde und Charge, auszubauern, sodann aber in derselben eine solche Autorität zu üben, daß der jeder strengen, militärischen Zucht und Ordnung abgeneigte, ja feindselige Sinn solcher Untergebenen, das Maß des Zulässigen nicht jeden Augenblick überschreiten konnte, — endlich, wie

waren, sobald preußische Truppen und Freischärler in den gleichen oder in benachbarten Quartieren lagen, unvermeidlich.

Am 27. waren die Freischaaren von Flensburg nach Tondern entsendet worden, wo sie am 28., von der Bevölkerung jubelnd empfangen, einmarschirten. Am nächsten Tage theilte Major von der Tann seiner Mannschaft den überraschenden Befehl des Generalcommandos mit, jeden Freischärler, welcher nunmehr nach der Befreiung Schleswig-Holsteins in die Heimat zurückkehren wolle, zu entlassen. Allerdings beschloßen die Freischaaren daraufhin fast einstimmig, bei der Fahne zu bleiben, brachen am 30. April auf und überschritten am 2. Mai die Königsau, um an dem Einmarsche in Jütland Theil zu nehmen. Allein schon am nächsten Tage kam es in Rolding zu neuen, ärgerlichen Händeln mit der dort liegenden preußischen Garde. In Folge dieser neuen Auftritte schrieb von der Tann noch am 3. Mai im Auftrage der Freischaaren einen Brief an das Generalcommando der Herzogthümer, in welchem er um die Enthebung der Freicorps von der Kriegspflicht bat, da jene und das reguläre Militär sich „in Vertretung verschiedener Principien“ gegenüberständen.

Erst am 8. Mai langte bei den Freischärlern, welche inzwischen in dem jütländischen Dorfe Bylling lagen, die Antwort des Prinzen von Noer an. Sie bewilligte den Freischärlern, wenn auch in höflichster Form, den Abschied. Die Corps traten daraufhin sofort den Rückzug an und trafen am 17. Mai in Rendsburg ein. Nochmals wurde hier eine kriegerische Operation unternommen, indem in der Nacht des 21. eine Anzahl Frei-

viel Ueberlegung, Berechnung und zugleich Mäßigung auf Seiten des General- und des Armeecommandos nöthig war, um dieses Element, das als ein «berechtigtes» einen Platz in der engeren Gemeinschaft des Armeecorps und in der weiteren der Armee angewiesen erhalten hatte, das aber ein «besonders berechtigtes» zu sein vermeinte und als solches auch einen entsprechenden Platz beanspruchte, so zu handhaben und zu dirigiren, daß es die Dienste, zu denen es von seinen guten Seiten aus (Unternehmungslust und tapferer Muth) fähig war, leistete, ohne mit seinen negativen Eigenschaften in den regelrechten Functionen der Heeresmaschine und in dem regelmäßigen Gange der Kriegführung fühlbare Frictionen zu erzeugen!" — Soweit der preußische Generalstab.

schärler unter Führung eines Capitäns Hansen die vor dem Hafen kreuzende dänische Fregatte „Galathea“ zu überfallen versuchte. Der schlecht geplante und geleitete Handstreich mißglückte jedoch völlig, indem die deutschen Boote die „Galathea“ überhaupt nicht auffanden.

Inzwischen hatte die provisorische Regierung sich in Betreff der Freischaaren anders besonnen. Sie knüpfte neue Unterhandlungen mit von der Lann an, in welchen der Letztere sich verpflichtete, die gesammten Freicorps zu einer Abtheilung von 1200 Mann zu vereinigen, militärisch zu organisiren und unter der Kriegsdisciplin zu halten. Diese Bestimmungen wurden angenommen und die neugeformirten Freischaaren rückten zum zweiten Male auf den Kriegsjchauplatz ab.

General Wrangel war während dieser Zeit mit den preussischen Truppen gegen Jütland gezogen, überschritt am 2. Mai die Grenze und nahm schon am nächsten Tage die Festung Fridericia in Besitz. Ein Manifest erklärte den Jüten, daß Wrangel „nicht in feindlicher Absicht“ zu ihnen komme und schloß mit den Worten: „Jütländer! nehmt meine Truppen gastfrei auf. Ihr sowohl als Eure Weiber und Kinder werden dann eben so sicher zwischen den edlen deutschen Kriegern sein, welche ich anzuführen das Glück habe, als unter Euren eignen Brüdern.“

Die Gefechte, welche in Jütland vorfielen, beschränkten sich hauptsächlich auf Kanonaden mit den dänischen Kriegsfahrzeugen; denn die wenigen feindlichen Landtruppen hatten sich bei dem Nahen der Preußen in Alborg und Marhuus eingeschifft. Am 8. Mai näherte sich der Dampfer „Hecla“ mit 6 Kanonenschaluppen der Festung Fridericia und eröffnete ein heftiges Bombardement, welches von den Preußen unverzüglich erwidert wurde. Die Verluste waren beiderseits nicht groß; dagegen hatte die Stadt nicht unbedeutend gelitten. Ein beinahe völlig leeres Pulvermagazin war niedergebrannt und auch das königliche Schloß in Fridericia stark beschädigt worden. Einige Bürger blieben todt und verwundet.

Leider ließ sich Wrangel dazu hinreißen, als „Repressalie“ für die Beschießung der Festung das am Strande von Fühner

gelegene Dorf Strüb sowie die ebendort befindliche offene Stadt Middelfarth zu bombardiren und den erstgenannten Flecken, in welchem die bei dem Seegefechte verwundeten dänischen Matrosen lagen, in Flammen zu setzen. Der dänische Flottenbefehlshaber Steen Bille protestirte entschieden gegen diese Maßnahmen, „die bisher in den Kriegsgeschichten civilisirter Nationen unbekannt“ seien, und drohte, „eine grausame Rache an den Seestädten der Ostsee zu nehmen“, worauf Wrangel erwiderte, „daß für jedes Haus, welches die dänische Marine an deutschen Küsten in Brand schießen sollte, ein Dorf in Jütland brennen“ werde.

Es fanden noch mehrfach Strandgefechte statt, deren Resultat gewöhnlich in keiner Weise dem Munitionsaufwande entsprach. Mit einigen schleswig-holstein'schen Bataillonen machte Major von Zastrow einen Streifzug nach dem Norden Jütlands und schrieb in Veile umfassende Requisitionen aus. Als Ersatz für die gekaperten deutschen Handelsschiffe legte Wrangel ferner den Jütern eine Contribution von 2 Millionen Species (9 Millionen Mark) auf, welche am 28. eingetrieben werden sollte.

Der General kam nicht dazu, seine Drohung zu verwirklichen. Raun war es bekannt geworden, daß die Preußen auf nationaldänisches Gebiet einzurücken im Begriff seien, als sich die fremden Mächte mit verdoppeltem Eifer in die dänischen Händel mengten. Rußland entsandte den Diplomaten von Gwers zu Wrangel, um ihn zur Räumung Jütlands und zum Abschlusse eines Waffenstillstandes zu bewegen, und protestirte mit Schweden und England am 5. Mai in Berlin gegen das Verfahren des deutschen Bundes. England hatte schon am 28. April sich zum Vermittler angeboten, Schweden ferner ein Corps von 12000 Mann bei Malmö zusammengezogen, von welchem im Juni beinahe die Hälfte nach Fühnen übersezte. Anfangs hatte auch Schweden die Räumung Jütlands gefordert, war aber dann durch die Drohung Preußens, die Truppen in Schleswig zu verstärken, auf die Ankündigung zurückgekommen, daß es Dänemark bei einem Angriffe der Deutschen auf die dänischen Inseln mit Waffengewalt unterstützen werde.

Es zeigte sich mithin, daß die Besetzung Jütlands neue diplomatische Verwickelungen, an welchen es schon ohnedies nicht

fehlte, im Gefolge hatte. Strategisch war ferner die dauernde Occupirung der Provinz eine schwierige und gefährliche Aufgabe, da von Alsen aus die Dänen, nur durch die Bundesdivision gehemmt, den Rücken Wrangels bedrohten. Für die Armee endlich war der Aufenthalt in dem schmutzigen, öden und unwirthlichen Lande ein wenig erfreulicher.

Unter diesen Umständen wartete Wrangel die Bezahlung der ausgeschriebenen Contribution nicht ab. Am 25. Mai brach er in 3 Columnen aus Jütland auf, überschritt die Königsau und befand sich am 28. bereits bei Apenrade und Hoftrup.

Im Sundewitt war bis zu den letzten Tagen des Mai nichts von Bedeutung vorgefallen. Die Bundesdivision hatte dem Befehle gemäß die Halbinsel besetzt, den Vorpostendienst organisiert und die nachmals so berühmt gewordenen Düppeler Schanzen, welche die Dänen verlassen hatten, zerstört. Die Lage der Deutschen blieb immerhin eine gefährliche; der Feind, welcher von Sonderburg auf Alsen aus das gegenüberliegende Ufer bei Sonderburg-Fähr mit seinen Geschützen völlig beherrschte, landete fast täglich Abtheilungen auf dem Sundewitt, die zwar keine ernstlichen Angriffe unternahmen, wohl aber unter dem Schutze ihrer Artillerie bei Sonderburg-Fähr einen Brückenkopf erbauten und offenbar eine Landung der dänischen Gesamtmacht vorbereiteten. Von deutscher Seite geschah wenig, um diese Befestigungsarbeiten zu stören, so daß am 22. Mai, als es bereits zu spät war, General Wrangel von Jütland aus Halkett auffordern mußte, doch nächtliche Unternehmungen gegen den Brückenkopf zu versuchen und Gegenverschanzungen aufzuwerfen zu lassen¹.

Der 27. Mai war bereits herangekommen, ohne daß, von Plänkelleien und Vorpostengefechten abgesehen, ein Zusammenstoß mit dem Feinde stattgefunden hatte. Man glaubte deutscher Seits Alsen nur noch schwach vom Feinde besetzt, und nahm an, daß derselbe seine Hauptkräfte auf Fühnen zusammengezogen habe, um von hier aus an irgend einem Punkte der schleswig'schen Küste zu landen. In Folge dessen war schon am 17. auf

¹ v. Sichert, Tagebuch des 10. Corps, S. 125.

Wrangels Befehl die Division unverhältnißmäßig weit aus einander gezogen worden, so daß die Brigade Marschalck und die hannöver'schen Dragoner in Hadersleben und Apenrade, auf dem Sundewitt mithin nur noch die beiden Brigaden Ranzow und von Schnehen mit entsprechender Reiterei und Artillerie standen. Die beiden letzteren Waffen waren jedoch bei den Terrainverhältnissen der Halbinsel kaum zu gebrauchen. Die sumpfigen Wiesen, die hohen, mit Hecken bedeckten Erd- oder Steinwälle, welche hier noch zahlreicher als sonst in Schleswig-Holstein das Land durchzogen, die zahlreichen Waldparzellen zwischen den reichlich vorhandenen Dörfern, dies Alles machte das Gelände für Pferde völlig ungangbar, und auch Infanterie vermochte in geschlossener Formation nur auf den vielfachen, wirr durch einander laufenden und von hohen Hecken begrenzten Wegen vorwärts zu kommen.

Auf den 28. Mai hatte General Falkett, in der Erwartung, daß an diesem Tage Wrangel, welcher, wie berichtet, am 25. den Rückmarsch aus Jütland angetreten, bei Apenrade eintreffen werde, eine umfassende Stellungsveränderung anbefohlen. Namentlich sollten die beiden seit dem 12. vor Sonderburg auf Vorposten befindlichen oldenburg'schen Bataillone durch Hannoveraner und Braunschweiger abgelöst werden. Man war eben daran, diese Bewegung auszuführen, als gegen 12 Uhr Mittags starke feindliche Abtheilungen bei Sonderburg-Fähr landeten und die deutschen Vorposten angriffen. Erst nachdem ein hartnäckiges Tirailleurgefecht auf den Düppeler Höhen schon Stunden lang gedauert hatte, kam man deutscher Seits zu der Erkenntniß, daß es sich heute um etwas Anderes als einen der gewöhnlichen Vorpostenangriffe handelte. Die Division wurde allarmirt und sammelte sich bei der Rübels-Mühle, wohin sich auch die wenigen Compagnieen, welche bisher den Angriff der Dänen ausgehalten, zurückzogen. Erst gegen fünf Uhr Nachmittags traf General Falkett von seinem weit entfernten Hauptquartire Apenrade aus auf dem Kampfplatze ein, und ordnete bei Rübels-Mühl seine Truppen, Alles in Allem nur 6 Bataillone, 2 Schwadronen Husaren und 3 Batterieen, oder 4000 Mann mit 16 Geschützen. Die in drei Colonnen vorrückenden Dänen, welche, vom Feinde-

unbemerkt, in den vorhergehenden Tagen ihre Streitkräfte auf Alsen zurückgezogen hatten, zählten 13000 Mann mit 24 Kanonen. Die Dänen rückten nach, ohne daß es jedoch zu einem anderen als einem heftigen Artilleriekampfe kam¹. Um nicht von dem Feinde umgangen und abgeschnitten zu werden, trat General Falkett bei Einbruch der Dunkelheit einen geordneten Rückzug an, vereinigte kurz vor Mitternacht bei Ahböl seine Truppen und ließ dieselben zwei Stunden später bei Quars ein Bivouac beziehen.

Die oldenburg'sche Compagnie des Hauptmanns Scharbaum, welche auf dem Marsche nach ihrem neuen Cantonnement abgeschnitten worden war und bereits als verloren betrachtet wurde, langte in zwei Abtheilungen, deren eine der Capitän selbst, die andere der Oberlieutenant Lehmann führte, noch in der Nacht glücklich bei den deutschen Vorposten an. Sie hatte sich mit großem Muth und Geschick mitten durch die Dänen durchgeschlagen, ohne allzugroße Verluste zu erleiden. In ähnlicher Weise gelang es der Compagnie von Ehrenkrook, sich zu retten.

Am nächsten Morgen langte Wrangel selbst, welcher sofort die Brigade Möllendorf zur Unterstützung der Bundesdivision entordert hatte, bei den Vorposten an und ließ eine starke Truppenabtheilung zur Recognoscirung vorgehen. Es kam zu einigen kleinen Zusammenstößen; doch war man beiderseits nicht geneigt, auf einen ernstlichen Kampf einzugehen. Die Dänen hielten den östlichen Theil des Sundewitts besetzt; die vereinigten preußischen, schleswig-holstein'schen und Bundestruppen standen ihnen in der Linie Flensburg, Höckerup, Quars bis gegen Apenrade gegenüber. Hauptquartir war Flensburg, allgemeiner Sammelpunkt Bau.

Es ließ sich nicht leugnen, daß die deutschen Waffen am 28. eine ziemlich empfindliche Niederlage erlitten hatten, eine Niederlage, welche theils die Folge der Wrangel'schen Disposition, theils der Sorglosigkeit des Generals Falkett war. 3 Offiziere (hannöver'scher Capitän v. d. Rnesebeck, hannöver'scher Premier-

¹ Wie v. Sichert erzählt (S. 151), soll es hierbei vorgekommen sein, daß die deutsche Artillerie eine Kuhheerde, in der Meinung, Dänen vor sich zu haben, beschöß.

lieutenant von Windheim, mecklenburg'scher Premierlieutenant von Hirschfeldt) und 27 Mann waren todt, 5 Offiziere, 128 Mann verwundet, 41 Mann „vermißt“, d. h. gefangen. Die Verluste der Dänen sind nicht genau bekannt geworden, mögen aber nicht geringer gewesen sein.

Die nächsten Tage vergingen auf dem Sundewitt selbst ruhig; doch entfalteten die Dänen an anderen Punkten ein große Rührigkeit; sie besetzten Hadersleben und Apenrade und unternahmen von hier aus die ausgedehntesten Streifzüge. Selbst im Westen Schlesiens wurde ein hannöver'scher Posten bei Engumkloster von ihnen überfallen und die Stadt Tondern, in der nur eine holstein'sche Compagnie lag, bedroht. Der braunschweig'sche Oberstlieutenant von Paczewsky erhielt in Folge dessen Befehl, mit einem Bataillone seines Contingentes und 3 Schwadronen hannöver'scher Königsdragoner nach dem bedrohten Punkte aufzubrechen. Am 4. Juni fand der Abmarsch und wenige Stunden später schon ein Zusammenstoß mit dänischen Reitern statt, welcher einen völligen Sieg der deutschen Waffen brachte. Zwei feindliche Offiziere und 23 Gemeine wurden gefangen genommen, unter den Ersteren auch jener Rittmeister von Würzen, dessen Escadron in der Schlacht von Schleswig die tapfere Attacke bei Husby geritten hatte. Am nächsten Tage traf von Paczewsky in Tondern ein und kehrte von hier in einigen Tagen wieder zu der Hauptarmee zurück.

Gleichzeitig führte Major von der Lann mit den neuorganisirten Freischaaren einen kühnen Handstreich aus. Am 6. Juni brach er, angeblich zur Unterdrückung eines Bauernaufstandes in Tondern, aus dem Dorfe Ud bei Apenrade auf, um einen Angriff auf die letztgenannte, von den Dänen besetzte Stadt zu versuchen. Kurz nach Mitternacht traf man auf die dänischen Vorposten, welche sich in heftigem Gefechte auf das Gros zurückzogen. Als die aufgehende Sonne das Kampffeld beleuchtete, wurde das letztere von den Freischärlern so ungestüm angegriffen, daß die Dänen in ungeordneter Flucht sich zerstreuten und selbst ihre Geschütze im Stiche ließen. Von der Lann folgte nach; nur eine Schaar von 25 Mann blieb unter Lieutenant Martens bei den eroberten Kanonen zurück.

Auf dieses kleine Häuflein machte eine Abtheilung von 3 Schwadronen dänischer Reiter — Freiwillige und Gardehusaren — eine entschlossene Attaque, welche die Freischärler hinter einer Hecke standhaft erwarteten. Ein erbitterter Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich hier, in welchem Husaren wie Freischärler mit großer Tapferkeit fochten, doch endlich mußten die Reiter unter großen Verlusten den Rückzug antreten. Fünf- und zwanzig Büchschützen hatten eine an Zahl überlegene und tapfer fechtende Reiterchaar im Handgemenge zurückgeworfen. — Eines der Geschütze war inzwischen allerdings von den Dänen gerettet worden, das andere aber blieb in den Händen des Siegers.

Nach diesem ruhmreichen Gefechte traten die Freischärler, 1 feindliche Kanone, 2 Munitionswagen, 28 Gefangene, darunter 2 Offiziere, und 16 Beutepferde mit sich führend, den Rückzug an. Sie hatten keine Todten auf dem Kampfplatze gelassen; dagegen war ihr Hauptmann von Corneli und 3 Mann tödtlich verletzt. 31 Mann hatten, meist durch die Säbelhiebe der Husaren, Verwundungen empfangen. Die Dänen hatten 73 Mann verloren, ihr Commandeur, Oberst Juel, derselbe, welcher in der Schlacht bei Schleswig Schloß Gottorp geräumt und auch jetzt in Folge dieses Ueberfalles das von ihm besetzte Hadersleben in fluchtähnlichem Rückzuge verlassen hatte, wurde seiner Stellung enthoben und durch General von Bülow ersetzt. Selbst General Wrangel belobte in einem Berichte vom 9. das von der Tann'sche Unternehmen, welches er einen „ebenso kühnen als gelungenen Parteigängercoup“ nannte.

Im Sundewitt hatten sich inzwischen wichtige Dinge ereignet. Am 4. Juni erließ v. Wrangel eine Disposition an seine Generale, welche mit den Worten begann: „Ew. rc. haben aus meinem Tagesbefehle vom 3. ersehen, daß ich zu Ehren des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs von Hannover eine große Parade angeordnet habe. Für den Soldaten im Felde giebt es keine bessere Parade als der Angriff des Feindes. — Die Parade am 5. wird darin bestehen, daß wir den Feind gemeinschaftlich angreifen, da, wo wir ihn in unserem Bereiche finden und ihn dort vom Festlande Schleswigs bis unter den Schutz seiner Kanonenboote zurückwerfen.“

Der Angriff sollte in drei Colonnen erfolgen. Die erste, aus der Brigade Möllendorf bestehend, war bestimmt, eine Bewegung gegen Apenrade auszuführen, die zweite, Brigade Bonin, sollte den Brückenkopf bei Sonderburg stürmen, um so dem Feinde den Rückzug nach Alsen abzuschneiden, die dritte endlich, aus den Bundesbrigaden von Schnehen und Marschalck zusammengesetzt, den eigentlichen Angriff in der Richtung gegen Abhüll und Nübel ausführen.

Der Plan war kühn und konnte, wenn auch die Dänen die Düppeler Höhen inzwischen stark befestigt hatten, wohl gelingen; allein die Ausführung ließ Manches zu wünschen übrig, und es scheint sogar, als ob man in dem Hauptquartiere trotz der erlassenen Disposition nichts Anderes als eine große Reconnoissance beabsichtigte.

Kurz vor 11 Uhr Vormittags rückte General Falkett, nachdem er an seinem Rendez-vous-Punkte, Schloß Gravenstein, eine Stunde auf die Entwicklung der Brigade Bonin gewartet, zum Angriff vor. Bei Nübel-Mühle entspannen sich die ersten heftigen Gefechte. Die Vorposten des Feindes hielten hier einige Zeit Stand, zogen sich dann aber nach den rückwärts gelegenen Dörfern Stenderup und Nübel zurück. Die Deutschen drängten unaufhaltsam nach; mit stürmender Hand nahm die Brigade von Schnehen den ersten Flecken, während gleichzeitig General von Marschalck mit seinen Bundestruppen und dem dazu gehörigen Freicorps des Majors von Jensen-Lusch in Nübel eindrang und die Dänen noch aus einer weiteren Stellung an der „Büffelkoppel“ zurückwarf.

Damit war der erste Theil des Kampfes beendet. Um den Angriff gegen die eigentliche Stellung der Dänen, die Düppeler Höhen und den Sonderburger Brückenkopf, zu beginnen, mußte man die Unterstützung der Preußen abwarten, welche als linke Flügelcolonne von Laygaard über Ulderup und Satrup gegen die rechte Flanke und den Rücken der dänischen Stellung operiren sollten. Kurz nach zwei Uhr Mittags war General von Bonin in Satrup eingetroffen, hatte hier ein Bataillon zurückgelassen und war mit den übrigen Truppen in zwei Colonnen südwärts in der Richtung auf Düppel-Kirche und das

nahe liegende Dorf Rackebüll vorgedrungen. Ersterer Punkt war, als die Colonne des Oberstlieutenants Wiesener anlangte, bereits von den Hannoveranern genommen; das Dorf Rackebüll erreichte General von Bonin mit seiner Hauptabtheilung, und eröffnete von hier das Feuergefecht gegen die dänische Hauptstellung auf den Düppeler Höhen. Das Dorf Düppel wurde besetzt.

So lagen die Dinge, als gegen halb 6 Uhr Abends auf allen Punkten der Befehl des Höchstcommandirenden eintraf, das Gefecht abzubrechen. Die Bundestruppen zogen sich in Folge dessen von dem Kampfplatze zurück, vereinigten sich bei Mübel-Mühle und schlugen hier ein Vivouak auf. Inzwischen aber hatte der Feind bedeutende Verstärkungen aus Alsen herangezogen und ging, seinen Vorthail wahrnehmend, seinerseits gegen die Preußen zum Angriffe vor, welche sich, in Schützenlinien in dem durchschnittenen Gelände zerstreut, nicht so rasch hatten sammeln können. Mit großer Entschlossenheit drangen die Dänen, die Garden an der Spitze, vor und suchten das von den Preußen hartnäckig vertheidigte Dorf Düppel (Oster- und Westerdüppel) zu nehmen. Mehrere ihrer Vorstöße wurden zurückgeschlagen¹, bis endlich die Preußen in guter Ordnung,

¹ Die Dänen stellen dies in Abrede, wie folgender Bericht eines Augenzeugen beweist: „Die Uhr war ungefähr sechs Uhr, da begann eine neue Art des Kampfes. — Wrangels Kanonen schwiegen; unsere Garde zu Fuß, die aus dem Brückenkopf herausgerückt war und bei Düppel-Mühle stand, fällt das Bajonett; wir thaten ein Gleiches, und nun war die Reihe an uns, Hurrah zu rufen. Und nun ging's vorwärts im Sturm-schritt, ja im Sturmlaufe, von Hecke zu Hecke, mehrere Häuser und Höfe standen in Flammen, von Kanonenbooten in der Broakerbucht wurde ununterbrochen mit Kartätschen in die feindlichen Reihen geschossen; so rückten wir bei Düppel vorbei heran. Die Garde stürmte den Ort, ein Theil der Jäger, die freiwilligen Scharfschützen und Soldaten umringten den Kirchhof, wo die Preußen ihre Todten begraben hatten und der nun von Allem Lebenden gesäubert wurde. Ein Roggenfeld lag zwischen uns und der feindlichen Kette. — Soldaten, Scharfschützen, Gardisten, Jäger, Alles stürmte péle mèle über das Feld hin. — Einen Augenblick hielten die Preußen Stand, aber ehe die Hälfte des Ackers erreicht war, zog die ganze feindliche Reihe von der Hecke fort, und sahen wir sie in großen Haufen den nächsten Hügel hinauffliehen (?). Die Espignols (eine Art

nachdem sie ihre Todten auf dem Düppeler Kirchhof begraben, sich auf den erneuten Befehl Wrangels, auf Satrup zurückzogen und dort sammelten. Gegen 10 Uhr Nachts fiel der letzte Schuß.

Die Brigade Möllendorf war, da die Dänen Hadersleben geräumt hatten, während des ganzen Tages unthätig stehen geblieben. In der Nacht marschirten die Garden auf Wrangels Befehl nach Satrup, um hier die Brigade Möllendorf bei einem etwaigen Angriffe des Feindes zu unterstützen. Die Dänen verhielten sich jedoch während des 6. völlig ruhig, worauf am nächsten Tage die deutsche Armee, welche bis dahin in ihrem Bivouak bei Satrup und Nübel-Mühle geblieben war, nach ihrem alten Stellungen zurückmarschirte.

Die Verluste der Preußen in dem Gefechte bei Nübel und Düppel betragen 3 Offiziere, 24 Mann todt, 9 Offiziere, 143 Mann verwundet, 1 Offizier, 59 Mann vermißt. Die Bundestruppen und das Jensen-Luch'sche Freicorps hatten 12 Mann an Todten, 9 Offiziere¹, 54 Mann an Verwundeten, 4 Vermißte eingebüßt, so daß der Gesamtverlust der Deutschen 22 Offiziere und 296 Mann betrug. Der dänische Verlust soll 3 Offiziere, 47 Mann an Todten, 8 Offiziere, 199 Mann an Verwundeten stark gewesen sein. Irgend ein Resultat war durch dieses verhältnißmäßig blutige Treffen nicht erreicht worden; beide Theile standen sich in ihren früheren Stellungen gegenüber.

Mitrailleurgeschütze) wurden aufgefahen, etwas vor dem Nübeler Walde wurde Halt gemacht und eine halbe Stunde hörte man nichts Anderes als den Knall der Espignols und unser Kottenfeuer, die zusammen tönnten wie ein fortgesetzter Trommelwirbel. Die Sonne war längst untergegangen, als der Kampf gleichsam von selbst zu Ende ging; denn beide Theile waren müde und hungrig — und nun sahen wir die feindlichen, schwarzen Massen sich über die Hügel ziehen, gerade dem klaren, röthlichen Horizonte entgegen, wo die Sonne untergegangen war." (v. Alten, Krieg in Schleswig, S. 250.)

¹ Darunter der Brigadecommandeur v. Marschall, welcher eine Contusion am Kopfe erlitten hatte. Capitän Dammert des 6. hannöver'schen Regiments erlag später seinen Wunden.

4.

Der Vertrag von Malmö.

Mit den Kämpfen bei Düppel und Rübél hatten die eigentlichen Kriegsunternehmungen der deutschen Armee ihr Ende erreicht, wenn auch noch vereinzelt kleinere Gefechte vorfielen. Die Federn der Diplomaten, welche schon seit Beginn der Feindseligkeiten unermüdlich thätig gewesen waren, begannen mehr und mehr die Arbeit zu übernehmen, welche dem Schwerte zufallen sollte. Während des ganzen Juni blieben beide Heere thatlos, die Dänen aus dem naheliegenden Grunde, weil ihre Stellung gegenüber der so unendlich überlegenen Macht zur Zeit immer noch eine sehr günstige war und sie keine Veranlassung haben konnten, ihr kleines Heer in gewagten Unternehmungen auf das Spiel zu setzen, die Deutschen, weil „höhere Rücksichten“ den zum Schlag bereiten Arm lähmten. Die Bundesarmee begann jetzt, wo der Feldzug sich sichtlich seinem Ende zuneigte, plötzlich stark zu wachsen. Es trafen zahlreiche Ersatzmannschaften zu den schon auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Contingenten, außerdem aber 1 Hamburger, 1 Lübeck-Bremensisches Bataillon, Hanseatische Dragoner, und neue hannöversche Truppen ein. Die Soldaten der Hansestädte wurden aus naheliegenden Gründen hauptsächlich zum Garnisonsdienste verwandt. Nachdem auch noch weitere mecklenburg'sche Truppen gefolgt waren und eine neue (5.) Brigade unter General Elderhorst formirt hatten, nahm die bisherige „mobile Division“ am 10. Juni den Namen „10. Armeecorps“ an.

Die Dänen hatten, wie aus zahlreichen Meldungen, namentlich auch aus einer größeren, von dem Major Prinz Friedrich von Holstein mit schleswig-holstein'schen Truppen unternommenen Recognoscirung hervorging, den größten Theil ihrer Streitkräfte nach Nordschleswig gezogen und sich in der Gegend von Hadersleben stark verschanzt. Apenrade war noch von dem Tann'schen Freicorps besetzt. Am 29. Juni unternahm daher Wrangel mit dem größten Theile der Armee, den Preußen, Schleswig-Holsteinern und starken Bundesabtheilungen einen Vormarsch nach Norden, während im Sundewitt 9 Bataillone

unter dem Grafen Ranzau zurückblieben. Die Dänen nahmen keinen ernstlichen Kampf an; es kam zwar an einzelnen Punkten im Laufe des 29. zu Gefechten, doch zog sich der Feind, nachdem er noch am 30. bei Ladegaard sich mit den Holsteinern geschlagen, nach Jütland zurück. Die Preußen und Schleswig-Holsteiner folgten bis zu der Grenze nach und standen am 30. Juni an der Königsau mit dem Hauptquartier in Christiansfelde, die bei der Expedition theilnehmenden Bundesstruppen dagegen wurden, da Wrangel eine erneute Landung der Dänen von Alsen aus besorgte, in höchster Eile, einzelne Truppentheile sogar zu Wagen, nach dem Sundewitt zurückgeschickt. Graf Ranzau hatte seine dortige Stellung bereits geräumt und war bis Grusau zurückmarschirt.

Die Situation war nunmehr im Juli dieselbe, wie im Mai. Die Preußen und Schleswig-Holsteiner standen im Norden des Kriegsschauplatzes an der Königsau, diesmal aber mit dem strengsten Befehle, die jütländische Grenze nicht zu überschreiten, die Bundesstruppen auf dem Sundewitt.

Am 8. Juli fand bei Hadersleben nochmals eine schöne Waffenthat statt. Der dänische Kriegsdampfer „Din“, welcher sich unvorsichtig der Küste genähert hatte, wurde von der eilends herbeigeführten Batterie des Hauptmanns Belitz dergestalt beschossen, daß das Schiff hilflos am Strande festtrieb, während die Besatzung schleunigst in Booten flüchtete. Das Wrack wurde späterhin von Abtheilungen des Lann'schen Corps angebohrt und, soweit es das seichte Wasser zuließ, versenkt.

Der Landkrieg sollte so unglücklich enden, wie er begonnen. Die 3. Schwadron des 2. Kürassier-Regimentes, welches noch gar nicht in das Feuer gekommen war, wurde in dem einsamen, eine Meile von Christiansfelde gelegenen Dorfe Steppingen, woselbst sie sich unvorsichtig der Ruhe überließ, am 8. August überfallen und 33 Kürassiere mit ihren Pferden zu Gefangenen gemacht.

Dies war die letzte Kriegsbegebenheit auf dem Festlande. Zur See fielen am 17. August die letzten Schüsse, indem die Corbette „Najade“ bei Holdnäs sich mit holstein'schen Geschützen unter Oberflieutenant von Zastrow herumschoß und

dabei 3 Mann an Todten einbüßte. Mit diesem unbedeutenden Gefechte war für das Jahr 1848 der Krieg mit Schleswig-Holstein beendet.

Schon seit Beginn der Feindseligkeiten war die deutsche und dänische Diplomatie, und nicht minder die der angrenzenden Seemächte, Rußland, Schweden-Norwegen, England, unermüdlich thätig gewesen. Unter ihren Händen hatte sich die Volkserhebung der Herzogthümer in einen Cabinetkrieg zwischen Preußen und Dänemark verwandelt, war an die Stelle des offenen, um jeden Preis die Entscheidung suchenden Kampfes, wie er im April geherrscht, eine zaudernde und zögernde Kriegsführung getreten, welche jeden ernstlichen Zusammenstoß vermied und mit allen Mitteln den Kampf in die Länge zu ziehen suchte. Denn es war nicht die Unfähigkeit Wrangels oder gar der preußischen Truppen, welche diesen traurigen Ausgang herbeiführte, — zwischen den Zeilen der militärischen Befehle war überall der Text der Wildenbruch'schen Note zu lesen.

Schon um die Mitte Juni hatten zu Malmö, wo sich der König von Dänemark damals aufhielt, Friedensunterhandlungen stattgefunden, die späterhin im Schlosse Bellevue zu Kolding fortgesetzt wurden. Am 15. Juli hatten Hedemann und Wrangel bereits eine dreitägige Waffenruhe vereinbart, welche alsdann bis zum 22. Juli und nochmals bis zum 24. verlängert wurde. Die preußischen Diplomaten, Graf Pourtales u. A., reisten darauf, da die Dänen den Waffenstillstand kündigten, nach Berlin zurück, und es schien, als solle der Krieg nochmals beginnen. Allein bereits war während dieser Zeit der Entwurf eines längeren Waffenstillstandes zu Stande gekommen, über welchen sich Preußen mit der mittlerweile geschaffenen deutschen Centralgewalt zu einigen suchte. Der Reichsverweser ertheilte Preußen die Vollmacht, einen Waffenstillstand abzuschließen, allein nur unter den Bedingungen, daß die Zusammensetzung der zu vereinbarenden provisorischen Regierung schon vor Abschluß des Vertrages festgestellt werde, daß ferner alle bisher in Schleswig und Holstein erlassenen Gesetze zu Rechte bestehen und endlich die im Lande zurückbleibenden Truppen von einem deutschen General commandirt werden sollten. Der Reichsminister Heckscher

erschien selbst in Schleswig-Holstein und veranlaßte die am 15. August zusammengetretene Landesversammlung dazu, sich schon am 19. zu vertagen, um die Friedensunterhandlungen nicht zu stören. In Folge dessen schied Olshausen aus der provisorischen Regierung aus. Im August wurden die Verhandlungen fortgesetzt und endlich am 26. August durch einen Waffenstillstand beendet. Näher auf die vorausgegangenen diplomatischen Wirren, die umfangreichen Notenwechsel, die aufdringlichen Vermittlungsversuche Englands, die Drohungen Schweden-Norwegens, die unentschlossene, schwächliche Haltung des Potsdamer Hofes einzugehen, wäre ein undankbares und unerfreuliches Werk. Es möge genügen, jene Convention näher zu betrachten, welche das Ergebnis aller dieser Verhandlungen bildet, den berüchtigten „Vertrag von Malmö“.

Diese Uebereinkunft, welche General von Below als Bevollmächtigter Friedrich Wilhelms IV. und der Gesandte Hoyer von Bille als Vertreter des Königs von Dänemark trafen, stellte in den ersten Artikeln einen siebenmonatlichen Waffenstillstand fest, welchen jeder der beiden Theile mit vier Wochen Frist aufkündigen konnte. Bei Wiedereintritt der Feindseligkeiten sollten die Heere ihre augenblickliche Stellung einnehmen. Die Hafensperre wurde aufgehoben, die Kriegsgefangenen in Freiheit gesetzt, die gekaperten Schiffe zurückgegeben, Dänemark sogar eine Entschädigung für die von den Preußen in Jütland vorgenommenen Requisitionen zugesichert.

Dies war der Inhalt der ersten fünf Artikel, welchen sich folgende folgenschwere Bestimmungen angeschlossen:

„Art. VI. Die beiden Herzogthümer, sowie die dazu gehörigen Inseln sollen sowohl von den dänischen Truppen, wie von denen des deutschen Bundes in dem Zeitraum von 12 Tagen, nachdem die betreffende Ordre den Oberbefehlshabern zugekommen sein wird, geräumt werden. Jedoch soll es dem deutschen Bunde wie Sr. Majestät dem Könige von Preußen gestattet sein, die für den deutschen Bund in der Stadt Altona, sowie auf anderen Punkten der Herzogthümer und für Se. Majestät den König von Dänemark auf der Insel Alsen sich befindenden Hospitäler

und Militärdepots von Abtheilungen resp. deutscher Bundes- und dänischer Truppen bewachen zu lassen, welche sowohl für den einen wie für den anderen der beiden Theile die Anzahl von 2000 (Zweitausend) Mann nicht überschreiten soll." Es folgen hierauf Bestimmungen über die Errichtung besonderer holstein'scher Abtheilungen, welche zur Verfügung der Regierung der beiden Herzogthümer gestellt werden sollten.

„Art. VII. Die beiden contrahirenden Theile sind übereingekommen, für die Dauer des Waffenstillstandes eine gemeinsame Regierung für die beiden Herzogthümer einzusetzen, welche ihre Amtshandlungen im Namen Sr. Majestät des Königs von Dänemark in Ihrer Eigenschaft als Herzog von Schleswig und Holstein und mit der Machtvollkommenheit ausüben wird, mit Ausnahme der gesetzgebenden Gewalt, die während der Dauer des Waffenstillstandes ruht. Diese Regierung wird aus fünf, aus den Notabeln der beiden Herzogthümer zu wählenden Mitgliedern zusammengesetzt werden, welche allgemeine Achtung und Ansehen genießen. Zwei von diesen Mitgliedern werden von Sr. Majestät dem König von Preußen für das Herzogthum Holstein und zwei von Sr. Majestät dem Könige von Dänemark, Herzog von Schleswig und Holstein, für das Herzogthum Schleswig ernannt werden. Das fünfte dieser Mitglieder, welches die Functionen des Präsidenden der gemeinsamen Regierung der beiden Herzogthümer zu übernehmen hat, wird in Folge gemeinschaftlicher Einigung von Ihren erwähnten Majestäten ernannt werden. Man ist dahin übereingekommen, daß weder die vor dem 17. März cr. angestellt gewesenen Regierungsmitglieder (schleswig-holstein'sche Regierung), noch diejenigen, welche die Regierung seit dieser Epoche gebildet haben, in diese neue Verwaltungsbehörde eintreten können, welche letztere sobald als möglich und spätestens 14 (vierzehn) Tage nach Unterzeichnung der gegenwärtigen Convention in Function treten soll. Man hat sich ferner darüber verständigt, daß alle und jede seit dem 17. März cr. für die Herzogthümer erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln im Augen-

blicke des Amtsantrittes der neuen Regierung aufgehoben werden sollen; jedoch soll der letzteren das Recht zustehen, solche nach dem 17. März cr. erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln wieder in Kraft treten zu lassen, deren Aufrechterhaltung ihr unerläßlich oder für den regelmäßigen Geschäftsgang ersprießlich erscheint, welche indessen keinesfalls etwas den Bestimmungen des Artikels 11 (elk) widersprechendes enthalten dürfen."

„Art. VIII. Se. Maj. der König von Preußen im Namen des deutschen Bundes und Se. Maj. der König von Dänemark sollen das Recht haben, jeder seinerseits einen Commissär zu ernennen, um in den Herzogthümern während der Dauer des Waffenstillstandes zu residiren, und vermittelnd über die Ausführung der vorstehenden Stipulationen zu machen, sowie über die unparteiische Anwendung der Gesetze zu Gunsten der dänischen wie deutschen Bevölkerung."

Die Schlußartikel IX bis XII enthielten Bestimmungen über die Verwaltung des Herzogthums Lauenburg, über welches ebenso wie in Schleswig-Holstein eine gemischte Regierung von 3 Mitgliedern eingesetzt werden sollte, stellten fest, daß Großbritannien die Garantie der Ausführung der Convention übernehme, und daß die Bestimmungen der Malinöer Uebereinkunft in keiner Weise die bisher von Deutschland und Dänemark geltend gemachten Rechte und Ansprüche, und die hierauf bezüglichen Friedensunterhandlungen ändern (Art. XI). Die Convention wurde in deutscher, dänischer und französischer Sprache abgefaßt. Der letztere Text sollte bei vorkommenden Meinungsverschiedenheiten der maßgebende sein.

Außerdem wurden noch sieben Separatartikel über die Einzelfheiten der Verwaltung und ein Zusatzartikel genehmigt, welcher letzterer die Zusammensetzung der neuen Regierung nach den Vorschlägen der Bevollmächtigten enthielt. Präsident sollte Graf Carl Moltke-Rütschau sein — ein seiner extrem-dänischen Gesinnungen wegen bekannter Würdenträger —; ihm zur Seite standen der Kammerherr von Heinke, der Etatsrath Pohn, der Landvogt Bohnsen und der Oberappellationsgerichtsrath Preussen. Als Stellvertreter wurde Baron Blome, v. Warnstedt, Graf Reventlow, v. Moltke und Bürgermeister Callisen bezeichnet.

Die Entrüstung und tiefe Beschämung, welche der Malmöer Vertrag in ganz Deutschland hervorrief, waren unermesslich und führten, wie die weitere Verfolgung der Ereignisse zeigen wird, zu einer schweren Erschütterung des deutschen Einigungswerkes und seiner Verkörperung, des deutschen Parlamentes. Allerdings enthielten jene Artikel nichts, was an sich die deutsche Ehre beschimpfte, aber schmerzlich mußte es jeden Patrioten berühren, daß die Handlungen einer Regierung, welche der Bundestag förmlich anerkannt hatte, für null und nichtig erklärt, das Land, dessen Befreiung die deutschen Fürsten als ihre Ehrenpflicht bezeichnet, beinahe völlig der Gewalt Dänemarks wieder überliefert worden war. Weit beschämender noch war die militärische Seite des traurigen Handels; Preußen, der Staat, welcher sieben Jahre dem vereinigten Europa getrotzt, hatte in einem halbjährigen Feldzuge, von dem gesammten deutschen Bunde, einer opferbereiten einheimischen Bevölkerung und tapferen Freiwilligenschaaren unterstützt, das winzige Dänemark nicht zu bezwingen vermocht, sondern einen Vertrag mit seinem Widersacher abgeschlossen, wie ihn etwa gleichstarke Gegner nach unentschiedenem Kampfe einzugehen pflegen. Allerdings konnte die Armee sich sagen, daß dieser trübe Ausgang nicht ihre Schuld war, allein die Thatsache blieb bestehen. Noch trüber aber war der Blick in die Zukunft; was mußten die kommenden Jahre an Bedrängniß den Herzogthümern, an Selbsterniedrigung ihren Beschützern bringen! —

Die Truppen hatten im Laufe des August bedeutende Verstärkungen erfahren. Es waren 1 Frankfurter und 1 Weimarer Bataillon, 1 Nassau'sches Regiment, sowie württembergische und badische Abtheilungen eingetroffen. Weiterhin hatte der Reichskriegsminister am 7. August die Ankunft von 7600 Oesterreichern, 9500 Baiern, 5500 Sachsen u. s. w., Alles in Allem von 37900 Mann, angekündigt, eine Macht, die im Vereine mit den preußischen Streitmitteln das kleine Dänemark, welches kaum mehr als 15 000 Mann aufzustellen vermochte, hätte erdrücken müssen. Aus alledem wurde nun nichts. Die Truppen traten den Rückzug an und räumten zu Anfang September das Land, in welchem nur ein württembergisches und ein badisches

Bataillon nebst zwei Schwadronen Hanseaten-Dragonern zurückblieben. Doch sollte die Bundesarmee nicht als aufgelöst betrachtet, sondern die Truppentheile in ihrer Heimat in Bereitschaft gehalten werden, um innerhalb eines Monats wieder in Schleswig einrücken zu können.

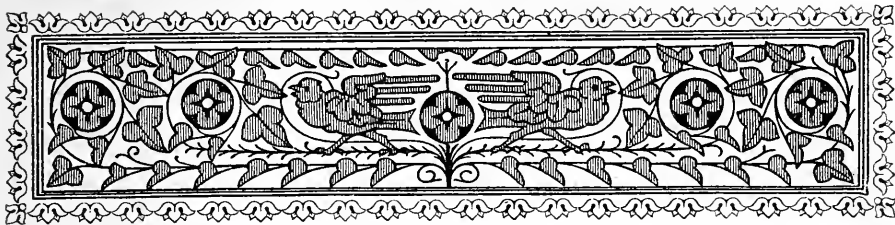
Das Commando der schleswig-holstein'schen Streitkräfte wurde dem General v. Bonin übertragen. Der bisherige Führer der Landestruppen, der Prinz von Koer, legte sein Commando nieder.

Was die Freischaaren betraf, so hatte schon am 9. Juli Oberstlieutenant von der Tann dem Oberbefehlshaber den Wunsch seines Corps, entlassen zu werden, ausgedrückt. Bald darauf löste sich die Tann'sche Freischaar und ebenso das zu den Landestruppen gehörige Jensen-Tuch'sche Corps auf; nur wenige Freiwillige, welche die Hoffnung auf Kampf noch nicht aufgaben, bildeten unter Major von Hake das 9. Bataillon der schleswig-holstein'schen Armee.

Die Regierung entließ die Freischaaren ziemlich kühl und ohne sonderlichen Dank; im Lande dagegen wurden sie überall auf ihrem Rückmarsche jubelnd empfangen und gefeiert. Ueberhaupt war die Stimmung eine sehr erregte. Der Major von Wildenbruch, Graf Moltke nebst einigen andern Diplomaten wurden zu Ikehoe vom Volke festgenommen und bedroht, so daß man schleunigst militärische Hülfe requiriren mußte.

Am 10. September erließ Wrangel seinen Abschiedsbefehl an die Armee. „Indem ich Euch, Ihr lieben Kameraden und Waffengefährten, zu Eurer neuen Bestimmung entlasse“, lauteten die Schlußworte, „und den Scheidenden als den Zurückbleibenden ein herzliches Lebewohl sage, gebe ich Euch noch den Rath: Bewahrt das Selbstvertrauen, das Ihr in diesem kurzen Kriege gewonnen, und die schönen Erfahrungen, die Ihr darin gemacht, übt Euch fleißig mit der erprobten Waffe, sendet oft die Kugel nach fernem Ziel und laßt das wohlgeschliffene Schwert nicht rosten an Eurer Seite, damit Ihr kampfbereit bleibet und seid, wenn Ihr wieder ausziehen sollt zum Kampfe.“





VI. Abschnitt.

Die deutsche Nationalversammlung.

1.

Der Zusammentritt des Parlamentes.

Am Tage nach dem Schlusse des Vorparlamentes trat am 4. April der Fünzigerausschuß zu der ersten Berathung zusammen. Wie bereits früher erwähnt, war in dieser Versammlung die gemäßigt liberale Richtung, durch Männer wie Soiron, Mathy, Zachariä, Fergenhahn, Biedermann, Reh u. Andere vertreten, die herrschende und den Radicalen, einem v. Jkstein, Robert Blum, Eisenmann, Kaveaux, Benedey, an Zahl bei Weitem überlegen.

Der Fünzigerausschuß, welcher sich in der Folge noch um sechs Oesterreicher, darunter Palacky, Bach und Schuselka verstärkte, tagte unter dem Vorsitze Soirons und dessen Stellvertretern Blum und Abegg vom 4. April bis zum 18. Mai. Seine Verhandlungen, deren fast täglich eine, mitunter auch zwei in der Paulskirche, später im Römer stattfanden, waren öffentlich, doch wurden verschiedene Gegenstände auch in geheimen Comitésitzungen behandelt.

Nach den völlig unklaren Beschlüssen des Vorparlamentes war die Stellung des Fünzigerausschusses zu dem Bundestage und den einzelnen Regierungen keine leichte, insbesondere bei

der wichtigsten Frage, der Wahlen zu der deutschen Nationalversammlung, deren Betreibung die wesentlichste Aufgabe des Ausschusses bildete. Bekanntlich hatte das Vorparlament die Frage des Wahlmodus offen gelassen und nur im Princip die directe Wahl empfohlen, ein Vorschlag, welchem thatsächlich nur die württembergische und die kurhessische Regierung Folge gab. Weitere Schwierigkeiten entstanden aus der Frage, ob jeder Deutsche in jedem deutschen Staate wahlberechtigt und wählbar sein solle und was unter der zur Ausübung des Wahlrechts erforderlichen „Selbständigkeit“ zu verstehen sei. In Bayern z. B. war die letztere mit der Entrichtung einer directen Steuer verknüpft, so daß hierdurch das Princip des allgemeinen Stimmrechts umgestoßen wurde. Noch bedenklicher war der Umstand, daß die Regierungen der Einzelstaaten die Wahlen zu verschiedenen Terminen und fast alle zu spät anordneten, daß Oesterreich und Preußen gleichzeitig Landesparlamente einberiefen, daß endlich die Unruhen in Posen und namentlich die badischen Schilderhebungen die mühsam geschaffene und behauptete Autorität der Versammlung zu untergraben drohten. In verschiedenen Proclamationen vom 6., 12. und 15. April sprach sich die Commission entschieden gegen die Hecker'schen Umsturzpläne aus und entsandte, wiewohl vergeblich, zwei Abgeordnete nach dem Schauplatze der Unruhen. Auch mit Wien und Prag wurde ein eifriger Briefwechsel unterhalten, um die großen Schwierigkeiten zu beseitigen, welche sich dem Anschlusse Oesterreichs an das deutsche Einigungswerk entgegenstellten.

Die zur Niederwerfung des badischen Aufsturus unternommenen Truppenbewegungen gaben zugleich zu neuen Besorgnissen Anlaß. Man fürchtete, daß die Nähe der starken Mainzer Garnison und der großentheils an die Grenzen ihrer engeren Heimat gerückten Nassau'schen und Kassel'schen Truppen die Freiheit der Berathungen beeinträchtigen würde.

Andererseits waren auch im Bundestage die heterogensten Elemente vereinigt neben den noch in Frankfurt anwesenden Vertretern der vormärzlichen Regierungspolitik die liberal gesinnten Vertrauensmänner. Der Beschluß des Vorparlamentes, daß der Bundestag diejenigen Männer, welche zur Hervor-

bringung der Ausnahmebeschlüsse beigetragen, aus seiner Mitte entfernen sollte, hatte keine Beachtung gefunden und noch zu Ende April wurde auf Blums Antrag den alten Bundestagsgesandten ihr Rücktritt abermals von dem Ausschusse nahegelegt.

Am schroffsten traten die Gegensätze zwischen den beiden Körperschaften bei den Verhandlungen über die neu zu schaffende Executivgewalt zu Tage. Es war von den Fünzigern vorgeschlagen, den Bundestag um ein, in Vereinbarung mit dem Fünzigerausschusse und den Vertrauensmännern zu erwählendes Triumvirat zu vermehren, welches bis auf Weiteres in eilenden Fällen selbständig die executive Gewalt handhaben und für seine Handlungen der deutschen Nation verantwortlich sein sollte. Auch sollte von dieser Trias die sofortige Wahl eines Bundesoberfeldherrn vorgenommen werden. Die Verhandlungen, welche Soiron, Welcker und Schmerling führten, nahmen anfangs einen günstigen Verlauf, dann aber faßte die Bundesversammlung am 3. Mai einen Beschluß, nach welchem zwar die Einsetzung einer Executivgewalt angenommen, die Mitwirkung des Fünzigerausschusses jedoch gleichzeitig nahezu ausgeschlossen wurde. Auf Antrag Heckschers sprach am 4. der Ausschuß dem Bundestage einstimmig sein Befremden über diesen Schritt aus.

An demselben Tage jedoch hatte die Versammlung in der Eichenheimer Gasse, ihren alten Ueberlieferungen getreu, auf Anregung des hessen-darmstädtischen Gesandten von Lepel ein geheimes Protokoll zu dem von den Siebzehnern ausgearbeiteten Constitutionsentwurfe abgefaßt, welches die Schaffung einer Centralgewalt im Sinne der Regierungen befürwortete. „Selbst wenn es nicht gelingen sollte“, lautete der Schluß des von Metternich'schem Geiste durchwehten Schriftstückes, „die fragliche Behörde ins Leben zu rufen — wenn hohe Bundesversammlung oder die einzelnen Regierungen an den buchstäblichen Bestimmungen der Bundesacte festhalten wollten, während hiervon doch in anderen Fällen so häufig schon in der neuesten Zeit abgegangen und überhaupt der Boden betreten worden ist, auf welchem instinctmäßig nur die Nothwendigkeit, das Bedürfniß des Tages, Qualität und Quantität des Handelns bestimmt, so würde doch unter allen Umständen es nöthig sein, daß die

Regierungen eine Commission von drei bis fünf Mitgliedern unverzüglich bestellen und in Frankfurt zusammentreten ließen, um eine einheitliche Leitung in die Verhältnisse zur Nationalversammlung zu bringen. Jene Commission würde die formelle Vermittelung zwischen den Regierungen in ihrer Gesamtheit und der Nationalversammlung sich stets benehmen und je nach den Umständen die geeignetsten Maßregeln zur Wahrung der Regierungsinteressen versehen.“

Dieses Geheimprotokoll des Bundestages war dem Fünzigerausschuß hinterbracht worden und wurde am 12. Mai von demselben berathen. Die Entrüstung der Fünzigiger über das Ränkespiel im Thurn- und Taxis'schen Palais war groß. Vergebens desavouirte in einem Schreiben, welches während der Verhandlungen eintraf, der darmstädtische Märzminister von Gagern das Vorgehen seines Gesandten; der Ausschuß beschloß, „nunmehr seinen angetragenermaßen von der Bundesversammlung nicht adoptirten Vorschlag wegen Bildung einer Bundes-executivgewalt zurückzuziehen und sich von jeder, auch nur gutheißennden Mitwirkung zur Herstellung der von dem Bundestage den Regierungen vorgeschlagenen Executivgewalt definitiv loszusagen zu müssen“. Damit war der erste Versuch zur Errichtung einer provisorischen deutschen Centralbehörde gescheitert.

Die Sitzung, in welcher der Ausschuß diesen Beschluß faßte, war die letzte von Bedeutung gewesen. Fünf Tage darauf, am 17. Mai, zeigte das Präsidium an, daß in Folge der inzwischen stattgehabten Wahlen zur Nationalversammlung die Sitzungen beendet seien, und Tags darauf löste sich vor dem Zusammentritte des Parlamentes der Fünzigerausschuß im Kaiserjaale des Römers mit einem Hochrufe auf die deutsche Einheit auf.

Der Ausschuß hatte gethan, was in seinen Kräften stand, um die Bewegung in den Bahnen zu halten, welche durch die liberale Majorität des Vorparlamentes vorgezeichnet worden waren. Er hatte Aufrufe aller Art, so an die Tyroler, an die Bewohner Böhmens, Mährens und Schlesiens, an das badische Volk, an die Deutschen in Frankreich und der Schweiz erlassen, und das Möglichste geleistet, um die Wahlen zur

Nationalversammlung zu beschleunigen und gemeinsam zu gestalten. Allein seine unbestimmte Stellung zu den Regierungen, seine verworrenen Beziehungen zu dem Bundestage und den Vertrauensmännern und endlich nicht zum Mindesten die eigene Unklarheit des Denkens, Wollens und Handelns hatten es dahin gebracht, daß fast überall die Ereignisse den Fünfzigern über den Kopf gewachsen waren. Ihr Eingreifen in den Gang der Dinge kam nicht über das Abfassen von Protokollen, von Aufrufen an das Volk, von Sendschreiben an die Regierungen und über einen ebenso lebhaften wie unfruchtbaren Briefwechsel mit dem Bundestage hinaus. Wie das Vorparlament, so hatte auch der Ausschuß es versäumt, der neuen deutschen Volksvertretung die Stütze einer realen Macht zu verschaffen und so u. A. am 28. April den merkwürdigen Vorschlag Benedek's, eine Parlamentswehr von 10,000 Mann zu errichten, durch Verweisung an eine Commission zu Seite geschoben. Unerwähnt darf jedoch nicht bleiben, daß die Fünfziger sowohl die Rüstungen Preußens gegen Dänemark eifrig befürworteten, ohne freilich auf den Gang der Dinge in Schleswig-Holstein irgend welchen Einfluß üben zu können, als auch zu verschiedenen Malen (19. April und 11. Mai) sich mit der Gründung einer deutschen Kriegsflotte beschäftigten. In der That trat, nachdem man an den Bundestag das Ersuchen gestellt, eine vorläufige Summe von einer halben Million Thaler zu bewilligen, am 31. Mai ein Marinecongreß in Hamburg zusammen, an welchem die an die See grenzenden Staaten Theil nahmen.

Die Eröffnung der Nationalversammlung war ursprünglich auf den 1. Mai vorgesehen, dann aber, da bis zu diesem Zeitpunkte die meisten Wahlen noch nicht hatten beendigt werden können, auf Donnerstag den 18. d. Monats verschoben worden. Gegen 330 Reichsboten waren bis zum 17. angelangt und hatten bereits an diesem Tage in einer Vorversammlung den förmlichen Beginn der Berathungen auf den nächsten Tag festgesetzt.

Um 3 Uhr Nachmittags traten demgemäß am 18. Mai die anwesenden Volksvertreter im Kaiserjaale zusammen und nahmen zunächst unter dem Vorsitze Schotts von Stuttgart die Wahl des Alterspräsidenten vor. Das älteste anwesende

Mitglied, der 73jährige Hofrath Behr, lehnte die ihm zuge dachte Würde ab, so daß dieselbe dem viertältesten, 70jährigen Syndicus Dr. Lang zufiel, während zum Stellvertreter der gleichalterige Staatsminister a. D. von Lindenau ausersehen wurde. Die acht jüngsten Mitglieder erhielten das Amt der Alterssecretäre. Die wenigsten Jahre unter ihnen zählte der 23jährige Prediger Schmidt¹, dann der 24jährige Dr. Stremayr, der spätere österreichische Cultusminister.

Nach Erfüllung dieser Förmlichkeiten setzten sich die Nationalvertreter vom östlichen Portale des Römers aus in Reihen zu je Vieren, das Präsidium an der Spitze, in feierlichem Zuge nach der Paulskirche in Bewegung. Es war Punkt vier Uhr. Kanonendonner, Glockengeläute von allen Thürmen der Stadt und stürmischer Jubel einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge begleitete den Zug, welcher sich unter Vortragung zweier deutscher Fahnen über den Römerberg durch die Neue Kräme und an der Börse vorbei nach dem westlichen Eingange der Paulskirche bewegte.

Hier angekommen, wurde die Versammlung zunächst auf Antrag des Abgeordneten Freudentheil für constituirte erklärt, indem die Abgeordneten sich erhoben und unter dröhnendem Beifall der Tribünen ein dreimaliges Hoch auf sich selbst ausbrachten. Alsdann ging der Präsident daran, folgendes Schreiben des Bundestages zu verlesen:

„Die Bundesversammlung an die deutsche
Nationalversammlung.

„Die Macht außerordentlicher Begebenheiten, das Verlangen, welches sich laut in unserm ganzen Vaterland ausgesprochen hat, und der aus Beidem hervorgegangene Aufruf der Regierungen haben in dieser großen Stunde eine Versammlung hierher geführt, wie unsere Geschichte sie noch niemals sah.

„In seinen Grundvesten hat das alte politische Leben gebebt, und von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen

¹ Vgl. Sitzungsprotokolle I, 6. Die Angabe Wichmanns (Denkwürdigkeiten, S. 8), daß Stremayr der jüngste gewesen, erscheint darnach irrthümlich.

Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe, das deutsche Parlament.

„Die deutschen Regierungen und ihr gemeinschaftliches Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volke in der gleichen Liebe für unser großes Vaterland vereint, und aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, reichen den Nationalvertretern die Hand zum Willkomm und wünschen Ihnen Heil und Segen.

„Frankfurt a. M., am 18. Mai 1848.

„Die deutsche Bundesversammlung und in deren Namen der Präsidirende: Colloredo.“

Nach einer kurzen und ergebnislosen Debatte über die Beantwortung dieses Schreibens ging die Versammlung zur Berathung der Geschäftsordnung über und nahm nach einer ziemlich tumultuarischen Verhandlung den ihr vorgelegten, von Mohl und Genossen stammenden Entwurf einer solchen an. Um halb acht Uhr erreichte die erste Sitzung ihr Ende. Am nächsten Tage, dem 19., wurde in Gegenwart von 397 Abgeordneten mit der Wahl eines provisorischen Präsidenten begonnen und mit 305 Stimmen Heinrich von Gagern dazu berufen. Von Soiron hatte 85, Robert Blum 3, von Vincke, von Lindenau, Dahlmann und Cnyriem je 1 Stimme erhalten. Damit war die Constituierung des Parlaments erledigt.

Das war der Anfang der ersten deutschen Reichsversammlung, welche, um ein geflügeltes Wort Bismarcks zu gebrauchen, mit Reden und Majoritätsbeschlüssen die Erfüllung jener Aufgabe zu leisten hoffte, welche später durch Blut und Eisen ihre Lösung fand. Gerade um dieses letzteren Umstandes willen ist eine gerechte Beurtheilung der deutschen Einigungsversuche von 1848—1850 so schwer; denn nur allzu leicht ist man geneigt, von der Höhe des Erfolges herab alle früher gecheiterten Bestrebungen zu verdammen. So hat auch das Parlament der Paulskirche, anfangs mit den überschwänglichsten Hoffnungen begrüßt, später die maßlosesten Angriffe, Schmähungen und Verdammungen von Jenen zu erleiden gehabt, welche nur das sahen, was die Reichsboten jener Zeit gethan, nicht aber auch das, was sie gewollt.

In der That herrscht zwischen diesen letzteren Dingen ein großer und auf den ersten Blick befremdender Gegensatz. Die Männer, welche sich am 18. Mai in der alten Reichsstadt trafen, waren unlängbar würdige Vertreter des Volkes der Denker und der Dichter; die glänzendsten Namen Deutschlands waren hier versammelt, so der General von Radowik, von Vincke, Fürst Sichnowsky, der bayerische Exminister von Beisler, Professor Cassault, Mathy, Gervinus, von Beckerath, von Soiron, Baffermann, Mathy, Beseler, Graf Auersperg (Anastasius Grün), Laube, Pfizer, Arndt, Dahlmann, Drohsen, Duncker, Haym, von Hergenbahn, Heckscher, Wippermann, Waik, Welcker, Zacharia, Biedermann, Giskra, Mittermaier, Robert von Mohl, von Wydenbrugk, Werner, Benedey, Bischer, Robert Blum, Carl Vogt, von Jkstein, A. Ruge, Ludwig Simon und viele Andere.

Die Zahl der Reichsboten belief sich im August auf 565, worunter 193 Preußen, 144 Oesterreicher, 71 Bayern, 28 Würtemberger, 26 Hannoveraner, 24 Sachsen, 17 Badenser, je 11 Hessen-Kasseler, Hessen-Darmstädter und Schleswig-Holsteiner, 7 Mecklenburger, 6 Nassauer, 5 Oldenburger, je 4 Braunschweiger und Weimaraner, 3 Hamburger u. s. w. 18 Bundesstaaten hatten je 1 Vertreter geschickt. Von diesen Abgeordneten schieden bis zu Beginn des Jahres 1849 176 wieder aus, darunter drei durch gewaltsamen, einer durch natürlichen Tod, und es wurden so Ersatzwahlen nothwendig. Im Ganzen haben, nach der Aufstellung des Abgeordneten Wichmann, 766 deutsche Bürger in der Paulskirche gesessen. Bezeichnend genug war es, daß in Oesterreich, wie namentlich in Preußen, das Volk in die Nationalparlamente zu Wien und Berlin vorwiegend Männer aus dem praktischen Leben, bis zu dem Bauernstande herunter, gewählt hatte, während es nach Frankfurt vorwiegend „Gebildete“ entsandte. Der weit-aus größte Theil der Abgeordneten der Paulskirche gehörte den höheren Ständen an. An Zahl waren die Juristen mit 176 Beamten, Advocaten und Dr. jur., dann die Mitglieder der Verwaltungs-zweige am stärksten. Derjenige Beruf jedoch, welcher das geistige Leben der Reichsversammlung beherrschte, war die akademische Wissenschaft. Es saßen in dem Parlamente nicht weniger als 76 Professoren aller Facultäten, 26 Docenten und

höhere Lehrer, 31 Doctoren der Philosophie, darunter die berühmtesten Namen der deutschen Hochschulen.

Eine Versammlung von Gelehrten war es, welche über das Wohl Deutschlands entscheiden sollte.

Wenn man die stattliche Reihe aller dieser Coryphäen der Wissenschaft überblickte und erwog, daß die reinste und aufrichtigste Vaterlandsliebe den weitaus größten Theil der Versammlung erfüllte, so lag die Erwartung nur allzu nahe, daß eine glänzende Wiederaufrichtung der deutschen Einheit die Frucht dieser Berathungen sein werde. Daß nun der Verlauf der deutschen Verfassungskämpfe so schwere Enttäuschung erbrachte, lag nicht am Mangel an gutem Willen seitens der Abgeordneten, sondern hatte eine ganz andere Ursache. Es herrschte und herrscht noch jetzt in Deutschland eine gewisse Ueberschätzung des Wissens an sich, die Annahme, daß Wissen und Können das Gleiche sei, daß ein Gelehrter, in dessen Kopfe eine staunenswerthe Fülle von Kenntnissen sich offenbart, auch ein berufener Politiker sein müsse. Die Summe des Wissens aber, dessen ein Staatsmann bedarf, verschwindet vor jenen Eigenschaften, welche seine wahre Größe ausmachen, der rücksichtslosen Thatkraft, der raschen Benützung des Augenblickes, der durchdringenden Menschenkenntniß — oder Menschenverachtung, — und dem persönlichen Muth, Alles Dinge, die bei den in friedlicher Geistesarbeit in ihren Stuben gebannt gewesenen Hochschullehrern nothwendigerweise zum Mindesten unentwickelt sein mußten. Daraus aber folgte die ganze unerquickliche Haltung des Parlaments. Die Mehrzahl der Versammelten hatte die Einsicht und den besten Willen, eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse zu leiten, aber nicht die Kraft, das schwierige Waagniß durchzuführen. So behandelte man die Aufgaben, zu deren Lösung die Versammlung berufen war, gewissermaßen akademisch, als die Grundlagen zu endlosen Erörterungen, als Beweise für mühsam ausgeheckte Theorien, und erging sich, während ganz Europa unter dem Sturme der Revolution erzitterte, in haltlosen Abstractionen. Vor Allem aber vermied man es auf das Mengstlichste, jenen gordischen Knoten durchzuhauen, von dessen Lösung das ganze Dasein des Parlaments abhing, die Frage nämlich, welche Stellung die

deutsche Reichsversammlung den einzelnen deutschen Fürsten und Staaten gegenüber einnehmen sollte.

Es wird sich in dem Folgenden zeigen, daß diese Frage immer wieder bei jedem Anlasse auftrat und erst mit ihrer Entscheidung eine praktische Thätigkeit der Volksvertretung beginnen konnte. Von vornherein mußten sich die Männer der Paulskirche darüber aussprechen, ob sie sich als souverän betrachteten oder den Fürsten unterordnen wollten. Keines von beiden geschah wirklich. Meist wählte man den beliebten Weg der vermittelnden Vereinbarung, und suchte durch tönende Phrasen von dem Rechtsboden darüber hinwegzutäuschen, daß die Laufbahn des Reichsparlamentes von Anfang an ein Gemisch von Unerfahrenheit in allen praktischen Dingen und völliger Energielosigkeit blieb, und für die späteren Zeiten in dem deutschen Professor den Typus weltentfremdeter, gewissermaßen hilfloser Gelehrsamkeit entstehen ließ.

2.

Die Centralgewalt.

Die ersten Sitzungen des Parlamentes waren von der Frage erfüllt worden, wie man sich zu der am 22. Mai eröffneten preußischen und der zu erwartenden österreichischen Nationalversammlung, welche strenge genommen, so lange sie sich nicht unterordneten, nur als Gegenparlamente genommen werden konnten, zu verhalten habe. Die Beschlußfassung hierüber mußte jedoch eine Entscheidung herbeiführen und so zog man, als beliebtes Verschleppungsmittel, die Einsetzung einer Commission vor. Alsdann wandte sich das Haus einem Vorfalle zu, welcher in dem benachbarten Mainz die Gemüther hochgradig erregt hatte. Zwischen der Bürgerschaft der Bundesfestung und den in letzterer liegenden preußischen Truppen bestand bereits seit dem Frühjahr eine bedrohliche Spannung. Schon am 22. März waren zwei preußische Offiziere überfallen und verwundet worden, und seitdem brachte jeder Tag Beschimpfungen und Schmähungen der preußischen Truppen, deren Haltung in Folge

dessen auch keine allzu entgegenkommende wurde. Am Abend des 21. Mai, eines Sonntags, endlich entstand ein allgemeiner Angriff auf das preußische Militär. Ein Soldat wurde erschossen, drei andere durch Bajonnetstiche getödtet und 25 verwundet, während von den Bürgern drei schwer und zwei leicht verletzt auf dem Platze blieben. In Folge dessen erklärte noch an demselben Abend um zehn Uhr das Gouvernement den Belagerungszustand, löste die Bürgerwehr auf, befahl die sofortige Ablieferung der Waffen und drohte, bei weiterer Widerseßlichkeit die Stadt zu beschießen. In der gleichen Nacht noch wurde der hessische Generalprocurator verwundet, am nächsten Morgen ein Mainzer Bürger von einem preußischen Posten erschossen. Am 23. wiederholten sich die Tumulte, wobei drei Personen durch Schüsse niedergestreckt wurden. Die Aufregung war auf das Höchste gediehen. Das Gouvernement hielt glühende Kugeln zum Bombardement bereit, während die Einwohner sich nunmehr als Opfer einer verthierten Soldateska hinzustellen suchten¹.

Am 23. Mai brachte der Mainzer Demokrat Zitz diese Vorfälle in einem außerordentlich tendenziösen Berichte zur Kenntniß der Versammlung und forderte das Einschreiten derselben. Auf das Neue tauchte damit die Principienfrage auf; denn ließ sich das Parlament auf eine Untersuchung, auf Aenderungen und Befehle ein, so trat es aus der bisher angenommenen beratenden Rolle heraus und maßte sich die Executive an. Man wählte den Mittelweg und entsandte einen Ausschuß zur Kenntnißnahme der Dinge nach Mainz. „Man überschritt“, wie der schwankendsten Ciner, der Abgeordnete Haym schrieb², „auf einen Augenblick die Grenzen der Befugniß einer verfassungsgebenden Versammlung, um für die Zukunft diese Grenzen um so sicherer einhalten zu können!“

Am 26. Mai, dem Tage des ersten Wiener Barrikadenaufruhrs, erstattete der Ausschuß seinen Bericht, welcher die

¹ Es ist höchst bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, daß nach amtlichen Berichten das Mainzer Volk häufig den Preußen drohte, die „rothen Hosen“ (d. h. die Franzosen) würden schon kommen und sie fortjagen.

² Die deutsche Nationalversammlung, S. 17.

Zik'schen Entstellungen auf das richtige Maß zurückführte und den Vorschlag stellte, bei der Bundesversammlung einen theilweisen Wechsel der Mainzer Garnison und die Verlegung eines Bataillons heftiger Truppen nach Mainz, sowie die Reorganisation der Bürgerwehr zu veranlassen. Es entspann sich eine lebhafte Debatte. Zik lärmte gegen den ihm viel zu gemäßigten Antrag und erklärte das Vorgehen des preussischen Gouvernements für eine Verletzung der Civilisation, einen offenen Bruch des Völkerrechts, der Oesterreicher Schmerling stellte den Antrag, zur Tagesordnung überzugehen, Robert Blum trat gegen den Commissionsbericht auf und erklärte feierlich unter dem Bravo der Linken, daß hier nur die Wahl zwischen dem Abzuge des preussischen Militärs und der Auswanderung der Bürgerschaft vorliege. Ihm folgte Fürst Felix Sichnowsky, welcher hier zum ersten Male eine größere Rede hielt. Lebhafter Beifall von rechts, stürmische Unterbrechungen von links begleiteten seine Ausführungen, in welchen er schneidig für die Ehre des preussischen Heeres eintrat. Ihm schloß sich Welcker an, es folgten Heckscher, Beckerath, Wydenbrugk und viele Andere, bis endlich nach einem ermüdenden Vortrage des Abg. Rauwerk das Parlament der weiteren Reden überdrüssig die Abstimmung forderte. Auf Gagerns Antrag beschloß man, zur Tagesordnung überzugehen, jedoch „im Vertrauen, daß die zuständigen Behörden thun würden, was ihres Amtes sei“, eine völlig inhaltlose Phrase, welche nur dazu diente, die eigene Unentschlossenheit zu verhüllen. Die Minorität gab ihre Namen zu Protokoll.

Zu Beginn dieser Sitzung war noch ein weiterer Schritt geschehen, ein Schritt, welchen die Hoffnungen von Millionen des deutschen Volkes begrüßten. Auf Heckschers Antrag hatte das Haus einen Ausschuß für die deutsche Marine eingesetzt.

Diese Commission entfaltete, durch zahlreich einlaufende freiwillige Spenden des deutschen Volkes unterstützt, eine rege Thätigkeit. Man hatte ihr von Staatswegen 6 Millionen Thaler bewilligt, von welchen jedoch nur etwas über ein Drittel wirklich bezahlt wurde. Oesterreich weigerte sich, unter Berufung darauf, daß es seine eigene Kriegsflotte zum Schutze Deutschlands bereit halte, überhaupt Matricularbeiträge zu entrichten;

andere Staaten, wie Bayern und Sachsen, schoben die Sache hinaus; Preußen zahlte wenigstens die erste Rate. Das waren die Auspicien, unter welchen die Reichsflotte in das Leben trat.

Der folgende Tag brachte eine neue, wichtige und principielle Erörterung. Zur Berathung stand ein von Kaveaux aus Köln gestellter Antrag, daß es den Deutschen und Preußen, welche zur Nationalversammlung nach Frankfurt und zur Reichsversammlung nach Berlin gewählt seien, freistehen solle, beide Wahlen anzunehmen. Nicht weniger als 21 Amendements waren von verschiedenen Seiten zu dem Antrage gestellt worden; der zur Prüfung des Kaveaux'schen Antrages eingesetzte Ausschuß schlug vor, „daß alle Bestimmungen (einzelner) deutscher Verfassungen, welche nach Vollendung des allgemeinen Verfassungswerkes (durch die Paulskirche) mit diesem nicht übereinstimmten, abzuändern und mit der deutschen Verfassung in Einklang zu bringen seien“. Manche Anträge der Linken gingen viel weiter; so verlangte Wessendonk, daß in den einzelnen Bundesstaaten überhaupt keine constituirenden Versammlungen stattfinden sollten. Der wichtigste Verbesserungsantrag jedoch war der von Werner, Dunder, Stedman und Genossen gestellte: „daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von der deutschen Nationalversammlung zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmten, nur nach Maßgabe des letzteren als gültig zu betrachten seien — ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet“. Hinter diesem Antrage stand, wie sich bereits aus dem verschwommenen Stile erkennen läßt, die große Masse der Gemäßigten, das Centrum der Versammlung, soweit von Parteien überhaupt die Rede sein konnte. Die Rechte ihrerseits wollte im Vertrauen darauf, daß sich die Einzelstaaten ihrer Verfassungen zu Gunsten der Reichsverfassung selbst entschlagen würden, zur Tagesordnung übergehen.

An der langen und hitzigen Berathung, welche im Laufe des Nachmittags durch eine zweistündige Pause unterbrochen wurde, nahmen fast alle rednerischen Größen der Versammlung Theil. Von der Rechten sprach Graf Arnim-Bohlenburg und von Lincke, dessen von rücksichtsloser Kraft getragene Rede

tiefen Eindruck machte. „Sie haben keine Executivmacht“, rief er den Volksvertretern zu, „ich rede nicht von der physischen Macht, sondern von der moralischen. Diese liegt bloß in der Ueberzeugung. Wenn die Stimme der Mehrheit des Volkes nicht für Sie ist, so werden Sie schwach sein!“ Auch Welcker sprach in diesem Sinne, wenn er auch seinen Vortrag mit dem tiefen Ausspruch begann: „Wenn eine Gemeinschaft in Deutschland sein soll, so muß das Gemeinschaftliche gemeinschaftlich sein“, ferner Eisenmann. Weiterhin redeten Raveaux, Römer, Heckscher, Welcker, Werner, Stedman, Zachariä, Robert Blum. Der Grundgedanke war fast überall der einer Versöhnung gewesen. Man hatte die Empfindung, daß, wie Eisenmann es aussprach, ganz Deutschland auf diese Debatte schaute, und die meisten Redner hatten dringend zur Einigung gemahnt. Immer mehr stiegen die Ausichten, daß der Werner'sche Vermittlungsantrag den Sieg erringen werde. Es war bereits $\frac{3}{4}$ Uhr, als die Debatte ihr Ende erreichte und die Abstimmung begann, welche zum Siege des Werner'schen Antrages führte¹.

¹ Der amtliche stenographische Bericht über die Abstimmung sei hier als Bild der damaligen Parlamentsverhandlungen abgedruckt:

„Präsident: Die Discussion ist geschlossen. (Unterbrechung.)

Mühlfeldt v. Wien (vom Platz aus): Herr Präsident, hängt der Beschluß der Versammlung. . . (Unruhe.)

Präsident: Meine Herren, haben Sie doch die Güte, etwas in Ruhe die Sache vor sich gehen zu lassen! Herr Heckscher will noch eine Erklärung geben . . . ich weiß nicht, wozu sie dient.

Heckscher von Hamburg (neben der Tribüne stehend): Ein Wort zur Versöhnung, Herr Präsident! (Steigende Unruhe, viele Abgeordnete erheben sich von den Sitzen, steigende Spannung.)

Präsident: Ein Wort zur Versöhnung, zur Vereinigung, Herr Heckscher will eine Erklärung Namens der Siebener (es ist der Bericht des Ausschusses über den Raveaux'schen Antrag gemeint, welchen Heckscher, Becke-rath, Römer, Schoder, Pfizer, Hermann und Lette unterzeichnet hatten) geben, ich glaube, sie führt zur Vereinigung. (Steigende Unruhe.)

Heckscher (an die Tribüne sich lehrend mit erhobener Rechten): Vereinigen Sie sich! (Die Unruhe läßt nach.)

Präsident: Ich frage also, ob wir die Erklärung des Herrn Heckscher nochmals hören wollen. (Ja! ja! nein! ja!) Diejenigen, die das wollen, bitte ich aufzustehen. (Es erhebt sich eine große Mehrheit.)

Dies war am 27. Mai; von welchem Laube in seiner Parlamentsgeschichte in dunkler Wendung sagt: „Es ist Poesie eines Volkes, sich mit Opfern zu einer Nation zu erheben“.

An diese Debatten schloß sich die erste eigentliche That der Versammlung, eine der wenigen Thaten, welche sie überhaupt ausführte, die Schaffung einer Centralgewalt.

Daß eine solche nothwendig sei, daß eine Versammlung von einem halben Tausend Reichsboten wohl für Deutschland berathen, aber nicht handeln könne, lag klar zu Tage; es frug sich nur, wer die Centralgewalt schaffen und woher sie genommen werden solle. Die äußerste Rechte wie die extremste

Hefischer: Meine Herren! Es sind im Laufe des Nachmittags viele Angriffe auf mich geschehen (Nein, nein!), ich will nichts darauf antworten. (Unruhe, welche allmählich sich verstärkt und Bravorufen auf der Bank.) Aber mein Gott, zwei Worte werde ich doch sagen können (Eine Stimme in der Nähe der Tribüne: Sie haben nicht das Wort!) Ich habe das Wort allerdings und werde es gebrauchen (Unruhe).

Präsident: Herr Hefischer hat das Wort!

Hefischer führt aus, daß der Ausschuß bereit sei, seinen Antrag fallen zu lassen und dem Werner'schen Amendement zuzustimmen.

Stimmen von allen Seiten: Ich schließe mich an . . . Zur Abstimmung!

Präsident: Meine Herren, wenn Sie mich noch länger unterbrechen, wird die Zeit so vorrücken, daß wir am Ende noch Lichter müssen anzünden lassen. (Benedey und v. Beckerath bitten um das Wort. — Große Unruhe.) Herr v. Beckerath will das bestätigen, was Herr Hefischer bemerkt hat.

v. Beckerath von Grefeld: Nur eine Erklärung, die zu größerer Einigung führen wird. Ich bestätige auch für meinen Theil, was Herr Hefischer gesagt hat, ich bestätige es, weil mehrere Redner den Sinn des Werner'schen Antrages dahin interpretirt haben, daß . . . (Viele Stimmen: Bravo!) daß dadurch der Weg der Verständigung nicht ausgeschlossen ist, ich bestätige es, weil es auch mir am Herzen liegt, daß der gewichtige Ausspruch der Versammlung ein möglichst einstimmiger sei. (Donnerndes Bravorufen von allen Seiten und von den Galerien . . . — große Spannung.)

v. Mühlfeldt von Wien: Erlauben Sie, Herr Präsident, wenn die Versammlung — (Steigende Unruhe und Spannung —. Viele Stimmen: Zur Abstimmung!)

Präsident: Ich glaube, daß bei solchem Gärmen weder die Versammlung gefördert noch die Ordnung gehandhabt werden kann. (Die Unruhe legt sich.) Der Präsident stellt die Reihenfolge fest, nach welcher

Linke der Paulskirche hatten hierüber eine von ihrem Standpunkte durchaus folgerichtige Auffassung. Nach der Ansicht der Conservativen stand die ausübende Macht bei den Regierungen, welchen die Paulskirche bloß als berathendes Organ diene. Mithin mußten die Fürsten die Centralgewalt schaffen. Umgekehrt hielten die Revolutionäre das Parlament für souverän und verlangten ein aus der Mitte der Versammlung zu entnehmendes Executivcomité, eine Art von Wohlfahrtsauschuß, welcher nur dem Parlamente Rechenschaft schuldig sein solle.

Zwischen diesen beiden, an Zahl geringen Gruppen wogten die großen Schaaren der Gemäßigten und Halben, welchen das beliebte Schlagwort der Vermittelung der letzte Anhaltspunkt war. Die Centralgewalt sollte zwischen Regierungen und Parlament vereinbart werden, wobei aber immer noch die Frage offen blieb, ob die Regierungen diese Centralgewalt ernennen und die Versammlung sie bestätigen solle oder umgekehrt. Was eigentlich die Centralgewalt sein solle, stand ebensowenig fest. In der rechten Hälfte der Vermittelung Suchenden neigte man sich zu einem Triumvirat, in dem Preußen, Oesterreich und die übrigen Staaten je einen Vertreter haben sollten, war aber auch dem Gedanken eines Kaiserthums nicht abgeneigt. Die mehr nach links Stehenden waren mehr gesonnen, nur eine einzige Persönlichkeit mit der Würde der Centralgewalt zu bekleiden, ob einen Prinzen, ob einen minder hochgeborenen Sterblichen, blieb unbestimmt.

die Anträge zur Berathung kommen sollen. Der Antrag, zur Tagesordnung überzugehen, wird verworfen. (Anhaltendes Bravo und Acclamation in der Versammlung und auf den Gallerieen.) Es folgt der Werner'sche Antrag, welchen der Vicepräsident v. Soiron verliest.

Präsident: Diejenigen, welche wollen, daß die Nationalversammlung diese Erklärung, wie sie soeben verlesen worden ist, abgebe — (Einige Stimmen: Beschluß!) Was wollen Sie? — ich sage nochmals: Diejenigen, welche wollen, daß die Nationalversammlung diese im Werner'schen Antrage ausgedrückte Erklärung abgeben soll, bitte ich aufzustehen. (Die Versammlung erhebt sich mit einer an Einhelligkeit grenzenden Majorität. Soweit es zu übersehen, verbleiben nur 7 bis 9 Abgeordnete auf den Sizen. Anhaltendes Bravo, Hoch- und Hurrahrufen und Händeklatschen in der Versammlung und auf den überfüllten Gallerieen.)

Dieser Streit zwischen „Trias“ und „Monas“ dauerte während der ganzen ersten Hälfte des Juni in der zur Berathung der Frage am 3. Juni eingesetzten Commission von 15 Mitglieder fort und zeigte, wenn es überhaupt noch eines Beweises bedurfte, den politischen Dilettantismus der Versammlung, welche ohne Berücksichtigung der realen Verhältnisse die so zerfahrene und verworrene Frage der deutschen Einigung durch theoretische Grübeleien zu lösen hoffte.

Die Verhandlungen, welche die Nationalversammlung in der Zeit vom 5. bis zum 19. Juni führten, hatten größtentheils keinen unmittelbaren Erfolg. Man berieth über die Einsetzung einer deutschen Volkswehr, beschloß, die beiden Abgeordneten für Limburg zuzulassen, und verhandelte wiederum über die Posener Frage. Am 9. Juni wurden die schleswig-holstein'schen Angelegenheiten in langer Debatte berathen und am Schlusse in namentlicher Abstimmung mit 275 gegen 200 Stimmen verneint, daß die Genehmigung des mit Dänemark abzuschließenden Friedensvertrages der Nationalversammlung vorbehalten bleiben sollte. Mit diesem Rückzuge hatte die Paulskirche den ersten Schritt auf dem traurigen Wege gethan, welcher sie in Kurzem bis zu dem Septemberaufstand führen sollte. Bezeichnend genug war es, daß bei Beginn der namentlichen Abstimmung eine ganze Anzahl von Abgeordneten sich anschickte, den Saal zu verlassen und erst durch vielfache Aufforderungen zum Dableiben von diesem diplomatischen Vorhaben abgebracht wurde.

Damit war die Entscheidung über die ganze schleswig-holstein'sche Frage dem Ermessen Preußens überantwortet. Allerdings hatte man zuvor mit großer Mehrheit einen Antrag des Professors Waitz angenommen, welcher wie folgt lautet: „Die deutsche Nationalversammlung erklärt, daß die Schleswig'sche Sache, als eine Angelegenheit der deutschen Nation, zu dem Bereiche ihrer Wirksamkeit gehört, und verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen; daß aber bei dem Abschlusse des Friedens das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde“.

Die Gründung der deutschen Flotte beschäftigte um diese Zeit ebenfalls das Parlament. Als Berichterstatter des Marineauschusses hielt v. Radowiz, der damit zum ersten Male vor der Versammlung erschien, einen Vortrag. „Indem wir aussprechen“: sagte er, „«Es entsteht eine deutsche Flotte!» und es durch Handlungen zeigen, haben wir ein Zeugnis abgelegt von der Einheit Deutschlands, das in die fernsten Zonen sich fortträgt. (Bravo!) Das erste deutsche Kriegsschiff, das erscheint und sich vor die Mündung des Rio de la Plata legt, zeigt den dortigen zahlreichen Deutschen, daß sie nicht mehr von der Willkür eines Tyrannen ausschließlich abhängen, sondern daß hinter ihnen ein Volk von 40 Millionen steht“. (Andauerndes Bravo.) Am 14. Juni wurde die Frage weiter erörtert und nahezu einstimmig beschlossen, die Bundesversammlung zu veranlassen, die Summe von 6 Millionen Thalern, für deren Verwendung die zu schaffende Centralgewalt verantwortlich sein würde, verfügbar zu machen. Schon jetzt war abzusehen, daß die Gründung einer deutschen Seemacht auf große Schwierigkeiten stoßen müsse. In der ganzen Versammlung befand sich kein Marineoffizier und nur sehr wenige mit dem Seewesen vertraute Persönlichkeiten aus den Hansestädten; allein dies hielt das Parlament nicht ab, sich mit allen technischen Einzelheiten der geplanten Flottengründung, mit Erörterungen über die Größe der Schiffe, das Kaliber der Geschütze, die Art der Explosionsgeschosse, die Zahl der Pferdekkräfte, die Form der Segel u. s. w. — und zwar meist, es muß dies gesagt werden, mit der größten Unkenntniß — zu befassen. Das Ausland, vornehmlich England, hielt schon jetzt mit seinem Spotte nicht zurück!¹

In der Sitzung des 19. Juni begann endlich die lange erwartete Debatte über die Schaffung einer Centralgewalt. Vorgeschlagen war in dem von Dahlmann verfaßten Berichte der Commission die „Trias“; ein Bundesdirectorium, aus drei Männern bestehend, welche von den deutschen Regierungen bezeichnet und nach Zustimmung der Nationalversammlung ernannt

¹ So brachte der Londoner „Punch“ einen Schmähartikel mit den Worten: «Where is Bedlam? at St. Paul's. Francfort.»

werden sollten. Als Aufgaben dieses Landesdirectoriums erwähnte der Bericht die Ausübung der vollziehenden Gewalt in allen die Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffenden Angelegenheiten, die Oberleitung des Bundesheeres und Ernennung des Oberfeldherrn, die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands und Ernennung von Gesandten und Consuln. Ueber Krieg und Frieden und Verträge mit auswärtigen Mächten sollte das Directorium nach Absatz 4 des Entwurfs im Einverständnisse mit der Nationalversammlung entscheiden, das Triumvirat sollte sich mit einem verantwortlichen Ministerium umgeben, dessen Mitglieder an den Berathungen der Paulskirche theilnehmen, jedoch nur in ihrer etwaigen Eigenschaft als Abgeordnete stimmen dürften. Einfluß auf die Errichtung des Verfassungswerkes war den Bundesdirectoren, welche nicht aus der Versammlung genommen werden konnten, versagt und ihre Amtsdauer auf die Zeit bis zur Vollendung der Constitution beschränkt. Wie sehr dieser „staatsmännische“ Entwurf nach der Lampe roch, braucht heutzutage kaum mehr ausgeführt zu werden. Jedem muß es einleuchten, daß in der Mitte eines solchen, aus einem preussischen, einem österreichischen und vielleicht einem bayerischen Prinzen — man dachte auch an den jetzigen Herzog von Coburg — zusammengesetzten Directoriums in Kurzem die Jahrhunderte alte Rivalität zwischen Habsburg und Hohenzollern emporlodern und unter völliger Nichtachtung der Paulskirchenredner zum offenen Kampfe führen mußte.

Sechszehn weitere Anträge waren aus dem Schooße der Versammlung gestellt, darunter wohl als der complicirteste der Vorschlag des Erministers von Lindenau, wonach das Bundesdirectorium aus 3 von Oesterreich, Preußen und den übrigen Staaten, 3 aus der Mitte der Nationalversammlung selbst erwählten Männern und einem gleichfalls vom Parlamente als Präsidenten einzusetzenden, nicht souveränen Mitgliede eines deutschen Fürstenhauses bestehen sollte. Andere Anträge verlangten entweder die Einsetzung eines einzigen „Reichsstatthalters“ u. s. w. oder eines aus der Versammlung zu erwählenden Vollziehungsausschusses. Vielfach wurde auch die sofortige Auflösung der Bundesversammlung gefordert.

Nachdem zunächst Dahlmann für seinen Bericht gesprochen, und Hecksher in langer Rede sich gegen einzelne Punkte des Entwurfs gewandt, tobte der Wiener Demokrat Wiesner unter dem Jubel der Linken und der Gallerieen gegen die um sich greifende Reaction. Einige geringere Redner folgten, alsdann betrat der Mann die Tribüne, welcher unzweifelhaft der bedeutendste Geist der Versammlung war. Man hatte den Abgeordneten für Rütten, General von Radowiz, erst in einer Frage, als Berichterstatter des Marineauschusses, sprechen hören, allein nichtsdestoweniger verbreitete sich tiefes Schweigen in dem Augenblicke, da der Führer der Rechten das Wort ergriff. Die Versammlung fürchtete sich vor ihm¹, so seltsam es klingt; sie betrachtete den preußischen Offizier und Diplomaten als ein Räthsel, dessen Lösung noch Keinem gelungen.

Radowiz sprach nicht lange. In kurzen knappen Sätzen entwickelte er, einmal heftig von der Linken unterbrochen, die Ansicht, daß die Ernennung der provisorischen Centralgewalt

¹ „Wer hat nicht unwillkürlich den Namen Cagliostro ausgerufen“, schreibt Saube (I, 259): „wenn dieser Mann mit den stehenden dunkelbraunen Augen auf der Rednerbühne der Paulskirche erschien und durch sein bloßes Erscheinen die lärmende Unruhe des Hauses urplötzlich verwandelte in lautlose Stille, in allgemeine Spannung? Die frivolsten Menschen sogar auf der Linken wurden sofort still und ernsthaft, als ob ein Zauberer, wenn auch ein widerwärtiger, einen magnetischen Strahl über sie hinschnellte unter den schwarzen Augenbrauen hervor!“

„Stammenswerth“, berichtet Wiedermann (Erinnerungen aus der Paulskirche, S. 176) „war die fast zauberhafte Gewalt, welche sein (Radowiz') Talent und seine Persönlichkeit, so oft er auftrat, auf die Versammlung übten.“

Selbst Rogge, dessen ägender Spott sonst keinen verschont, schreibt (Parlamentarische Größen I, 77 f.): „Wohl wird sich noch manche Dame und selbst manch ein kräftiger Mann des kalten Schauers erinnern, der sie befiel, sobald der Abgeordnete für Rütten in der Paulskirche das Wort ergriff. Langsam erhob sich die große muskulöse Gestalt von der Bank, wo er, in wohlberechneter Theilnahmslosigkeit, entweder mit übereinandergeschlagenen Armen sich hingestreckt oder mit Briefschreiben beschäftigt hatte. Gemessenen Schrittes betrat er die Tribüne, streckte in fernengerader Stellung die Arme vor sich nach der Brüstung aus und sprach in dieser Position über die wichtigsten Fragen, ohne daß je die leichteste Gesticulation, das leiseste Zucken der Muskeln, die geringste Modulation

Sache der einzelnen Regierungen sein müsse. Mit dem Hinblick darauf, daß sonst das begonnene Verfassungswerk in die république une et indivisible überzugehen drohe, schloß Radowiz unter anhaltendem Bravo der Versammlung und Pfeifen der Galerien seine Rede.

Einen ähnlichen Erfolg errang an diesem Tage nur noch Baffermann, welcher der Versammlung einige derbe Wahrheiten sagte und die zahlreichen Blößen des mühsam vom Ausschusse ausgeflügelten Verfassungsentwurfes enthüllte. Den Beschluß des Redeturniers machte an diesem Tage Duncker. Er beschwor die Versammlung, ihre Entscheidung „weise, umsichtig, staatsmännisch“ zu fassen.

Die Fortsetzung der Debatte am nächsten Tage brachte einen merkwürdigen Vorfall, welcher die politische Umsicht der Paulskirche auf das Grellste beleuchtete. Der Abgeordnete Braun von Cösklin schlug ein Amendement vor, wobei sich nach dem stenographischen Berichte die folgende Scene entspann:

Braun von Cösklin: „Das Amendement lautet: Bis zur definitiven Begründung einer obersten Regierungsgewalt für Deutschland werde die Ausübung derselben in allen gemeinsamen Angelegenheiten der Krone Preußen übertragen“. (Stürmische Heiterkeit in der Versammlung.)

der Stimme im Mindesten den Sturm andeutete, der nach der Voraussetzung des Auditoriums die Brust eines «Staatsmannes» in solcher Augenblicke durchwühlen mußte. — Er stand da, weder Liebe noch Haß erweckend, bloß wie ein unerforschlicher Abgrund.“

Ebenso Wichmann (Denkwürdigkeiten, S. 73): „Lautlose Stille trat ein, wenn er nur die Tribüne beschrift, mochte die Stimmung auch noch so erregt sein“.

Auch der Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche“ spricht wiederholt (S. 99 u. a.) von dem „unheimlichen Grauen“, das v. Radowiz der Versammlung einflöhte. Sehr bemerkenswerth ist es auch, daß die Carricaturen, welche in Masse über alle irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten des Jahres 1848 verbreitet wurden, zwei Männern, v. Radowiz und v. Bismarck, gegenüber ihre Macht verloren. Radowiz erscheint stets auf solchen Bildern als unheimlicher Gespensterbeschwörer oder Zauberer, in langen, wallenden Gewändern, Bismarck, dessen Bildnisse erst 1849 auftauchten, häufig als ein von Kopf bis zu Fuß in Erz gewappneter Ritter.

Präsident: „Meine Herren, lassen Sie doch Jeden seine Meinung aussprechen“.

Eine Stimme (vom Platz): „Der Redner auf der Tribüne lacht ja selbst mit“.

Raum konnte Braun unter fortwährenden Schlußrufen der Versammlung seinen Antrag motiviren, und als derselbe unterstützt werden sollte, fanden sich nicht einmal die nöthigen 20 Stimmen. Der nächste Sprecher, Reh aus Darmstadt, leitete seine Ausführungen mit der mitleidigen Bemerkung ein, daß er auf die Rede des Abgeordneten aus Hinterpommern nichts zu erwidern habe. Das war die politische Weisheit der Versammlung, welche noch nicht ein Jahr später freiwillig dem König von Preußen das erbliche Kaiserthum antrug!

Im Uebrigen gehörte dieser Tag wesentlich den Rednern der Linken. Robert Blum beantragte die Schaffung eines Vollausschusses und gab sich die ersichtlichste Mühe, das Parlament mit sich fortzureißen. Allein seine Phrasen vom „brechenden Himmelsauge der Freiheit“ und Aehnlichem, welche in der Volksversammlung ihre Wirkung nicht verfehlten, machten auf die ihm an Wissen und Bildung meist weit überlegenen Zuhörer der Paulskirche keinen Eindruck, und sein Erfolg war ein schwacher, wenn auch die Linke stürmisches Bravo schrie. Zwei andere radical Gesinnte, Simon von Trier und v. Trützschler, unterstützten den Leipziger Volksmann, während für die Trias v. Beckerath und in einer endlosen Rede Welcker eintraten.

Am dritten Tage schien die Stimmung wieder für die Einzelherrschaft umzuschlagen. Eine Anzahl Mitglieder des Centrums stellte durch den Schwaben Schoder den Antrag, es möge „ein Präsident“ von den deutschen Regierungen der Nationalversammlung zur Genehmigung bezeichnet werden. Für die Souveränität des Volkes sprach Wilhelm Jordan aus Berlin; v. Vinde trat ihm in einer gewandten, vielfach von Zwischenrufen unterbrochenen Rede entgegen, in deren Verlauf er sich durch die Aeußerung, er glaube nicht sowohl in der Paulskirche als auf der Bühne während einer Aufführung des „Freischütz“ zu sein, einen Ordnungsruf des Präsidenten zuzog. Sein An-

trag ging dahin, daß ein Bundesdirector von den Regierungen ernannt werden solle.

Drei Tage hatte man so bereits debattirt und noch waren, obwohl bereits 45 Redner aufgetreten, noch über hundertundvierzig Namen eingeschrieben, noch war kein Ende der Verhandlung abzusehen. Eine allgemeine Ermüdung bemächtigte sich der Versammlung, so daß der vierte Tag, der 22. Juni, zudem ein hoher katholischer Feiertag, ziemlich still verlief. Die Hauptreden hielten der Münchener Professor v. Lassaulx, der Weimar'sche Staatsminister v. Wydenbrugk und der Kölner Benedey. Man sah ein, daß es auf diese Weise nicht weiter gehen könne und trat einem von Ruge angeregten Vorschlage bei, wonach von nun ab die Redner im Namen ihrer Parteien, d. h. der zu bestimmten Anträgen vereinten Gruppen sprechen sollten.

So prallten denn am fünften Tage mit erneuter Heftigkeit die Geister zusammen. Die Linke hatte Ziz und Ruge entsandt, welcher letzterer mit einer thatächlich glänzenden Rede einen solchen Erfolg errang, daß selbst der amtliche Bericht ihn mit den Worten: „Unhaltendes Bravorufen von der ganzen Versammlung, rauschender Beifall von den Gallerieen“ kennzeichnet. Von der Rechten trat Radowiz für die Binde'schen Vorschläge ein, Moriz Mohl wünschte die Wahl eines Präsidenten durch die Nationalversammlung, v. Saucken, Wippermann, Waiz, Edel und viele Andere sprachen über die schwebende Frage, welche sich nunmehr endgültig zu der von der rechten Mitte der Versammlung vertretenen Wahl eines Bundesdirectors durch die Regierungen neigte.

Sonnabend der 24. Juni, der sechste Tag der Debatte brach an und es schien kaum mehr möglich, dem so vielfach behandelten Gegenstande eine neue Seite abzugewinnen. Wohl schlugen sich Robert Blum, Fürst Sichnowsky, Carl Vogt, Raveaux und der Badenser Mathy herum, wobei Raveaux es zu Wege brachte, daß die Versammlung, welcher die französische Nationalversammlung am 24. Mai eine brüderliche Begrüßung votirt hatte, sich zum Zeichen, daß sie eine Nation sei, unter stürmischem Beifallsruf von den Sitzen erhob; allein Jeder im Hause fühlte, daß die Entscheidung von einer anderen Seite kommen müsse.

Der Präsidentenstuhl, auf welchem man Gagerns stattliche Erscheinung zu erblicken gewohnt war, war von Siron eingenommen, ein sicheres Zeichen, daß der Vorsitzende des Parlamentes, was er bisher noch nie gethan, persönlich in die Debatte einzugreifen beabsichtigte. Tiefe Stille herrschte, als Heinrich von Gagern gegen zwei Uhr Nachmittags die Tribüne bestieg, um die denkwürdigste aller Reden der Paulskirche zu halten. Nachdem er zunächst die Kompetenz der zu schaffenden Gewalt auf dem Wege einer kritischen Betrachtung der vorliegenden Verfassungsentwürfe erörtert, ging er zu dem wesentlichsten, nach Form und Inhalt völlig unerwarteten Theil seiner Rede über. „Wer soll die Centralgewalt schaffen? — Meine Herren, ich habe diese Frage von dem Standpunkt des Rechts und von dem Standpunkte der Zweckmäßigkeit vielfach beurtheilen hören; ich würde es bedauern, wenn es als ein Princip gälte, daß die Regierungen in dieser Sache gar nichts sollten zu sagen haben; aber vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit ist meine Ansicht bei weiterer Ueberlegung wesentlich eine andere als die der Majorität im Ausschusse, selbst eine andere als die im Schoder'schen Amendement entwickelte. Meine Herren! — ich thue einen kühnen Griff und ich sage Ihnen: Wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen!“ — . . (Lang anhaltender, stürmischer Jubelruf.) Unter athemloser Spannung der Versammlung fuhr Gagern fort. Nach seiner Ansicht überhob man die Regierungen einer Verlegenheit, indem man, im Vertrauen auf ihre nachträgliche Zustimmung und in der Absicht, möglichst Zeit zu gewinnen, zu der Wahl der Centralgewalt schritt, welche sich in einem Manne, dem Reichsverweser, verkörpern sollte. Ein Privatmann allerdings konnte ein solches Amt nicht übernehmen, sondern nur eine Persönlichkeit der höchsten Sphäre.

„Darin wird keine Abdankung unseres Princips (der nationalen Souveränität) gefunden werden können“, fuhr Gagern fort, „wenn etwa meine Meinung, wie sie es wirklich ist, die sein sollte, daß die hochstehende Person ein Fürst sein müsse,

¹ Stenographischer Bericht, I, S. 521, Sp. 2.

was auch Sie (die Linke) einräumen können, nicht weil es, sondern obgleich es ein Fürst ist. (Allgemeines, wiederholtes Bravorufen und Händeklatschen in der Versammlung und auf den Galerieen.) Meine Herren! (zur ganzen Versammlung) Es ist Ihnen vorhin viel Schlimmes gesagt worden von den Fürsten; ich habe diesen Haß gegen die Fürsten nicht mit aufgezogen und die Liebe zu den Menschen war mir immer näher! (Auf der Rechten lebhaftes Bravorufen.) Aber, meine Herren, einen Haß gegen ganze Generationen zu tragen, ohne die Personen zu bezeichnen, die etwa des Hasses werth sein könnten, das ist nicht großmüthig. (Auf der Rechten und auf der Galerie vielfaches, anhaltendes Bravo.) — Einigen wir uns, soweit Einigung möglich! — — Wir stellen nicht die Freiheit bloß, und wir schaffen die Einheit unseres Volkes und Vaterlandes, nach der wir schon so lange uns sehnten!“ — (Stürmischer, lange andauernder Beifall von allen Seiten der Versammlung und von den Galerieen.)“

Der große Wurf war gechehen; verstoßen und vergessen lag Alles, was man seit einer Woche berathen, am Boden. „Neue Wellen gingen über alle bereits trocken gelegten Punkte und brausend erregt wogte die in ihren Grundfesten bewegte Versammlung.“¹ Noch versuchte Dahlmann in langer Rede seine trockene Weisheit zu entwickeln, allein die Versammlung war zu aufgereggt, um sich auf weitere Debatten einzulassen. Kurz nach drei Uhr wurde die Sitzung aufgehoben.

Am Montag den 26. Juni sollte die Abstimmung erfolgen; doch zeigte es sich bald, daß es eine schwierige Aufgabe sein würde, sich aus der Fluth der zahllosen Anträge und Amendements herauszuwinden. Endlose Debatten über die Geschäftsordnung erfüllten die Sitzung, welche der allgemeinen Erregung der Geister wegen nach zwei Uhr unterbrochen werden mußte. Gegen fünf Uhr begann die Berathung auf das Neue, allein bald erregte der streitsüchtige Hecksher durch eine scharfe Aeußerung einen so unerhörten Tumult², daß eine abermalige Ver-

¹ Saube, I, 328.

² Der stenographische Bericht verzeichnet wiederholt „fürchtbaren Lärm“, „Stampfen mit den Füßen“ u. dgl. m.

tagung von einer halben Stunde eintreten, und, als auch dann der Lärm fort dauerte, die Sitzung aufgehoben werden mußte.

Am Dienstag hatte man sich so weit beruhigt, daß die Abstimmung, allerdings durch häufigen Lärm unterbrochen, ihren Anfang nehmen konnte, und am 28. Juni, dem Mittwoch, vereinbarte man dann endlich mit 450 gegen 100 Stimmen das „Gesetz über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland“. Diese Behörde sollte bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland in allen die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Reiches betreffenden Angelegenheiten die vollziehende Gewalt ausüben, die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht übernehmen, den Oberbefehlshaber derselben ernennen und die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands wahren. Von der Theilnahme an der Errichtung des Verfassungswerkes blieb die Centralgewalt ausgeschlossen, über Krieg und Frieden sollte sie im Einverständnisse mit der Nationalversammlung beschließen. „Die provisorische Centralgewalt“, lauten die wichtigen, nun folgenden 5., 6. und 7., „wird einem Reichsverweser übertragen, welcher von der Nationalversammlung frei gewählt wird. Der Reichsverweser übt seine Gewalt durch von ihm ernannte, der Nationalversammlung verantwortliche Minister aus. Alle Anordnungen desselben bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung wenigstens eines verantwortlichen Ministers. Der Reichsverweser ist unverantwortlich.“ Die Minister hatten als solche Theilnahme, aber nicht Stimme bei den Berathungen der Nationalversammlung; der Reichsverweser durfte nicht zugleich Abgeordneter sein. Der Bundestag sollte sich sofort nach Eintritt der Wirksamkeit der Centralgewalt auflösen, und diese letztere sofort nach Vollendung des deutschen Verfassungswerkes ihre Thätigkeit einstellen.

Am nächsten Tage, dem 29. Juni, fand um 12 Uhr Mittags in den fünfzehn Abtheilungen des Parlamentes die Wahl des Reichsverwesers statt. Ueber den Ausgang war man nicht zweifelhaft. Erzherzog Johann von Oesterreich galt von vornherein allen Denen, welche einen deutschen Fürsten als unver-

antwortliche Centralgewalt einzusetzen gedachten, für die geeignetste Persönlichkeit. Er war populär vor Allem durch zwei Dinge; einmal jenes bekannten Toastes: „Kein Oesterreich, kein Preußen, ein großes einiges Deutschland!“ wegen, welchen er 1842 bei dem rheinischen Bankette Friedrich Wilhelms IV. ausgesprochen haben soll, aber aller Wahrscheinlichkeit nach, in dieser Fassung wenigstens, niemals ausgesprochen hat, und ferner durch seine Heirath mit einem Mädchen „aus dem Volke“, der Tochter eines Postmeisters und nachmaligen Gräfin von Meran. Eine geistig bedeutende Persönlichkeit war der schon betagte Prinz gewiß nicht, allein gerade die Einfachheit und Schlichtheit seines Wesens gereichte ihm hier zur Empfehlung. „Eine schmale Mittelfigur“, schildert ihn ein Zeitgenosse, „die ganz anspruchslos und am liebsten im bürgerlichen Kleide einherschreitet. Ohne Prunk bleibt er stehen, wo er Jemand was sagen, wo ihm Jemand was sagen will. Und was er sagt, ist der natürlichste Ausdruck dessen, was die Umgebung, was der Augenblick darbietet. Er ist anspruchslos, ist gesund. Auch wenn er öffentlich sprechen muß, er nimmt keinen Anlauf, er sucht keine künstlichen Wege, er sagt kurz und bündig, was er sagen will.“

So war der Mann beschaffen, welchen am 29. Juni 1848 von 548 Abgeordneten zum Reichsverweser erkoren. 52 hatten für Heinrich von Gagern, 32 für den Badenser Demokraten Adam von Ickstein gestimmt, 27 endlich erklärten, keinen „Unverantwortlichen“ wählen zu wollen. Gagern verkündete das Ergebniß der Wahl und proclamirte feierlich Johann Erzherzog von Oesterreich zum Reichsverweser über Deutschland. Unter dreimaligem Hoche erhoben sich die Abgeordneten und die Zuhörer auf den Gallerieen. Die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, und Gagern fuhr fort: „Er bewahre seine alle Zeit bewiesene Liebe zu unserem großen Vaterlande, er sei der Gründer unserer Einheit, der Bewahrer unserer Volksfreiheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Vertrauen. Nochmals, Erzherzog Johann, der Reichsverweser, er lebe hoch!“

Eine Abordnung von sieben Reichsboten, der Frankfurter Juch, der Oesterreicher von Andrian, der Ostpreuße von Sautken, der Rheinländer Radeaux, der Schleswiger Francke, der Bayer

von Rothenhan und der Hamburger Seefischer, begab sich nach Wien zu dem Erzherzoge, welcher als Vertreter des Kaisers in der österreichischen Hauptstadt weilte und überbrachte, wie schon früher berichtet, die Mittheilung der Frankfurter Wahl. Erzherzog Johann nahm dieselbe an, woran auch Niemand gezweifelt hatte, und traf am Abend des 11. Juli, von dem stürmischen Jubel einer ungeheuren Volksmenge umwogt, in der alten Reichsstadt ein. Am folgenden Tage holte der Vicepräsident von Soiron mit fünfzig Abgeordneten den Reichsverweser von dessen Absteigequartier an der Zeil ab und führte ihn in feierlichem Zuge unter Glockengeläute und Kanonendonner durch die festlich geschmückten, von der Frankfurter Bürgerwehr eingesäumten Straßen nach der Paulskirche, an deren Eingang Gagern den zu Fuße gehenden und bürgerlich gekleideten Erzherzog empfing und in die Versammlung geleitete.

Nachdem hier nochmals das Gesetz über die Schaffung der Centralgewalt verlesen worden war, ergriff unter lautloser Stille des Hauses der Reichsverweser das Wort. Er dankte für das ihm bewiesene Vertrauen, versprach, die verlesenen Verfassungsbestimmungen halten zu wollen und schloß dann mit den Worten: „Ich erkläre zugleich, daß ich mich diesem Amte ungetheilt widmen und ungefümt Se. Majestät den Kaiser ersuchen werde, mich nach der von mir bereits zugesicherten Eröffnung des Reichstages von der weiteren Stellvertretung in Wien zu erheben. (Lang anhaltendes, donnerndes Bravo und Lebehoch von Seiten der Versammlung und der Galerien.) Auf der Welt (zum Präsidenten gewandt und ihm die Hand reichend) darf man nichts halb thun; hat man einen Entschluß gefaßt, so muß man sich dem ganz widmen, wozu man berufen ist, nämlich der deutschen Nation!“ (Anhaltendes und stürmisches Bravo.)

An die Spitze des Reichsministeriums, mit dessen Bildung alsbald begonnen wurde, trat, nachdem sich die Unterhandlungen mit dem preußischen Exminister Camphausen zer schlagen, Fürst Karl von Leiningen, ein im besten Mannesalter stehender süddeutscher Magnat, dessen bisherige politische Thätigkeit sich wesentlich auf ein entschiedenes Eintreten für die deutsche Centralgewalt beschränkt hatte.

Das Portefeuille des Aeußeren übernahm Heckscher, nachdem er die Verwaltung der Justiz in Kurzem niedergelegt hatte. Leicht war seine Stellung keineswegs. Denn fast das ganze Ausland blickte mit unverhohlenem Mißtrauen auf diese neue Schöpfung einer deutschen Centralgewalt. Vollkommen anerkannt wurde, wie sich bald ergab, die letztere nur von den Vereinigten Staaten, Holland, Belgien und Skandinavien, England und namentlich Frankreich¹ verhielten sich sehr zurückhaltend, und Rußland und Dänemark nahmen von der Schöpfung der Paulskirche überhaupt keine Kenntniß.

Das Innere erhielt der gewandte Oesterreicher von Schmerling, welcher anfangs auch das Portefeuille des Aeußeren innegehabt hatte. Ein Landsmann, von Würth, stand ihm zur Seite.

Der Posten eines Reichskriegsministers fiel dem preußischen General von Peucker zu, welcher in dieser peinlichen Stellung große Hingabe und rege Arbeitskraft entwickelte. Von einer thatsächlichen Leitung der einzelnen deutschen Bundescontingente konnte allerdings, bei der später näher zu schildernden Lage der Dinge, nicht die Rede sein.

Die Justiz übernahm, nach Heckschers Rücktritt von dieser Stellung, Robert von Mohl, das Ministerium des Handels der Bremer Senator Duckwitz, das Finanzministerium Hermann von Beckerath. Endlich gehörten noch die Unterstaatssecretäre Baffermann, Widenmann, Pallati, Mathy, Max von Gagern, der Bruder des Präsidenten der Paulskirche und des bei Randern gefallenen Generals, und von Biegeleben dem Reichsministerium an.

Die endgültige Zusammenstellung des Ministeriums geschah erst in der ersten Hälfte des August. Denn schon am 15. Juli

¹ In Paris waren gleichzeitig v. Raumer, der berühmte Historiker, als Frankfurter Gesandte und daneben v. Willisen als Vertreter Preußens. „Die Franzosen interessirten sich nun offenbar mehr für das unoffizielle Organ einer realen Macht als für das offizielle Organ einer idealen Macht. Dazu war Raumer selbst ein Preuße und sie gaben sich keine besondere Mühe, den feinen Unterschied zwischen einem deutschen Preußen und einem preußischen Deutschen zu ermitteln.“ (Raube, II, 72.)

hatte der Reichsverweser, nachdem er einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in Begleitung Heckers nach Wien abzureisen müssen, um in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des Kaisers der dort täglich wachsenden Anarchie entgegenzutreten, und erst am 3. August kehrte er nach Frankfurt zurück.

Für die Bundesversammlung in der Eschenheimer Gasse war die Schaffung der Centralgewalt die willkommene Erlösung aus der schweren Agonie, in welcher sie sich seit dem März befand. Die Vertrauensmänner waren schon am 5. Juni auseinandergegangen. Und am 12. Juli erklärte der Bundespräsidialgesandte Schmerling, daß nunmehr der Erzherzog Johann die hohe Würde eines Regenten Deutschlands antrete, die Bundesversammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet ansehe und Namens der Regierungen, deren Mitwirkung sie verheißt, die Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen in die Hände der provisorischen Gewalt lege. So hatte sich hier endlich der Lauf der Dinge erfüllt. Die Bundesversammlung hatte endlich, nachdem sie seit dem Zusammentritt der Nationalversammlung nur noch ein Scheinleben geführt, dasjenige Schicksal erreicht, welches ihr die Vaterlandsfreunde seit ihrem Bestehen gewünscht, und wer die Befürchtung ausgesprochen hätte, das Gespenst in der Eschenheimer Gasse könne doch noch einmal zu neuem Leben erwachen, wäre sicherlich als Schwarzseher verhöhnt und verlacht worden.

Nach den Ehren und Würden, die sich auf ihn häuften, zu urtheilen, hätte Erzherzog Johann nunmehr als Vertreter des Kaisers von Oesterreich und Verweser des deutschen Reiches einer der mächtigsten Regenten des Erdballs sein müssen, und doch war thatsächlich seine Macht eine völlig illusorische, geringer als die des geringsten Bundesfürsten, wie denn auch sofort der Name „Johann ohne Land“ als Bezeichnung für ihn auftauchte. Als die Nationalversammlung sich durch Gagerns Rede hinreißen ließ, über die von ihr selbst gesteckten Grenzen hinauszugehen und lediglich aus eigener Machtvollkommenheit die Centralgewalt zu schaffen — ein Entschluß von einer Energie, welche bei einer sonst so schwankenden Versammlung geradezu befremdlich erschien —, da beging sie einen schweren Fehler,

indem sie die Ausführung ihrer Beschlüsse einem Fürsten übertrug, dem sowohl die Mittel der äußeren Gewalt, als auch die hohen Gaben des Geistes zu einer solchen Aufgabe fehlten. Hätten die Männer der Paulskirche, statt Menschen und Völker als leblose und fühllose, nach den Theorien abstracter Betrachtung zu verrückende Schachfiguren zu betrachten, sich in die reale Sachlage gefunden, so wäre es ihnen klar geworden, daß die Einigung Deutschlands wesentlich von der Einigung Oesterreichs und Preußens abhing. Von diesem Gesichtspunkte aus war die Wahl des österreichischen Erzherzogs eine durchaus verfehlte. Offenbar wendete sich damit die Versammlung von Preußen ab und jenem Hause zu, dessen Bestreben Jahrhunderte hindurch nur das gewesen war, seine eigene Macht und sei es auch auf Kosten der Würde und Größe des Reiches zu mehren. Daß ferner Hohenzollern sich auf die Dauer niemals einem habsburgischen Prinzen unterordnen würde, lag auf der Hand, und so bedeutete die Wahl Erzherzog Johanns in ihren Folgen nichts Anderes, als daß man das immer noch kraftvolle und schlagfertige Preußen, auf dessen Unterstützung man in allen äußeren und inneren Verwickelungen angewiesen war, vor den Kopf stieß und sich dem von Bürgerkrieg und Aufruhr zerrütteten, dem Zusammenbruche nahen Kaiserstaate zuwandte. Allerdings stellte Preußen seine bei Frankfurt liegenden Truppen dem Reichsverweser für dringende Fälle zur Verfügung, wie dies auch für die gesammte bayerische Armee angeordnet worden war, und stimmte König Friedrich Wilhelm IV. der Wahl des Reichsverwesers, jedoch ohne der Paulskirche zu gedenken, in einem Armeebefehle vom 29. Juli zu, allein schon am 17. Juli trat Preußen mit dem bezeichnenden, eine Erneuerung des Bundestages bezweckenden Vorschlage hervor, es sollten die Bevollmächtigten der Regierungen bei der Centralgewalt zu einer Versammlung zusammentreten, in welcher Oesterreich und Preußen je drei, Bayern, Württemberg nebst Baden und Hohenzollern, Sachsen mit den thüringischen Herzogthümern, Hessen-Kassel, -Darmstadt, -Homburg nebst Frankfurt und endlich die übrigen Kleinstaaten je eine Stimme haben sollten. Hatte dieser Vorschlag, welchem die Centralgewalt in einem späteren Erlasse ent-

schieden entgegentrat, auch keinen praktischen Erfolg, so zeigte er doch die tiefe Verstimmung Preußens und der ihm nahestehenden Staaten. Am weitesten ging hierin Hannover, dessen Ministerium sich in einem vom 7. Juli datirten Schreiben an die Stände offen gegen den Gang der Dinge in Frankfurt aussprach. Die hannover'schen Abgeordneten der Paulskirche legten sofort dagegen Protest ein, doch dauerte es bis zum 21. August, daß Hannover endlich durch seinen Bevollmächtigten von Bothmer widerwillig die deutsche Centralgewalt förmlich anerkannte.

So ließ die Wahl des Reichsverweisers eine glückliche Lösung des Einigungswerkes kaum erhoffen. Der Gagern'sche „kühne Griff“ war ein Mißgriff in des Wortes vollster Bedeutung.

3.

Die Grundrechte.

Von einer Parteibildung im parlamentarischen Sinne hatte bei dem Zusammentritte des Parlaments nicht die Rede sein können. Niemand wußte, wie sich der Lauf der Verhandlungen gestalten, was für Gesinnungsgenossen und Gegner er treffen würde, überlegen mit sich fortreisende Geister, geborene Parteiführer, waren zudem nicht oder nur ganz spärlich vorhanden und die große Masse der Versammlung selbst nach der Art ihrer Zusammensetzung von dem instinctiven Drange beseelt, nirgends entschieden Farbe zu bekennen, sondern überall vermittelnd und vereinbarend zu wirken. So hatten sich zu Anfang nur die wenigen extrem rechts oder links Gesinnten zusammengescharrt, welchen ihre politische Vergangenheit und Benennung keine Halbheit gestattete. Ihr Einfluß war bedeutend, — wenn Vincke oder Lichnowsky, Carl Vogt oder Robert Blum die Rednertribüne bestiegen, konnte man auf eine stürmische halbe Stunde gefaßt sein — ihre Zahl jedoch gering.

Die große Masse der dazwischen befindlichen „Liberalen“ hatte erst im Laufe des Juni, und besonders bei den Debatten über die Centralgewalt sich zum Zusammenschließen in Fractionen genöthigt gesehen, welche immerhin noch, was Partei-

disciplin und Parteigeist betraf, sich mit den Gruppen eines geschulten Parlamentes nicht vergleichen konnten.

So hatte sich zu Anfang Juli die deutsche Volksvertretung in folgende Theile gespalten.

Die Rechte, gering an Zahl, welcher sich auch die ultramontanen Elemente der Paulskirche angeschlossen, pflegte sich im „Steinernen Hause“ zu versammeln und erhielt, wie die anderen Parteien auch, von ihrem Vereinigungsorte den Namen. Ihre Führer waren, wie schon erwähnt, von Radowiz, Fürst Sichnowsky, ein ritterlicher und schneidiger Verfechter des Feudalismus, von Vincke, ein schlagfertiger, mit derber Rücksichtslosigkeit begabter Parlamentarier, der Münchener Professor von Lassaulx, von Beisler, von Bally u. A., zusammen nicht mehr als 40 Abgeordnete.

Die Mitte hatte sich zunächst in zwei große Hälften gespalten. Das rechte Centrum, welches sich erst im „Hirschgraben“, dann im „Casino“ zusammenfand, war wohl, wenn auch eines eigentlichen Führers, ja selbst eines bestimmten Programms ermangelnd, die zahlreichste Partei, indem es 166 Mitglieder umfaßte. Die Professoren Dahlmann, Drohjen, Beseler, Welcker, Waiz, Zachariä, Würth, Zittel, dann Soiron, Beckerath, Simson, Wippermann, auch Schmerling gehörten ihm an.

Minder zahlreich war das linke Centrum, dessen Hauptquartier der „Württembergische Hof“ bildete. Zu ihm zählte der Oesterreicher Giskra, der Minister v. Wiedenbrugk, Robert von Mohl, die Professoren Mittermaier und Biedermann. Aus dieser Fraction schied alsbald eine gemäßigte Linke, die Partei der „Westendhall“ aus, welche bereits einen Uebergang zu dem demokratischen Theile der Versammlung bildete. Die Führer waren hier Radeaux und Heinrich Simon, ferner gehörten Reh, Vischer, Benedey der „Westendhall“ an.

Die eigentliche Linke im „deutschen Hofe“ hatte trotz ihrer Zerfahrenheit den Vorzug, ein anerkanntes Parteihaupt in der Person Robert Blums zu besitzen, neben welchem bis zu dem September höchstens noch Carl Vogt und von Tschtein hervortraten. Sie zählte Anfangs über 100 Mitglieder.

War die Linke aus Demokraten und Republikanern gemischt, so vertrat schließlich die äußerste Linke, welche im „Donnersberg“ tagte, die Revolution. An der Spitze dieser rührigen und außerordentlich streitsüchtigen Gruppe, welche keine Gelegenheit zu Tumulten in der Paulskirche vorübergehen ließ, stand Arnold Ruge und Ludwig Simon. Neben ihnen traten Fröbel, Brentano, Schaffrath, Schöffel, von Trützschler, Wesendonk, Wiesner, Zitz hervor.

Zahlreiche Abgeordnete waren ferner, um den heutigen Ausdruck zu brauchen, „Wilbe“ und schlossen sich bei wichtigen Abstimmungen bald der einen, bald der andern Fraction an. Die Parteien selbst gingen fast unmerklich in einander über und waren, da Führer und Disciplin mangelten, in ihren Abstimmungen unberechenbar. Allerdings gab dies den Verhandlungen einen eigenthümlichen Reiz, welcher modernen Parlamentsdebatten abzugehen pflegt. Die Abgeordneten folgten nicht blindlings dem von den Parteihäuptern ausgegebenen Stichworte, sondern ließen sich in der That noch von den Worten der Redner beeinflussen. Wenn ein Mann wie Heinrich von Gagern die Tribüne betrat, so hing oft das Schicksal des Tages von seinen Lippen ab. Hieraus und aus dem Umstande, daß die Versammlung unleugbar viele tüchtige und begabte Redner zählte, sowie aus der regen Theilnahme der Gallerieen an der Debatte erklärt sich zum Theil auch die außerordentliche Unruhe und Aufregung, in welcher sich das junge Parlament meist während der Verhandlungen befand.

Von dem Leben und Treiben in der Versammlung selbst entwerfen die „Brustbilder aus der Paulskirche“ ein anschauliches Gemälde. „Das runde Schiff wird von einer hohen Säulenreihe eingefast, darin nahmen fünfhundert Abgeordnete ihre Plätze. Die Berichterstatter der Zeitungen setzte man zwischen die Säulen, die Zuhörer auf die ungeheure Emporkirche, welche auf der Säulenreihe ruht. Außerdem blieb ein beträchtlicher Raum zur Vertheilung übrig. Das sind die amphitheatralisch hinter den Säulen emporsteigenden Bankreihen. Nur insoweit sie gerade vor dem Auge des Vorsitzenden, das heißt, hinter dem rechten und dem linken Centrum liegen, sind

auch diese Bankreihen von den Abgeordneten besessen. Was dagegen auf beiden Seiten unmittelbar an die erhöhte Tribüne des Präsidenten stößt, ist zur Linken eine den Damen vorbehaltene Loge, zur Rechten bildet es eine bevorzugte Abtheilung der mit Einlaßkarten versehenen Herren und Diplomaten.“

„Es ist Vormittags ein Viertel nach neun Uhr und die Paulskirche zur Sitzung eröffnet. Am pünktlichsten erscheinen stets die Personen, welche das Bureau des Hauses bilden. Der Präsident von Gagern in schwarzer Tracht, die große deutsche Cocarde am Hute, eine Gestalt voll eleganter Würde, schreitet verbindlich grüßend und begrüßt durch den Südeingang, der gerade auf die Tribüne des Vorsizes hinweist. Die Stufen dahin sind, wie der Fußboden der Kirche überhaupt mit Teppichen belegt. Geräuschlos ersteigt der Präsident den erhöhten Platz und setzt sich auf den ebenfalls etwas erhöhten Mittelstuhl unter dem Reichsadler zwischen seine beiden Stellvertreter. Neben einem Jeden von ihnen ist aber noch Raum für je einen Schriftführer, der die Geschäfte des Vorsizes zu unterstützen, die Einschreibungen der Redner zu bewirken, Anträge, Meldungen und Erklärungen aller Art von den Mitgliedern anzunehmen hat und seit einer Viertelstunde in voller Thätigkeit ist, um dem Präsidenten allen diesen Stoff geordnet zuzumitteln. Auch wenn die Abgeordneten schon sämmtlich auf ihren Plätzen wären, so würde doch die Eröffnungsklingel nicht sogleich ertönen. Es giebt täglich eine Menge des Jüngsten und des Augenblicklichen zu übersehen und einzutheilen, hier eine soeben erst eintreffende Adresse, dort einen Flottenbeitrag, da eine Ausschuzanzeige oder eine ministerielle Zuschrift, und das Zufällige mit dem Nothwendigen, das Einschlagende mit dem Zusammenhängenden zu verbinden. Aber auf den Bänken der Abgeordneten sieht es vor der Hand noch sehr leer aus. Nur einzelne Plätze sind belebt, der Tisch der Hülfсарbeiter des Büreaus ist besetzt, ein Abgeordneter erpreßt Unterschriften zu einem Antrage, den er alsdann stellen will, ein Anderer durchliest noch einmal den Bericht, womit er alsbald die Tribüne zu betreten hat, ein Dritter zieht ein Zeitungsblatt oder eine Carricatur aus der Mappe und legt sich daneben Papier und

Feder zu einem Brief zurecht. Selbst die Parlamentsmitglieder, die mit dem Schlag neun erschienen sind, um in der Reihenfolge der heutigen Redner die vorderste Linie in Beschlag zu nehmen, sind wieder hinaus an die Thüre, wo sie ihre Cigarren zu Ende rauchen. So währt es frostig, lüdenhaft und in kleinen Gruppen plaudernd bis halb zehn, wo die Schelle des Präsidenten den Secretär auf die Tribüne ruft, welcher das Protokoll der letzten Sitzung zu verlesen hat. Das Geräusch der Kommenden und der Gespräche schwillt an unter dem Lesen, auf welches kaum diejenigen aufhören, die ein mögliches Mißverständnis ihrer Meinung zu berichtigen haben könnten."

"Vom Osteingange kommen die Angehörigen der rechten Seite des Hauses; strenge Soldatengesichter, aristokratisch feine Manieren, aus wohlgestutzten Bärten und Atlasbinden heraus schauen priesterliche Würdenträger in ernstgemessener Haltung, tabaksdurchräucherte, studierendurchwachte Gelehrtenphysiognomien, des Befehls gewohnte Beamtete und Gutsherren, überhaupt Leute von bedeutendem Besitze. Die Thüre von Norden her, die zu den Centren führt, sieht ein ähnliches Publikum eintreten, aber ein jüngeres, und das ist nicht bloß von den Jahren zu verstehen. Der Kaufmann heißt hier noch nicht Geheimer Commerzienrath, anstatt hoher Staatstitel herrscht die einfache Bezeichnung Advokat, Arzt, Professor vor und in weißer Wäsche und glatten Manieren ein anmuthiges Behagen in modern gesellschaftlicher Form. Ist ferner die rechte Seite vorzugsweise von Vertretern der Großstaaten gebildet, so drängen sich nach der Mitte und gegen links besonders die Abgeordneten der mittleren und kleinen Länder, verstärkt durch die rascheren unter den Persönlichkeiten Preußens und durch mehrere Oesterreicher."

"Auf der Westseite verschwindet plötzlich der Handschuh und ist der salonfähige Rundhut unerhört. Auch die Begrüßungen werden in jenem burschikosen Kurzstyle abgethan, in welchem ein Nicken die Verneigung, ein Zuruf von Worten das annähernde Compliment verbannt. Von der Westseite tritt die gemischte Gesellschaft der Allerlinkesten ein, darunter manche struppige, manche ungeschlachte und selbst vermilderte Gestalt."

„Der Eingang endlich von Süden her, durch welchen wir Gager nahren ließen, ist allen Fractionen gemeinschaftlich, denn er faßt das Haus an der Herzkammer, wo seine Adern fächerförmig zusammenströmen. Durch eben diese Thüre gehen ferner die Schnell-schreiber ab und zu, die Canzlisten und die Pedelle des Hauses. Durch eben diese Thüre wird dem erhitzten Hause auf Gläserbrettern das Wasser zugetragen, womit es sich homöopathisch unter den oft endlosen Redeflüßen der Mitglieder zu erquicken pflegt. Da die Damen denselben Eingang zu nehmen haben, so ist er natürlich den Elegants des Parlaments ein unentbehrlicher Weg, auf dem sie sich auch zeigen, wenn sie schon von anderer Seite her auf ihren Platz gerathen wären.“

„Das Protokoll ist inzwischen zu Ende gehaspelt, die Schnell-schreiber sitzen mit gespitzten Bleistiften und Ohren, die Mahnung des Präsidenten treibt schließlich selbst die widerspenstigsten Umherchwärmer auf ihre Bänke und die eigentliche Verhandlung beginnt.“

Bis zu der Wahl des Reichsverwesers war die Nationalversammlung, wenn auch schwankend und nichts weniger als zielbewußt, doch auf dem Wege einer praktischen Thätigkeit fortgeschritten. Nun war die erste wichtige Aufgabe gelöst: Deutschland hatte wenigstens nominell wieder ein gemeinschaftliches Oberhaupt und es entstand die Frage: was nun? Die Nation erwartete von ihrer Vertretung ein rasches, kräftiges Handeln und an Stoff zur Bethätigung einer solchen Energie fehlte es nicht. Hätte man sich jetzt mit den thatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten befaßt, welche der Vollbringung des Einigungswerkes im Wege standen, hätte man versucht, gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht in den Ländern deutscher Zunge einzuführen, die noch vorhandenen Zollsperrren zu stürzen, das öffentliche Verkehrswesen zu regeln, eine Verschmelzung der einzelnen Bundescontingente anzubahnen, und was dergleichen mehr war, so wäre man in einer zwar nüchternen und anstrengenden, aber gewiß lohnenden Arbeit dem Ziele, das deutsche Reich wieder zu errichten, gewiß näher gekommen, als auf dem Wege, welchen die Versammlung jetzt einschlug, indem sie mit der Berathung der „Grundrechte“ begann. Bei der Zusammen-

setzung des Parlamentes mußte schon dieses abstract und theoretisch klingende Wort einen eigenen Zauber auf die Versammlung ausüben, und in der That nahm von dem 3. Juli ab, an welchem der dreißiggliedrige Verfassungsausschuß dem Hause seine Anträge vorlegte, die Berathung der „Grundrechte“ Monate hindurch die Thätigkeit der Paulskirche in Anspruch. Während Bürgerkrieg und Völkereampf den ganzen Welttheil erfüllte, während das deutsche Volk voll Hoffnung nach der Paulskathedrale blickte, aus welcher die Lösung der verworrenen, gefahrdrohenden Verhältnisse, die Begründung der wahren Volksfreiheit, die Erneuerung der deutschen Nation hervorgehen sollte, spannen sich in der Versammlung endlos den Juli und August hindurch die Debatten über einen Gegenstand, dessen Berathung eigentlich den Schluß des ganzen Werkes hätte bilden sollen. Denn einer nüchternen Betrachtung nach mußte eigentlich zunächst ein einziges Volk wirklich vorhanden sein, ehe man dessen Grundrechte festsetzte; nach der Ansicht der schon um diese Zeit als „Reichsprofessoren“ verspotteten Gelehrten der Paulskirche durfte hingegen das Volk nichts Anderes sein als die Beförderung der in den Grundrechten ausgesprochenen Begriffe.

Für diese Idealpolitiker waren die Grundrechte das willkommenste Thema. Endlos rauschte jeden Tag, wenn die Fortsetzung der Tags zuvor abgebrochenen Debatte angekündigt worden war, der Redestrom dahin. Man stritt sich über Reichsbürger- und Heimatsrecht, Auswanderungsfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetze, über Wehrpflicht, Titel, Orden und Freiheit der Person, über den Adel und die Todesstrafe, über Briefgeheimniß, Preßfreiheit, Gleichberechtigung der Confessionen, Staat und Kirche, die Judenfrage, die Freiheit der Wissenschaft und vieles Andere; man debattirte über die Geschäftsordnung, stellte Anträge, veranstaltete namentliche Abstimmungen, nahm Petitionen entgegen, interpellirte die Minister und verlor so in überraschend kurzer Zeit völlig den Boden der Wirklichkeit, um in den lustigen Höhen eines weltentrückten Idealismus das Wohl und Wehe des deutschen Volkes zu berathen¹.

¹ „Das deutsche Parlament schien unterzugehen in Redensarten, in Schulweisheit, in Zeitverschwendung ohne Ende“, schreibt selbst Laube

Zuweilen allerdings brachten die äußeren Vorkommnisse unwillkommene Unterbrechungen in dieses Stilleben. Zunächst kam die Limburger Frage zur Verhandlung. Seit dem Londoner Vertrage vom 15. April 1839 gehörte dieses Herzogthum als Ersatz für den an Belgien abgetretenen wallonischen Theil Luxemburgs zum deutschen Bunde, während es sich im Staatsverbande Hollands befand. Das Herzogthum sollte, obwohl „moralisch“ mit Deutschland verbunden, der gleichen Verfassung und Verwaltung mit dem Königreiche der Niederlande theilhaftig werden, so daß nach der Auffassung der holländischen Regierung die von der nunmehrigen deutschen Centralgewalt zu erlassenden Gesetze nur dann Gültigkeit haben konnten, wenn sie mit den entsprechenden im Haag gültigen Vorschriften übereinstimmten, und vor Allem auch an der großen holländischen Staatsschuld Theil nehmen.

Am 19. Juli berieth die Nationalversammlung diese Frage. „Es wäre“, wie ein Ohrenzeuge bitter schreibt, „befremdlich für Deutschland gewesen, wenn sich bei dieser Debatte nicht Deutsche gefunden hätten, welche vom Standpunkte feinsten Unparteilichkeit die Ansprüche Hollands in Schutz genommen hätten.“ Die gewissenhaften Deutschen, welche dies thaten, waren der Exminister von Linde und der Jenerser Professor Michelsen, doch hörte man glücklicherweise nicht auf sie und faßte den Beschluß, daß das Herzogthum Limburg nur seine eigenen Staatsschulden zu tragen und die Centralgewalt das Weitere bei der holländischen Regierung zu veranlassen habe.

Wichtiger als dies war die polnische Frage, welche vom 24. bis 29. Juli besprochen wurde. Es handelte sich dabei zunächst um die Anerkennung der Demarcationslinie, welche, wie früher berichtet, Preußen zwischen dem deutschen und dem polnischen Theile der Provinz Posen gezogen, und im Zusammenhange damit um die Gültigkeitserklärung der in dem ersten Bezirke vorgenommenen Wahlen, welcher 12 Abgeordnete, darunter nur einen Polen, Janiszewski, in die Paulskirche entsandt hatte. Die schwärmerische Begeisterung für die Polen,

(II, 65). „Eine Bürgerkrone für den, welcher schweigen kann in dieser krankhaften, unpraktischen Redewuth!“

wie sie im März und April in Frankfurt zur Zeit des Vorparlamentes geherrscht, hatte allerdings durch die blutigen Posener Aufstände einen starken Stoß erhalten, allein immerhin fanden sich in der deutschen Versammlung noch genug kosmopolitische Demokraten, welche auf das Eifrigste gegen die Zulassung ihrer Landsleute protestirten. Beantragte doch gleich zu Beginn der Berathung A. Ruge, den 12 Abgeordneten aus Posen bis zum Schlusse der Debatte Wort und Stimme zu entziehen, allerdings ohne die Mehrheit der Versammlung zu seiner Ansicht zu bewegen. Ihm folgte Robert Blum, welcher im Laufe seiner Rede die Befreiung der Ostseeprovinzen und des Elsaß aus der Fremdherrschaft forderte, dann Wilhelm Jordan, dessen zweistündige außerordentliche und von patriotischem Geiste getragene Rede mit den Worten schloß: „Freiheit für Alle, aber des Vaterlandes Kraft und Wohlfahrt über Alles!“ und andauernden stürmischen Beifall erzielte. Von der Rechten traten am nächsten Tage in glänzenden Ausführungen Radowicz und Wichnowsky für das gefährdete Deutschthum ein, während Janiszewski mit Eifer und Geschick die Sache seiner Landsleute vertrat, und darin von Vogt, sowie zum zweiten Male von Ruge unterstützt wurde¹.

Nach langen Debatten wurde endlich am 27. Juli mit 342 gegen 31 Stimmen der Antrag des Ausschusses angenommen, in welchem die vorläufige Anerkennung der Demarcationslinie und die Zulassung der zwölf Abgeordneten ausgesprochen war. Die Anträge der polenfreundlichen Minderheit, die Theilung Polens für ein schmachvolles Unrecht zu erklären und die Wiederherstellung eines selbständigen Polens als die heiligste Pflicht des deutschen Volkes zu betrachten, wurden abgelehnt; Janiszewski trat aus dem Parlamente aus.

Nachdem am 31. Juli eine deutsche Kriegs- und Handelsflagge (schwarz-roth-goldene Streifen, links oben bei Kriegsfahrzeugen als Reichswappen den zweiköpfigen schwarzen Adler mit Schwert und Pfeilen) festgesetzt worden war, erregte am

¹ Der Letztere sprach auf der Tribüne die Hoffnung aus, daß die deutschen Heere in Italien geschlagen werden würden und nannte Radetzky einen „Tilly der neueren Zeit“.

7. August die Frage, ob der geflüchtete Volkstribun Hecker, welchen der südbadische Wahlkreis Thiengen als Vertreter zur Nationalversammlung gewählt, zu diesem Amte zugelassen werden dürfe, einen großen Tumult. Als es nämlich der Demokrat Brentano wagte, einen Vergleich zwischen Hecker und dem Prinzen von Preußen zu ziehen, entstand eine bis dahin unerhörte Scene. Man beschimpfte sich gegenseitig; es kam beinahe oder, wie wenigstens die Linke, welche am nächsten Tage eine Beschwerdeschrift einreichte, behaupten wollte, wirklich vor der Tribüne zu Thätlichkeiten, die Abgeordneten Plathner und Graf Wartensleben forderten Brentano in der Versammlung auf Pistolen¹ und schließlich löste sich die Berathung auf. Das Ganze war ein Scandal, wie ihn die Paulskirche bis dahin noch nicht erlebt hatte². Am nächsten Tage setzte sich der Lärm fort; die Zuhörer der Gallerieen schrieten, tobten und zischten derart, daß sie aus dem Saale entfernt werden mußten, was auch nur

¹ Stenographischer Bericht, II, S. 1451.

² Der stenographische Bericht schildert diesen tumultuariſchen Austritt, wie folgt:

„Nach dem Schlusse der Brentano'schen Rede: Beifall von der Linken und von der Galerie. Von der Rechten und aus dem Centrum heftiger Ruf: «Zur Ordnung! herunter von der Tribüne!» Große, anhaltende Unruhe.

Vicepräsident v. Coiron: Ruhe! Meine Herren, wenn ich mein Amt üben soll, so muß Ruhe sein! (Fortwährender Lärm!) Meine Herren! Wollen Sie sich setzen; ich muß den Redner fragen, was er eben gesagt hat. (Großer Tumult. Von der Rechten wiederholter vielfacher Ruf: Zur Ordnung! herunter von der Tribüne!) Ich habe es nicht genau verstanden! (Fürchtbarer Lärm! Von der Rechten nähern sich mehrere Mitglieder mit leidenschaftlichen Rufen der Rednerbühne, von der Linken sammeln sich gleichfalls viele Abgeordnete neben der Tribüne. Große Aufregung. Der Vorsitzende sucht lange vergeblich durch die Glocke die Ruhe wiederherzustellen.) Lassen Sie mich mein Amt . . . die Sitzung ist aufgehoben! . . . (Anhaltender Tumult in der Versammlung und namentlich in der Nähe der Rednerbühne, wo sich eine große Menge Abgeordneter drängt. Bravo! und Hoch! von der Galerie. Vicepräsident v. Coiron bedeckt sich. Der Tumult steigert sich. Der Vicepräsident verläßt mit dem Bureau den Saal. Fortwährende große Aufregung. Endlich verläßt Brentano die Tribüne, und nach und nach leert sich der Saal.)“ (II, 1438.)

unter dem Widerstande des Publikums und eines Theiles der Linken vor sich ging und erst am 10. August wurde nach leidlich ruhiger Verhandlung mit 350 gegen 116 Stimmen die Wahl Friedrich Heckers für ungültig und unwirksam erklärt und die badische Regierung aufgefordert, eine Neuwahl zu veranlassen.

Eine weitere wichtige Debatte entspann sich im Laufe des August nur noch über die italienische Frage, welche am 12. erledigt wurde. Es handelte sich um einen Antrag der in der Paulskirche sitzenden Welschtiroler, welche die Entlassung der Bezirke Trient und Roveredo — die doch seit nahezu 900 Jahren zum deutschen Reiche gehörten — aus dem deutschen Bundesverband wünschten, aber nicht erhielten, und um den lombardischen Krieg. Eine zündende Rede, welche Radowik hielt, machte der Debatte ein rasches Ende; die Sache wurde, wie gewöhnlich, der Centralgewalt überwiesen.

Damit waren die actuellen Fragen erledigt und ungestört wandte sich das Haus wieder der akademischen Erörterung der Grundrechte zu, welche den Rest des Monats ausfüllte.

Zwei Dinge allerdings wären geeignet gewesen, Besorgniß in den Reihen der Anhänger der „Vereinbarung“ zu verbreiten. Einmal hatte der Reichskriegsminister auf den 6. August eine allgemeine Huldigung der sämtlichen deutschen Truppen für den Reichsverweser angeordnet. Der Ausgang war kläglich genug. Zwar kamen die kleinen Staaten dem „Befehle“ nach, zwar ließ man sich in Baiern herbei, in Parade auszurücken und drei Hochs, auf den König, das Vaterland und endlich auch auf den Reichsverweser auszubringen, allein was die Großstaaten betraf, so brachte von den k. k. österreichischen Truppen nur die Wiener Garnison dem Erzherzog ihre Huldigung dar, und in Preußen vor Allem verstrich der 6. August wie jeder andere Tag im gewohnten Einerlei des Dienstes, ohne daß irgend Jemand von den Wünschen des Reichskriegsministeriums Notiz nahm. Der gewaltlosen Centralgewalt aber blieb nichts übrig als zu dieser Nichtachtung ihrer Befehle zu schweigen.

War dies schon eine deutliche preußische Antwort auf den „kühnen Griff“, so sollten die Abgeordneten bald aus dem Munde Friedrich Wilhelms IV. selbst erfahren, was er von

der Nationalversammlung und ihrem ausführenden Organe hielt. Auf Mitte August war die Domfeier in Köln geplant, zu welcher der König von Preußen und der Reichsverweser erscheinen sollten, und auch die Paulskirche eine Einladung erhalten hatte. Man beschloß, derselben trotz der Einsprache der Linken zu folgen, und ein großer Theil der Versammlung machte sich auf den Weg nach Köln, wo zumal die kaiserlich preußisch Gesinnten das Heil zu finden hofften.

Es war eine erhebende Fahrt. „Die ganze Bevölkerung“, schreibt Laube, „sah an den schönen Ufern des stolzesten deutschen Stromes aufgestellt zu sein, und das Wehen der Flaggen, Fahnen und Tücher bildete oft ein lang, lang hinflatterndes einziges Band; der Knall aus Flinten, Büchsen und Mörsern war oft Minuten lang ein ununterbrochenes Getöse, und hatte bei Koblenz und Ehrenbreitstein, durch die Festungskanonen verstärkt, eine so erschütternde Kraft und Stärke, daß man mitten im Victoriaschießen nach gewonnener Schlacht zu sein glaubte. Ein Victoriaschießen des neuen deutschen Reiches leider vor der Schlacht! Die Täuschung wurde erhöht durch die langen Reihen preußischer Truppen, welche an den Uferhöhen von Koblenz, an den Terrassen von Ehrenbreitstein, aufgestellt waren, immer eine Reihe über der anderen bis hoch hinauf zu den Gipfeln der steinernen Befeste. Ein prachtvoller Anblick, für welchen die immer frisch hervorquellenden grauen Pulverwolken den feinen Schatten bilden.“

Bei strömendem Regen langte man Abends in Köln an, wo Friedrich Wilhelm noch nicht anwesend war. „Erst am nächsten Abende kam er auf dem Bahnhofe in Deutz an, und es hieß, er werde nicht über die Brücke, sondern zu Dampfschiff über den Rhein herüber kommen. So geschah es und zwar unter einem ringsum rollenden Kanonendonner. Die Fenster erzitterten vor den Geschüßschlägen und im Vergleiche zu dem gestrigen Empfange des Reichsverwesers mußte Jedermann inne werden, daß der jetzt Ankommende noch der Kriegsherr sei in diesen Landen.“

Der König sah bleich und sorgenvoll aus und war sehr ernst. Die Begegnung zwischen ihm und dem Reichsverweser

stand auf der Straße statt und war herzlich. Welches jedoch die Stimmung Friedrich Wilhelms in diesem denkwürdigen Augenblicke war, sollten die Abgeordneten alsbald bei dem Empfange erfahren, der eine Stunde später im Regierungsgebäude abgehalten wurde. Mit dem Helme in der Hand trat der König nach seiner Unterredung mit dem Erzherzoge in den Saal, wo dichtgedrängt die Deputation der Nationalversammlung seiner harrte. „Heinrich von Gagern“, berichtet Laube, ein Mitglied jener Abordnung, „begrüßte ihn mit würdigen, der damaligen stolzen Stellung des Parlamentes entsprechenden Worten. Sein männliches, edles und bis auf einen gewissen Grad auch immer verbindliches Wesen mußte hier wie anderswo das Stolze und allenfalls Herausfordernde der Stellung so zu mildern, daß seine Ausdrücke auch hier nicht eigentlich dogmatisch, sondern vor Allem patriotisch klangen. Der König unterbrach ihn, um dem Reichsverweser Adieu zu sagen, welcher aus einem rückwärts gelegenen Raume gerade jetzt durch dies Empfangszimmer passirte. Die Unterbrechung war kurz und wahrscheinlich zufällig, verstimmt aber Manchen. Gagern selbst, in geselliger Haltung sicher und würdig, fuhr dann unbeirrt fort in seiner Anrede und brachte sie zu Ende. Das bloße Zuhören schien dem Könige schwer zu sein, er hatte ein paar Mal Bemerkungen eingestreut, schwieg aber jetzt, als Gagern geendet hatte, und ließ sich von ihm die Abgeordneten vorstellen, indem er dicht an dem Halbkreise derselben herumging. Es war die äußerste Förmlichkeit, da die Schichten derselben zu tief waren, und Gagern nur die Namen der Vordersten nennen konnte. Dann stellte der König seinen Helm auf einen nahe stehenden Tisch, machte mit der Hand, in welcher er sein Taschentuch hielt, eine gleichsam einleitende oder auffordernde Bewegung, und sprach dann fließend und rasch mit geschmeidiger Tenorstimme ein paar Worte über die «Bekanntschaft von Auge zu Auge» und daß er mit Aufmerksamkeit den Verhandlungen in der Paulskirche folge. Unerwartet erhob er nun plötzlich die Stimme und in offener Beziehung zu Gagerns Anrede, auf den «kühnen Griff» und auf die Nationalsoveränität, welche die Paulskirche in Anspruch nahm, setzte er articulirten Tones hinzu: «Vergessen Sie

nicht, daß es noch Fürsten in Deutschland giebt, und daß ich Einer von ihnen bin!»“

„Damit wendete er sich zum Abgehen, und einer der preußischen Offiziere, welcher Abgeordneter war, brachte ein Hoch aus, in welches die zahlreichen Anwesenden aus allen Räumen lebhaft einstimmten.“

Die Antwort des Königs war deutlich genug. Ehe noch das eigentliche Fest begonnen, hatte in ihr sich schon alle die Abneigung gezeigt, welche das Zusammentreffen der politisch so verschiedenen Elemente in der alten Domstadt zu Tage fördern mußte. So trat denn die eigentliche, zudem nicht besonders gewandt angeordnete Feier den politischen Vorgängen gegenüber in den Hintergrund.

Vielleicht empfand der König, daß er sich zu schroff gegen die Abordnung ausgedrückt, und ließ sich so zu jener zweiten Ansprache bewegen, deren unerwartete Schlußwendung allgemeine Befriedigung hervorrief. Am folgenden Tage nämlich fand ein großes Festmahl im Gürzenich statt, zu welchem auch der König mit Bruder und Onkel, der Reichsverweser — und zwar zum Mißvergnügen der Oesterreicher und Demokraten in preußischer Generalsuniform — und die Reichsboten erschienen. Zunächst brachten Friedrich Wilhelm und Erzherzog Johann gegenseitig ein Hoch auf einander aus und umarmten sich, dann sprach Gagern unter jubelndem Beifall von der „Einheit, welche die Nation nicht mehr entbehren könne“ und schon schien die Reihe der Reden geschlossen, da erhob sich der König nochmals und ließ, das volle Römerglas in der Rechten, die Nationalversammlung hochleben. Der Jubel über dies unerwartete Entgegenkommen des Herrschers war groß. „Allen Sanguinikern schienen alle Gegensätze ausgeglichen, als er in populärster Weise mit seinem gründlichst geleerten Römerglase die Nagelprobe machte vor aller Welt, und als von allen Seiten die Männer herbeistürzten, um sein Glas neu zu füllen und anzustoßen und zu danken.“

So schien noch einmal das Einvernehmen zwischen Berlin und Frankfurt besiegelt und Niemand von der Versammlung sah das Ungewitter, welches inzwischen von den Küsten Schleswig-Holsteins heraufzog.

4.

Der Septemberaufstand.

Der Beschluß der Nationalversammlung vom 9. Juni, daß der mit Dänemark zu schließende Friede die Ehre Deutschlands wahren, aber der Bestätigung durch das deutsche Parlament nicht bedürfen solle, war vor Schaffung der Centralgewalt gefaßt worden. Als nun diese letztere in das Leben trat und nach dem von den Regierungen anerkannten Gesetze die Vertretung Deutschlands dem Auslande gegenüber, die Ermächtigung, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, erhalten hatte, mußte ohne Zweifel die Entscheidung der schleswig'schen Frage ihr zufallen. Andererseits aber war der Reichsverweser in dieser Angelegenheit durchaus machtlos; es waren ja nicht seine, sondern preußische und andere norddeutsche Truppen, welche dort kämpften, und zudem weigerte sich Dänemark beharrlich, die Centralgewalt anzuerkennen.

Es bekümmerte sich denn auch Preußen wenig um die aus Frankfurt kommenden Wünsche und begann, wie früher berichtet, bereits zu Anfang Juli seine Waffenstillstands-Unterhandlungen mit Dänemark. In der Paulskirche sah man dem mit Besorgniß zu, allein die Reichsregierung wußte alle Befürchtungen zu zerstreuen. Gleich zu Beginn seiner Thätigkeit hatte noch im Juli der Reichsverweser sich geweigert, die zwischen Preußen und Dänemark am 19. Juli zu Bellevue vereinbarte Stipulation anzuerkennen, welche eine gemeinsame Regierung der Herzogthümer und eine Verwaltung nach den bestehenden Gesetzen festsetzte und von dem General von Below nach Wien zur Ratification durch Erzherzog Johann gebracht worden war. Bald darauf erklärte der Reichsminister Schmerling, das Ministerium werde Sorge tragen, daß ein allen Anforderungen entsprechender Waffenstillstand abgeschlossen werde und die zur kräftigeren Fortführung des Krieges erforderlichen Truppen dem General Wrangel so schnell wie möglich zugeführt werden sollten, und da gleichzeitig die Versicherung Wrangels bekannt wurde, „er werde keinen Waffenstillstand abschließen, welcher der Ehre Deutschlands nicht entspreche und von dem er nicht mit Sicherheit annehmen könne, daß er die Genehmigung des Erzherzogs

Reichsverwesers erhalten würde“, so schien Alles in bester Ordnung und die Ehre Deutschlands, welche in diesem Kriege verpfändet war, gut bewahrt zu sein.

Am 5. August nun verlangte Preußen von der Centralgewalt die unumschränkte Vollmacht, den Waffenstillstand abzuschließen. Am 7. August gab daraufhin der Reichsverweser der Krone Preußen die Ermächtigung, einen Waffenstillstand auf Grundlage der Stipulation von Bellevue zu vereinbaren, jedoch nur unter der Bedingung, daß

1) die gemeinsame Regierung der Herzogthümer vor Abschluß des Vertrags ernannt,

2) daß die Verwaltung nach den bestehenden Gesetzen und Verordnungen — die bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes von der provisorischen Regierung erlassenen inbegriffen — erfolgen, und

3) die in den Herzogthümern zurückbleibenden Truppen unter den Befehlen des deutschen Oberbefehlshabers bleiben sollten.

Von diesen Bedingungen war, nach Heckschers Versicherung, späterhin nichts zurückgenommen worden, und so schien dem Abschlusse eines für Deutschland unehrenhaften Waffenstillstands durch Preußen vorgebeugt zu sein. Um so größer also war der Schrecken und die Ueberraschung, als am 4. September gleich zu Beginn der Sitzung Heckscher bleich und verstört auf der Tribüne erschien und dem Hause die Mittheilung machte, es sei zu Malmö ein Waffenstillstand am 26. August abgeschlossen worden, welcher „nicht unwesentliche Abweichungen“ von den Seitens der Centralgewalt vorgeschriebenen Bedingungen enthalte. Der Vertrag wurde von ihm verlesen; man erfuhr, daß die Feindseligkeiten während sieben Monaten ruhen, die schleswig'schen und holstein'schen Truppen getrennt, die sämtlichen seit dem 17. März erlassenen Gesetze für ungültig erklärt, die Herzogthümer von den deutschen Truppen entblößt werden würden und was sonst noch der für Deutschland so schmachvolle Vertrag enthielt.

Mit Schrecken fing jetzt Mancher in der Nationalversammlung zu ahnen an, daß die Rolle, welche die Paulskirche bisher gespielt, nicht, wie man gewöhnt, die einer entscheidenden Behörde, sondern höchstens die eines überlästigen Rathgebers ge-

wesen sei, und daß man vielleicht alle jene Reden umsonst gehalten habe. Die deutsche Nationalversammlung hatte die Befreiung der Herzogthümer für eine heilige Pflicht des deutschen Volkes erklärt, sie hatte ihre Ehre in der Versicherung verpfändet, einen Deutschlands würdigen Frieden schaffen zu wollen, sie war, daran konnte eigentlich kein Zweifel sein, gedemüthigt und mißachtet vor dem Auslande, wie vor dem eigenen Volke, wenn der Vertrag von Malmö zur Ausführung kam und sich so abermals die Ohnmacht des anscheinend neu geeinigten und befreiten Deutschlands, wie es die Paulskirche vertrat, gegenüber dem winzigen Inselstaate zeigte.

Es war eine bittere, peinliche Stunde für jene Versammlung, welche es unternommen hatte, ohne äußere Machtmittel, ohne festes Ziel und Plan, ohne den Rückhalt eines wirklichen und andauernden Volksaufschwunges die Einigung Deutschlands herbeizuführen. Eine tiefe Aufregung bemächtigte sich des Parlamentes, als sofort Dahlmann, welcher in diesen schweren Stunden seine staatsmännischen Theorieen vergaß und eine wahrhaft patriotische Haltung annahm, die Tribüne bestieg und tief erschüttert darauf hinwies, daß hier die Ehre und das Ansehen der deutschen Volksvertretung auf dem Spiele stehe. Man beschloß, die Sitzung abubrechen und nach 24stündiger Bedenkzeit die Berathung wieder aufzunehmen.

Am folgenden Tage begann Dahlmann als Berichterstatter des sofort eingesetzten Ausschusses die Debatte. Er gab einen Ueberblick über die Entwicklung der Verhandlungen und beantragte im Namen der Commission die „sofortige Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln“. „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber“, lauteten seine Schlußworte, „kleinmüthig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an meine Worte: nie! Zwar gewiß nicht die Despotie, davor bin ich sicher, aber die Anarchie wird in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus, und die werden fallen, welche jetzt in ihrem Wahne glauben, sie triumphirten über uns.“

Ich habe gesprochen. Möge die Hand dessen walten, der die Beschlüsse der Menschen zu gerechten Entscheidungen zu leiten weiß!"

Bei der nun folgenden Debatte zeigte sich die tiefe Zerrüttung, welche die dänische Frage in das Parlament getragen hatte. Für die Herzogthümer, für die Würde des deutschen Reiches trat die Linke, Blum, Simon, Zimmermann, Wesendonk u. A. ein, eben jene Linke, welche früher so oft, so bei Berathung der polnischen Frage, des italienischen Krieges Beweise einer echt deutschen Vaterlandslosigkeit gegeben, für Preußen und den Waffenstillstand die Rechte, von Radomitz vertreten. Das rechte Centrum schloß sich ihm an. Sein Sprecher, Wasseremann, betonte, daß durch einen offenen Bruch mit Preußen jede Möglichkeit einer Einigung Deutschlands abgeschnitten werde. Von dem Ministerium suchte der Kriegsminister Peucker beruhigend zu wirken und versicherte, daß ein Truppenrückzug gar nicht so rasch vor sich gehe und noch Zeit genug zur besonnenen Erwägung bleibe; von Bekkerath folgerte aus der Ablehnung des Vertrages die Schrecken des Bürgerkrieges und hielt es mit der Ehre eines großen Volkes viel verträglicher, das Schwert in der Scheide zu lassen, als zum Bruderkampfe zu ziehen, Schmerling endlich erklärte — und dies war das Wichtigste, — daß das Ministerium einstimmig beschlossen habe, nicht auf Verwerfung des Waffenstillstands anzutragen. Dies war eine schwerwiegende Nachricht. War es einmal überhaupt ein trauriger Anblick, die Berather des Reichsverwesers nicht auf Seiten der Schleswig-Holsteiner zu sehen, so mußte andererseits eine Ablehnung des Vertrages das Ministerium stürzen und neue unabsehbare Verwickelungen auch von dieser Seite heraufbeschwören.

Die namentliche Abstimmung über den Ausschußantrag begann. Mit 238 gegen 221, also der winzigen Majorität von 17 Stimmen, wurde unter dem Jubel der Linken und der Gallerieen die Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes erforderlichen Maßregeln beschlossen und damit das Urtheil über den Vertrag von Malmö ausgesprochen. Unmittelbar darauf reichten Fürst Veiningen, sämtliche Reichsminister und Unterstaatssecretäre ihr Entlassungsgesuch ein.

Nach den constitutionellen Begriffen, welche für den Reichsverweser maßgebend waren, mußte derselbe die Demission annehmen und den Führer der Opposition mit der Bildung des neuen Cabinets betrauen. In dem vorliegenden Falle war dies unstreitig Dahlmann gewesen, welcher denn auch noch am Abend des 5. zu dem Erzherzoge beschieden wurde und die Zusammenstellung des zweiten Reichsministeriums übernahm.

Allein dies hatte seine großen Schwierigkeiten. Dahlmanns Anschauungen waren die des rechten Centrums, in der in Frage kommenden Abstimmung aber hatte ihm die linke Seite des Hauses, aus welcher er seine Collegen nicht wohl entnehmen konnte, den Sieg gebracht. So verstrichen einige kostbare Tage, während welcher die Nationalversammlung die Zeit mit Berathung von Interpellationen, Beschlußfassung über die Dringlichkeit derselben u. s. w. hinbrachte und sogar die unglückseligen Grundrechte noch einmal vornahm, bis endlich Dahlmann am 8. sein Mandat in die Hände des Reichsverwesers zurücklegte¹, welcher letzterer nunmehr den zweiten Vorsitzenden der Nationalversammlung, den Münchener Professor von Hermann, zu sich berief. Das Parlament erfuhr dies in der Sitzung vom Montag den 11. September, welche im Uebrigen ebenso wie die des 12. durch gleichgültige Ausschußanträge und die Grundrechte ausgefüllt wurde, und ebenso ein Schreiben Camphausens, daß Graf Moltke von der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins zurückgetreten sei. Da die Wahl dieses als fanatischen Dänen bekannten Mannes mit der größte Stein des Anstoßes gewesen war, so mußte auf die vielen Schwankenden die Nachricht von seinem Ausscheiden versöhnend wirken.

Am 14. September begann endlich die entscheidende Berathung über den Vertrag von Malmö. Die vereinigten Ausschüsse für die Centralgewalt und für internationale Angelegenheiten, welche Bericht erstatten sollten, hatten sich in zwei Parteien von je 11 Mann gespalten. Die eine, Dahlmann, v. Raumer, Gsmarch, Blum, v. Trützschler und Genossen be-

¹ Erzherzog Johann scheint nichts Anderes erwartet zu haben. „Der Dahlmann“, äußerte er, wie Duckwitz versichert, „wird doch schwerlich etwas zu Stande bringen!“

antragte, den Malmöer Waffenstillstand nicht zu genehmigen und das Reichsministerium aufzufordern, die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, die andere, Arndt, Max von Gagern, Zacharia, v. Würth u. A. schlug einen langathmigen Beschluß vor, welcher unter der Voraussetzung, daß Graf Carl Moltke wirklich zurücktrete und die dänische Regierung sich zu „einigen Modificationen und Concessionen“ — ein bezeichnender Ausdruck — bereit finden ließe, den Waffenstillstand anerkannte und die Eröffnung von Friedensverhandlungen zwischen Dänemark und der Centralgewalt forderte.

Nachdem zunächst der greise sächsische Staatsminister v. Lindenau nahezu unverständlich gesprochen, hielt Heckscher eine fast dreistündige Rede, um das Verfahren des Ministeriums zu vertheidigen. Es folgten Benedek, Arndt, Eisenmann, der sich auf das Schärfste gegen Preußen und den Waffenstillstand aussprach. Einen Vermittelungsantrag brachte alsdann in einer mit Beifall aufgenommenen Rede der Schleswiger Franke mit Droyßen, Neergard, Michelsen und Genossen ein. Hiernach sollte die Vollziehung des Waffenstillstandes, soweit solcher nach der gegenwärtigen Sachlage noch ausführbar sei (?), nicht länger gehindert (!), die dänische Regierung zu „Modificationen“ bewegt und schleunigst Friedensverhandlungen eingeleitet werden, ein Antrag also, welcher, was Schwäche des Entschlusses und Unklarheit der Anschauungen betraf, selbst in der Paulskirche vereinzelt dastand.

Endlich trat, mit Spannung erwartet, der neue Ministerpräsident von Hermann auf und entwickelte den Grundsatz, daß der Vertrag gar nicht bestätigt zu werden brauche. Gerade in der Nichtratification liege eine Ehrenrettung Preußens und des Reichsverwesers. Er habe mit Camphausen hierüber verhandelt und die preußische Regierung willfährig gefunden. Zu einem Bürgerkriege würde es unter keinen Umständen kommen. Wenn das kleine Dänemark sich nicht scheue, mit Deutschland Krieg zu führen, so möge sich dieses auch nicht scheuen, dem Waffenstillstand die Genehmigung verweigern und so die Schmach auslöschen, daß man jetzt noch den deutschen Namen in Europa

als Kinderspott betrachte. Seine Rede war häufig von stürmischem Beifall der Linken und Gallerieen unterbrochen, während die rechte Seite sich ziemlich skeptisch verhielt und hie und da Luft zeigte, das Ganze von der komischen Seite aufzufassen.

Auch der zweite Tag brachte keine Entscheidung; die Professoren Sylvester Jordan und Waiz hielten lange Vorträge, ohne bestimmt Stellung zu nehmen, Giskra riß in einer flammenden, bilderreichen Rede, in welcher er die begeisterte Haltung Frankreichs während der ersten Revolution mit der jetzigen Lage Deutschlands verglich, die Linke zu wahren Beifallsstürmen hin, während sein Nachfolger Wilhelm Jordan den von trauriger Schwäche zeigenden Vorschlag machte, Malmö Malmö sein zu lassen und zur Tagesordnung, d. h. zu den Grundrechten überzugehen. Den Beschluß machte Vogt mit der bei ihm allerdings nicht unerwarteten Wendung, daß erst dann Etwas aus der Versammlung werden könne, wenn sie sich zum Convent umgestaltet habe.

Der dritte Tag der Berathung begann mit einer langen, die Bestätigung des Vertrages befürwortenden Rede v. Vinckes, welche allerdings, wie dies bei einer solchen Aufgabe nicht anders sein konnte, die dem Führer der Rechten sonst eigene Beredsamkeit vermissen ließ. Unter den folgenden Rednern ragte ein seltsam verschiedenes Paar hervor: Robert Blum sprach unter Berufung auf das Schicksal Ludwigs XVI. gegen den Vertrag, Fürst Lichnowsky hielt eine zur Versöhnung neigende Rede, in welcher er allerdings scharf den Standpunkt Preußens betonte. Es war das letzte Mal, daß diese beiden so verschiedenen und doch durch ihr Geschick geeinten Männer, der hochgeborene Cavalier und der Sohn des Leipziger Arbeiters, in der Paulskirche auftraten. Den einen sollte zwei Tage, den anderen zwei Monate später der Schlund der Revolution verschlingen.

„Muth, meine Herren, rufe ich, Muth!“ war der Grundgedanke in den Ausführungen Ludwig Simons, welcher nach ihnen auf der Rednerbühne erschien. Alsdann trat, nachdem noch Max von Sageru gesprochen, Heckscher mit einer selbst bei ihm unerhörten Heftigkeit der Versammlung entgegen. Er erklärte, daß ein Theil des Parlamentes planmäßig die Fackel

der Zwietracht in das Vaterland werfen wolle, erzwang so einen Ordnungsruf des Präsidenten, welcher ihn umsonst zur Mäßigung mahnte, und setzte es durch, daß stürmisch die Forderung, ihm das Wort zu entziehen, laut wurde. Eine von Wiegand hierüber provocirte Abstimmung des Hauses fiel jedoch zu seinen Gunsten aus und er konnte, etwas gemäßigter auftretend, seine Rede zu Ende führen. Nunmehr schritt man, nachdem noch Wurm und Stedmann jeweils für einen der beiden Ausschußanträge gesprochen, unter tiefer Erregung zur Beschlußfassung, und zwar zunächst über den Dahlmann'schen Antrag auf Verwerfung des Vertrags, dann über den Vorschlag Frankes, den Vertrag zu genehmigen und Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

„Es mochte gegen sechs Uhr sein“, schreibt Laube, „als die Abstimmung begann. Der Herbsttag leuchtete nur noch matt zu den Kirchenfenstern herein von der linken Seite, hinter welcher die Sonne unterging. Man mußte Anstalt treffen zu einiger Beleuchtung der Präsidentschaftsstraße; denn solche Abendßizung war eine Ausnahme und es fehlte noch an den Anstalten zur Beleuchtung des ganzen Raumes. Schon deshalb, weil man das Haus nicht mehr deutlich übersehen konnte, hätte namentlich abgestimmt werden müssen. Durch solch düsteres Colorit wurde die peinliche Spannung noch erhöht. Niemand wußte zu sagen, wohin die Wage sinken würde. Man wußte nur, daß eine kleine Anzahl Stimmen, die sich nicht im Voraus ermitteln ließ, die Entscheidung bringen werde.“

„Einzelne Lichter waren indessen angezündet worden auf der Gstraße und der Tribüne. Ihr schwaches Licht zeigte erst recht, wie dunkel es im Hause sei, aus welchem die letzten «Ja» und «Nein» aufstiegen. Die Abstimmung war zu Ende; das Bureau rechnete die Ja und Nein zusammen. Diejenigen Abgeordneten, welche mit Bleistift oder Feder mitgezählt, stritten sich leise über das Resultat. Der Eine hatte, wie es zu geschehen pflegt, einige Stimmen mehr, der Andere einige Stimmen weniger für die Mehrheit, — darüber waren sie einig, die Anträge des Dahlmann'schen Ausschußtheiles seien verworfen.“

„Soiron verkündete das Resultat: 237 hatten die unumwundenen Anträge auf Verwerfung des Waffenstillstandes be-

willigt, 258 hatten sie verneint. Sie waren also mit 21 Stimmen verworfen."

"Es war kein Bruch herausgefordert, es war kein Krieg beschlossen. Auf den strotzend vollen Galerien erhob sich jenes unheimliche Geräusch, welches droht."

"Im Hause selbst kam ohne Zwischenact und Aufschub der Franke'sche Antrag zur Abstimmung; 257 stimmten dafür, 236 dagegen. Mit derselben Mehrheit von 21 Stimmen war er angenommen."

"Die neunte Stunde war herangekommen; unter düsterem Schweigen leerte sich die Kirche. Die Mehrheit mochte sich auch eines Sieges nicht freuen, welcher ihr, das wußte sie vorher, eine so tiefe Wunde schlug."

"Es war ein Tag des Verhängnisses, dieser sechzehnte September, ein Sonnabend!"

Mit dem Beschlusse vom 16. September hatte die deutsche Nationalversammlung sich selbst gerichtet. Ihre Mehrheit hatte anerkannt, daß das liberale Deutschland, welches die Paulskirche verkörperte, noch nicht im Stande war, auf die Entschlüsse eines Bundesstaates, wie Preußen, eine Einwirkung zu üben, noch nicht deutsche Provinzen gegen die Vergewaltigung durch einen der kleinsten Staaten Europas zu schützen vermochte. Eigentlich hätte sich das Parlament nach seinem Beschlusse, durch welchen es die im Kriege mit Dänemark verpfändete Ehre des deutschen Namens fallen ließ, auflösen oder doch die Minderheit aus demselben austreten müssen. Keines von Beiden geschah; man redete ruhig weiter, Wochen und Monate hindurch, während unbekümmert um die Verhandlungen in der Paulskirche die Weltgeschichte ihren gewohnten eisernen Gang fortsetzte.

Der Beschluß des 16. September erregte in ganz Deutschland, vornehmlich aber im Südwesten, eine tiefgehende Bewegung und gab vor Allem den Bestrebungen der revolutionär Gesinnten festen Boden, welchen die Reden der Paulskirche schon lange zum Ueberdruß geworden waren. In Frankfurt selbst kam es schon am selben Abend zu starken Tumulten. Die „Westendhalle“, der Versammlungsort der gemäßigten Linken, wurde vom Volke verwüstet und einzelne Abgeordnete thätlich

mißhandelt. Selbst der alte Turnvater Jahn, welcher trauriger Weise gleichfalls für den Vertrag gestimmt hatte, konnte sich nur durch eilige Flucht einem gleichen Schicksale entziehen. Der Exminister Hecksher, nach welchem man überall suchte, mußte die Stadt verlassen, wurde aber in Höchst am Main erkannt und von dem erbitterten Volke übel zugerichtet.

Die ganze Nacht hindurch war ein reges Leben in Frankfurt. Die Umsturzpartei hielt den Augenblick für gekommen, um einen Hauptschlag gegen die Paulskirche auszuführen. Man verhandelte mit den demokratischen Vereinen der Nachbarstädte, schrieb um revolutionären Zuzug, der denn auch am Sonntag Morgen reichlich eintraf, und setzte auf den Nachmittag desselben Tages eine Volksversammlung auf der „Pfungstweide“, einem vor dem Allerheilighthor bei Frankfurt gelegenen Anger, fest. Um 4 Uhr fand diese Versammlung statt, zu welcher sich über zehntausend Menschen, darunter einige hundert Bewaffnete, eingefunden hatten. Außer den eigentlichen Führern der Demokraten, dem Mainzer Turner Germain Metternich u. A., waren auch die Mitglieder der äußersten Linken der Paulskirche, die Männer vom „Donnersberg“ erschienen, während die Linke, Blum und Genossen, zu deren Klublocal, dem „Deutschen Hause“, große Massen zogen, öffentlich wenigstens das Volk zu beruhigen suchten.

Ludwig Simon, Schöffel und Zitz hielten auf der Pfungstweide Reden, und die Worte des Letzteren, „man müsse jetzt Frakturschrift schreiben“, ließen kaum einen Zweifel über Zweck und Ziel der Versammlung zu. Nach stürmischen Verhandlungen einigte man sich endlich zu dem Beschlusse, die 258 Abgeordneten, welche für den Vertrag von Malmö gestimmt, für Verräther des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre zu erklären und diesen Beschluß am nächsten Tage durch eine Abordnung der Paulskirche überbringen zu lassen. Damit war das Programm für den 18. gegeben. Die Volksversammlung löste sich auf und der Abend des Sonntag verlief ziemlich ruhig.

Die in Frankfurt verfügbare Truppenmacht bestand, von der Bürgerwehr abgesehen, nur aus einem, dazu nicht für zuverlässig geltenden Bataillone Hessen-Massauer. Für alle Fälle

ließen daher der Senat und der stellvertretende Czarminister Schmerling — Professor von Hermann war mit seinem Cabinet noch immer nicht zu Stande gekommen — in der Nacht aus Mainz Truppen requiriren, von wo sofort zwei Bataillone Preußen (38. Regiment) und Oesterreicher eintrafen. Auch die Darmstädter Garnison machte sich bereit.

Als am Morgen des 18. die Sitzung der Paulskirche begann, bot das Aeußere des Gebäudes einen überraschenden Anblick. Die weißen Röcke der Oesterreicher, die blinkenden Pickelhauben der Preußen, welche sämmtliche Eingänge der Kirche besetzt hielten, hoben sich grell von den dichten rings die Kirche umlagernden Volksmassen ab. Die Debatte begann mit einigen Anträgen der Linken, deren Dringlichkeit stürmisch gefordert wurde. Man protestirte von dieser Seite gegen die Heranziehung des Militärs und verlangte durch den Hanauer Abgeordneten Rühl die Auflösung der Nationalversammlung, deren Stellung zu dem Vertrauen des Volkes eine zweifelhafte geworden sei, und die Vornahme von Neuwahlen in der vom Vorparlamente festgesetzten Weise. Die Mehrheit des Parlamentes war begreiflicherweise nicht geneigt, auf solche Forderungen sich einzulassen. Sie ging über die Anträge, indem sie deren Dringlichkeit verneinte, zur Tagesordnung über und war eben im Begriffe, sich in eine der altgewohnten und beliebten Debatten über die Geschäftsordnung zu verlieren, als eine unwillkommene Störung von Außen erfolgte.

Durch einen Fehler in der Aufstellung der Truppen war der nördliche Eingang der Kirche freigegeben worden und das Volk hatte, als einige veripätete Abgeordnete durch diese Thüre sich in die Versammlung begeben wollten, die Gelegenheit benutzt, um gleichfalls einzudringen. In der Paulskirche entstand, trotz Gagerns Bitte, die Würde des Parlamentes zu wahren, eine beträchtliche Aufregung; die Parlamentsdiener eilten herzu und drängten die unwillkommenen Besucher, welche bereits die zum Sitzungsjaale führenden Glasthüren erreicht hatten, unter heftigem Tumulte zurück. Bald legte sich jedoch der Lärm; die preußischen Truppen machten, auf das Getümmel aufmerksam geworden, einen Bajonettausfall und trieben die Volks-

massen aus einander, wobei ein alter Mann eine Verwundung erhielt.

Dies war das Zeichen zum Beginn des bereits geplanten Barrikadenaufstandes. Unter den Augen des Militärs begann man in den Gäßchen zwischen dem Römerberge und der Paulskirche Budenbretter und Aehnliches zusammenzuschlagen und bald bedeckten sich sämtliche Theile der Altstadt zwischen Main und Zeil und zahlreiche andere Straßen mit Barrikaden. Zunächst blieb jedoch noch Alles ruhig; die Verschanzungen wurden nur zum Theile vom Volke besetzt und von den Truppen überhaupt nicht angegriffen, da deren schwache Zahl eben nur zum Schutze der Paulskirche ausreichte und die starke, nunmehr eiligst herbeigerufene Darmstädter Garnison erst im Laufe des Nachmittags eintreffen konnte.

Die Haltung des Parlamentes in dieser kritischen Stunde war bezeichnend genug. Nachdem das Volk von den Eingängen vertrieben und die Ruhe wiederhergestellt war, wendete es sich, um sich gewissermaßen geflissentlich der Erkenntniß der Sachlage zu entziehen, den Grundrechten zu. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ war das Thema, über welches man am 18. September in der Paulskirche lange Reden hielt, während draußen der Straßenkampf drohte. „Es war die Stille vor dem Gewitter“, schreibt Laube, „ich wüßte aber nicht, daß es uns besonders schüül vorgekommen wäre. Wenn man nicht zur Revolutionspartei gehört, so ist man ganz ohne Instinct dafür, ob etwas bevorsteht oder nicht. Die ewigen Declamationen hatten uns gleichgültig gemacht und von den praktischen Vorbereitungen wußte man nichts. Um ein Viertel zwei war die Sitzung geschlossen, nachdem noch die Eingabe von der Pfingstweide vorgelesen worden war. «Ihres besonderen Inhaltes wegen verdient sie das», hatte Gagern gesagt. Sie wurde gleichgültig hingenommen. Es war schon zu viel vorgefallen. Man ging zu Tische.“

Während sich so die Abgeordneten nach vollbrachtem Tageswerke stärkten, waren die Truppen, der Beschützung der Paulskirche überhoben, zum Angriffe übergegangen. In der Gegend des Liebfrauenberges drangen die Oesterreicher in das Gassen-

gewirr der Altstadt vor, links von ihnen entwickelten sich von der unteren Zeil aus die Preußen gegen die Hafengasse und andere Punkte. Man war jedoch zu schwach, um energisch vorzugehen, und auch auf Seiten der Insurgenten war die Kampfeswuth nicht so groß wie bei ähnlichen Gelegenheiten. So schleppte sich das Gefecht von halb 3 bis halb 6 Uhr nahezu ohne Entscheidung hin.

In den späteren Nachmittagsstunden traf jedoch die erwartete Hülfe aus Darmstadt ein. Zunächst erschien das 1. Bataillon des 1. Hessischen Infanterie-(Veibgarde-)Regimentes und drang unter heftigem Feuern über eine Reihe von Barrikaden hinweg durch die ganze Fahrgasse vor. Ihm folgte, von Cheveauxlegers begleitet und von vielfachem Hurrah begrüßt, die Darmstädter Artillerie, welche auf dem Kopsmarke auffuhr.

Um diese Zeit, zwischen halb 6 und 6 Uhr, trat eine kurze Pause in dem Kampfe ein. Der Reichsverweser unterhandelte mit den Insurgenten, sei es, weil er wirklich hoffte, weiteres Blutvergießen verhüten zu können, sei es, weil man es militärischerseits nicht ungern sah, daß die Zeit bis zum Eintreffen der Verstärkungen auf solche Weise ausgefüllt wurde. Jedenfalls blieben die Verhandlungen fruchtlos und nach halbstündiger Waffenruhe wurde der Befehl zum allgemeinen Angriff gegeben. Von zwei Geschützen unterstützt, stürmte die Darmstädter Infanterie die sämtlichen in der Allerheiligengasse und an der Ecke der Bleichstraße gelegenen Barrikaden und erreichte das Allerheilighthor. Die Preußen und Oesterreicher blieben nicht zurück — die Hessen-Rassauer wurden aus naheliegenden Gründen nur zum Schutze des Hanauer Bahnhofes verwandt — und überall fielen nach kurzem Kampfe, oft ganz widerstandslos, die Barrikaden in ihre Hände. Gegen Mitternacht erkatterten die letzten Schüsse, der Frankfurter Aufstandsversuch war niedergeworfen, seine Führer, Metternich und Genossen, entflohen.

Das Ganze war weit mehr ein unbesonnener Tumult als eine Barrikadenschlacht gewesen und die Verluste beiderseits nicht sehr groß. Die Insurgenten mögen 20—30 Mann an Todten verloren haben; die Zahl der Gefangenen betrug 63, von Offizieren blieben Hauptmann Hübner und Secondelieutenant von

Hüllesheim vom preußischen 33. Regiment und der hessendarmstädtische Oberlieutenant und Adjutant des 1. Regiments Zimmermann auf dem Platze. Der Commandeur des 1. Bataillons des letztgenannten Truppentheiles, Major Grämann und der Capitän von Lehrbach wurden schwer verwundet. Von den kampfunfähigen Soldaten hatten die meisten nur leichtere Verletzungen erlitten. An Todten hatten die Truppen nur wenige Mann eingebüßt.

War somit auch mit verhältnißmäßig geringen Opfern die Ruhe wiederhergestellt, so konnte doch Niemand sich des Sieges freuen. Schon im Laufe des Nachmittags waren beunruhigende Gerüchte über den Fürsten Sichnowskij eingegangen. Man erzählte sich, daß er und der alte preußische General von Auerswald vom Volke erkannt und angegriffen worden seien. Allein erst der Abend brachte die erschütternde Gewißheit: zwei Abgeordnete der deutschen Nationalversammlung waren von dem Pöbel ermordet worden.

Nach der Aussage des k. k. Obersten von Meyern war Sichnowskij gegen drei Uhr Nachmittags an der Hauptwache erschienen und hatte sich ein Pferd ausgebeten, angeblich, um den an der Bockenheimer Chaussee wohnenden Reichsverweser aufzusuchen. Er ritt davon und traf gegen vier Uhr an dem Senkenberg'schen Museum an der Ecke der Bleichstraße den General von Auerswald, welcher hier ein Pferd des Reichskriegsministers von Peucker bestieg, nachdem er sich kurz nach Sichnowskij vergeblich mit der gleichen Bitte an den Oberst von Meyern gewandt. Beide ritten durch das Eschenheimer Thor in der Richtung nach dem Friedberger Thor, wahrscheinlich in der Absicht, nach den erwarteten preußischen Truppen auszuspähen¹.

¹ Der Zweck des Rittes ist nie ganz sicher festgestellt worden. Auf seinem Sterbebette soll Sichnowskij (nach den „Enthüllungen“ Pflügers) ausgesagt haben, er habe einen Auftrag an die preußischen Truppen gehabt. (Vgl. Jahrgang 1873 der „Gartenlaube“, Nr. 40, 41 und 42.) Es ist aber anzunehmen, daß Sichnowskij's Leidenschaft, sich überall einzumischen, wie er dies schon am 18. März in Berlin gezeigt, ihn zu dem Ritte bewogen hat.

Bei dem Hessendenkmal am Friedberger Thor, wo eine große Anzahl Volkes sich versammelt hatte, wurde Sichnowsky erkannt. Steine flogen gegen ihn und seinen Begleiter, so daß beide eilig durch das Friedberger Thor davon galloppirten. Hier trennten sich die beiden auf einige Minuten; der Fürst ritt, um sich vor einem zweiten, aus einer Nebengasse vordringenden Haufen zu retten, rechter Hand in einen Gartenweg ein, während Muerzwald umkehrte, nach dem Hessendenkmal zurückjagte, dann, aufs Neue angegriffen, sein Pferd nochmals wendete und auf dem Hermeswege am Bethmann'schen Hause wieder mit Sichnowsky zusammentraf, der inzwischen durch Gärten und Zäune hindurch ebendorthin geirrt war. Gemeinschaftlich kehrten nunmehr beide über die Bornheimer Haide auf die Friedberger Chaussee zurück und schlugen unglücklicher Weise, vor einem Trupp bewaffneten Volkes scheuend, nochmals die Richtung nach dem Hessendenkmal ein, statt in scharfem Galoppe in der Richtung nach Friedberg das Freie zu gewinnen. Sofort warfen sich hier die rings zerstreuten Volksmassen auf das Neue auf sie und zwangen sie zur schleunigen Umkehr. Von allen Seiten von Bewaffneten umstellt, bedroht, den Steinwürfen und einzelnen Flintenschüssen ausgesetzt, flüchteten die beiden Reiter nunmehr in eine rechts von der Friedberger Chaussee ausgehende Sackgasse, das „stumpfe Gäßchen“, dessen Abschluß das Schmidt'sche Gartenhäuschen bildete.

Die Bewohner des Hauses, der Gärtner Schmidt und der Lehrer Schnupf traten herbei und versicherten, den von Todesangst Ergriffenen¹, sie retten zu wollen. Die einzige Hilfe für die Verfolgten wäre es noch gewesen, hätten sie ihre Köpfe dem Pöbelhaufen entgegengeworfen und durch dieselben hindurchgetrieben. Allein der Fürst wie der General weigerten sich, erschöpft von der Jagd und wahrscheinlich auch den Pferden, die ihnen fremd waren, nicht ganz trauend, ihre Flucht auf diese Weise fortzusetzen und verlangten, in dem Hause verborgen zu werden.

¹ Muerzwald war bereits am Arme verwundet, — Sichnowsky schon seit einigen Tagen unwohl; erklärlicher Weise befanden sich beide in einem Zustande, der ihnen klare Ueberlegung nicht gestattete.

Es war dies nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, denn die beschränkten Räumlichkeiten der Gärtnerwohnung boten so gut wie kein Versteck dar. Allein die Zeit drängte, schon schlugen die Stimmen der Verfolger von Außen herein. Man führte Muerzwald, der sich beharrlich weigerte, sich zu verkleiden und als Hausgenosse aufzutreten — ein Plan, der ihn wahrscheinlich gerettet hätte, da die Volksmenge ihn nicht persönlich kannte, sondern nur als Lichnowsky's Gefährten verfolgte —, in eine Dachkammer, und verbarg Lichnowsky in einem kleinen Keller-verschlage.

Raum war dies geschehen, als bereits die ersten Haufen des in zügelloser Wuth befindlichen Pöbels anlangten und das Haus förmlich stürmten. Muerzwald, welcher sich in ein Bett gelegt hatte, wurde alsbald an den hervorsehenden Sporen entdeckt. Man schleppte ihn vor das Haus an ein kleines Brückchen, wo ein Weib, die Frau des Lithographen Sobel, den ersten Schlag nach ihm führte. Rasend stürzte sich jetzt die Menge auf den greisen Veteranen der Freiheitskriege, welcher nach wenigen Augenblicken todt in dem Graben lag. Jetzt erst wurde Lichnowsky, dessen Rockzipfel aus dem Verschlage hervorjah, entdeckt und aus seinem Verstecke herausgerissen.

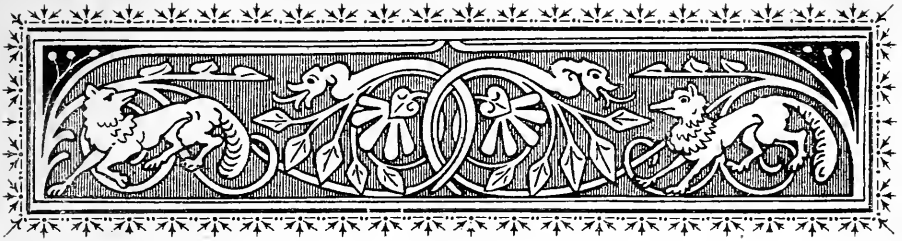
Anfangs wollte es scheinen, als hätte sich die Wuth der Aufrührer durch die Ermordung Muerzwalds abgekühlt. Man schonte zunächst das Leben Lichnowsky's, was hauptsächlich den Bemühungen des Bornheimer Arztes Hodes zu danken war, und beschloß, ihn als Gefangenen nach Hanau zu führen. Schon war man mit ihm auf der nach Bornheim führenden Pappelallee angekommen, als ein Ködelheimer Judenschulmeister Buchsweiler, ein halbverrückter Mensch, die Wuth auf das Neue entflamnte. Man stritt sich um den Fürsten, riß ihn hin und her und mißhandelte ihn, bis dieser sich endlich zur Wehr setzte und die Büchse eines Freischärlers ergriff. Damit war sein Schicksal entschieden. Fast im selben Augenblick lag er, von einer Anzahl tödtlicher Wunden bedeckt, am Boden.

Raum war dies geschehen, als, einen Moment zu spät, eine Abtheilung Infanterie unter Major Deek und ein Trupp Darmstädter Reiterei anrückten, vor welchen die Mordgesellen

in eiliger Flucht auseinanderstoben. Man hob den Fürsten auf und trug ihn nach dem Bethmann'schen Palais, wo er noch einmal zu sich kam und seinen letzten Willen aussprach. Die Herzogin Dorothea von Sagan sollte seine Universalerin werden. Gegen zehn Uhr Nachts, als der Straßenkampf sich seinem Ende zuneigte, wurde der Sterbende nach dem Hospitale zum hl. Geiste überführt. Hier hauchte um Mitternacht Fürst Felix Richnowsky, 34 Jahre alt, seine Seele aus. Der Kaplan von Ketteler, der spätere Bischof von Mainz, segnete die Leiche ein.

Mit dem 18. September schloß der erste und schönste Abschnitt in dem kurzen Leben der deutschen Volksvertretung. Was jetzt noch folgte, war mehr oder minder der Anfang vom Ende. Die Tage der Begeisterung und Hoffnungsfreudigkeit, der Eintracht und Versöhnlichkeit kehrten nicht wieder; immer schroffer traten die Parteien von jetzt ab einander gegenüber, immer rauher griff die Wirklichkeit in die staatsmännischen Projecte der Paulskirche und immer deutlicher drängte sich den Vereinbarungs-Politikern die alte bittere Lehre auf, daß nicht redliche Wünsche, schöne Hoffnungen und begeisterte Worte, sondern die feste That und der starke Wille das Getriebe dieser Welt beherrschen.





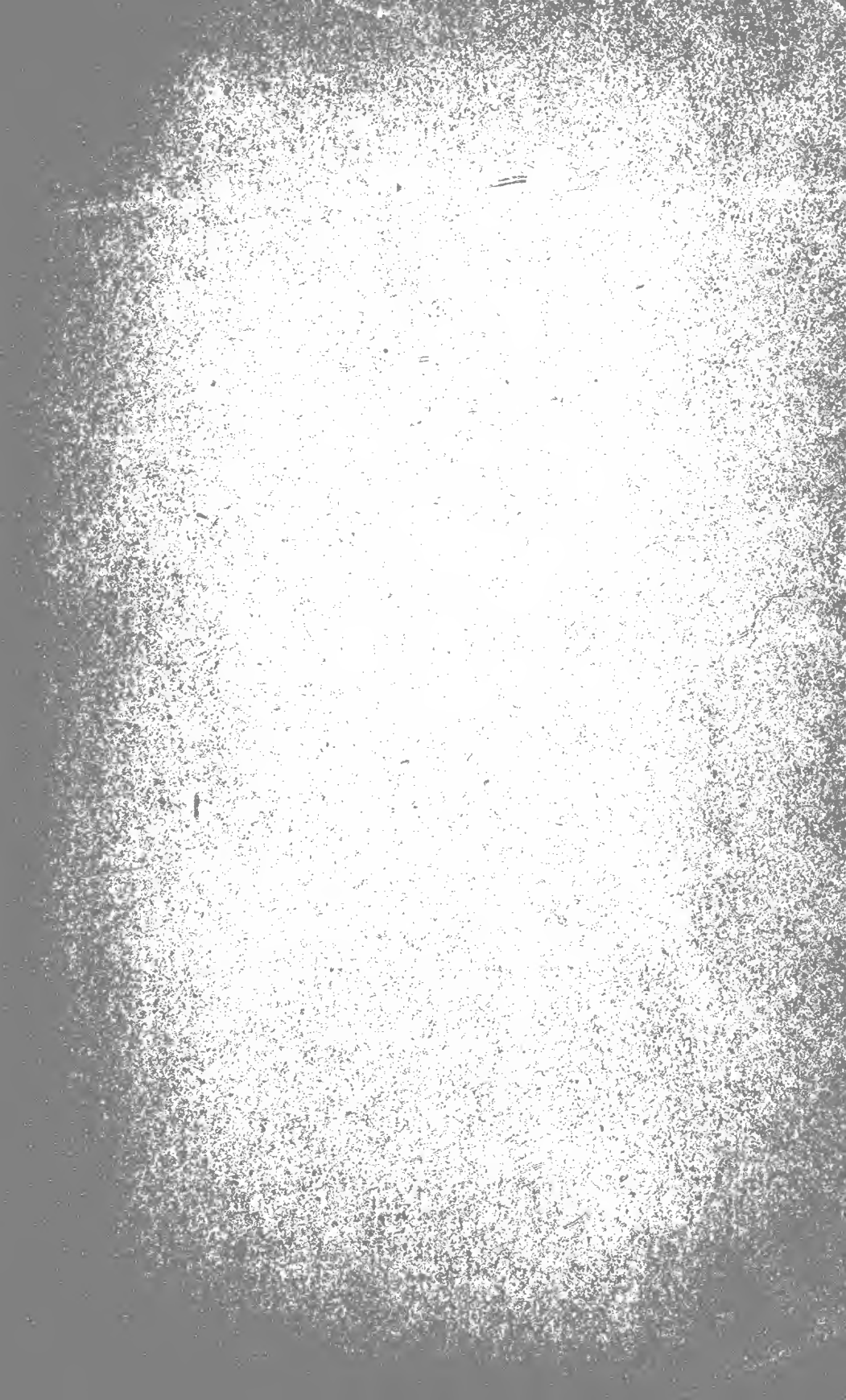
Uebersicht der Litteratur.

- Horner, Ein Jahrhundert des Despotismus in Neapel und Sicilien, Berlin, 1861.
- Siciliens Revolutionen, Berlin, 1861.
- v. Steiger, Die Schweizer-Regimenter in königl. neapolitanischen Diensten in den Jahren 1848 und 1849, 2. Aufl., Bern, 1851.
- Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn, 2 Theile, Leipzig, 1852.
- Streckfuß, Der Freiheitskampf in Ungarn, 2. Aufl., Berlin, 1852.
- Csek, Bem's Feldzug in Siebenbürgen, Hamburg, 1850.
- Reisinger, Politische Bilder aus Ungarns Neuzeit, Hamburg, 1849.
- Geschichte der Wiener März- und Mairevolution, Wien, 1848.
- Pisacane, Der Krieg in Italien, Chur, 1852.
- Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung, Berlin, 1848, 3 Bände.
- Jahrgang 1848 der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“.
- Jahrgang 1888 und 1889 der „Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung“.
(Wochenchau aus den Jahren 1848—1850, aus dem Nachlaß des Geh. Hofrathes Schneider.)
- Ernst II., Herzog von Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Berlin, I. Theil, 1887, II. Theil, 1888.
- Falkson, Die liberale Bewegung in Königsberg, Breslau, 1887.
- Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Rakmer, Gotha, 1888, 3 Bände.
- Jahrgang 1848 des „Kladderadatsch“.
- Jahrgang 1848 der „National-Zeitung“.
- Jahrgang 1848 der „Constitutionellen Klub-Zeitung“.
- Die deutsche Centralgewalt und die preußische Armee, Berlin, 1848.
- Deutsche Chronik für das Jahr 1848, Berlin, 1849.
- Hansemann, Die preußische und die deutsche Verfassung, Berlin, 1850.
- Graf Arnim-Boitzenburg, Die deutsche Centralgewalt und Preußen, Berlin, 1848.

- v. Bülow-Cummerow, Beleuchtung des preußischen Staatshaushaltes, Berlin, 1849.
- Selwing, Das preußische Wahlgesetz vom 5. April 1848, Berlin, 1848.
- Gneist, Berliner Zustände, Berlin, 1848.
- v. Alten, Der Krieg in Schleswig, Oldenburg, 1850.
- v. Sichert, Tagebuch des 10. deutschen Bundes-Armee-corps, Hannover, 1851.
- Darstellung der Begebenheiten des deutsch-dänischen Krieges, redigirt von der historischen Abtheilung des Großen Generalstabes. Beihefte zum Militär-Wochenblatt.
- Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche, Hannover, 1888.
- Haym, Das erste deutsche Parlament, Leipzig, 1848.
- Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche, Leipzig, 1848.
- Duncker, Zur Geschichte der deutschen Nationalversammlung, Berlin, 1849.
- Häußer, Die deutsche Nationalversammlung, Stuttgart und Leipzig, 1862.
- Duchwitz, Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben, Bremen, 1877.
- Brustbilder aus der Paulskirche, Leipzig, 1849.
- Plan der Paulskirche v. Schmerber, Frankfurt, 1848.
- Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung, herausgegeben v. Wigand, Frankfurt a. M., 7 Bände, 1848 und 1849.

Ferner der größte Theil der in Theil I erwähnten Schriften, zahlreiche Flugblätter und Broschüren.





In Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg sind erschienen von

Kuno Fischer:

Schillers Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. (Schiller-Schriften. 1.) 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen“. 8°. brosch. 4 M., eleg. Lwd. 5 M.

„Dieses ebenio klar als fesselnd wie belehrend geschriebene Buch schildert das innere Werden unseres größten tragischen Dichters. Insbesondere ist der Einfluß des Herzogs Karl im Leben und in den Dichtungen Schillers in eingehender Weise beleuchtet. Die neuen Gesichtspunkte, welche hier zur Geltung kommen, dürften das höchste Interesse erregen.“

Goethe-Schriften. Erste Reihe. (Goethes Iphigenie, Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust, Goethes Tasso.) 8°. brosch. 9 M., eleg. Halbledr. 11 M.

Daraus sind einzeln zu haben:

Goethes Iphigenie. 2. Auflage. 8°. brosch. 1 M. 20 Pf.

„... Alle, welche es lieben, sich in des Dichters ersten Meisterwerk fündend zu vertiefen, sei dieser Vortrag angelegentlich empfohlen. Es erneuert sich der Eindruck bei der Lectüre, daß die herrlichen Blüten menschlichen Dichtens und Denkens doch nur unter dem Sonnenschein irdischer Wahrheit sich entfalten, wie ja auch Goethe selbst in seinen klassischen Schöpfungen als ein Heroë christlicher Morgenröthe erscheint.“

(Hallische Zeitung.)

Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. 8°. brosch. 1 M. 80 Pf.

„... Fischers eigene Kritik der verschiedenen Erklärungsarten bildet ein muster-gültiges Beispiel, wie die drei Arten der Untersuchung bei litterarhistorischer Forschung zusammenwirken müssen. Das Heftchen ist allen, die sich mit Goethes Faust beschäf-tigen, aufs wärmste zu empfehlen.“

(Litterar. Anzeiger.)

Goethes Tasso. 2. Auflage. 8°. brosch. 6 M., eleg. Lwd. 7 M. 50 Pf.

„... Man kann das Buch ohne Uebertreibung als Mutter- und Meisterstück litterarhistorischer Verrichtung bezeichnen, da man hier lernen kann, wie die Dar-legung des Gedankengehalts einer Dichtung beschaffen sein muß, wenn sie wirklich das Verständniß fördern soll.“

(Magdeb. Zeitung.)

Kleine Schriften: 1. Ueber die menschliche Freiheit. 2. Auflage. 8°. brosch. 1 M. 20 Pf.

„Die Behandlung des schwierigen Themas ist so klar und lichtvoll, daß Niemand das Schriftchen ohne Genuß lesen wird ...“

(Magdeb. Zeitung.)

Kleine Schriften: 2. Ueber den Witz. 2. Auflage 8°. brosch. 3 M., eleg. in Lwd. geb. 4 M.

„... Einen heitereren und zugleich scharfsinnigeren Führer durch die labyrinthischen Formen des Witzes kann man sich nicht wünschen ...“

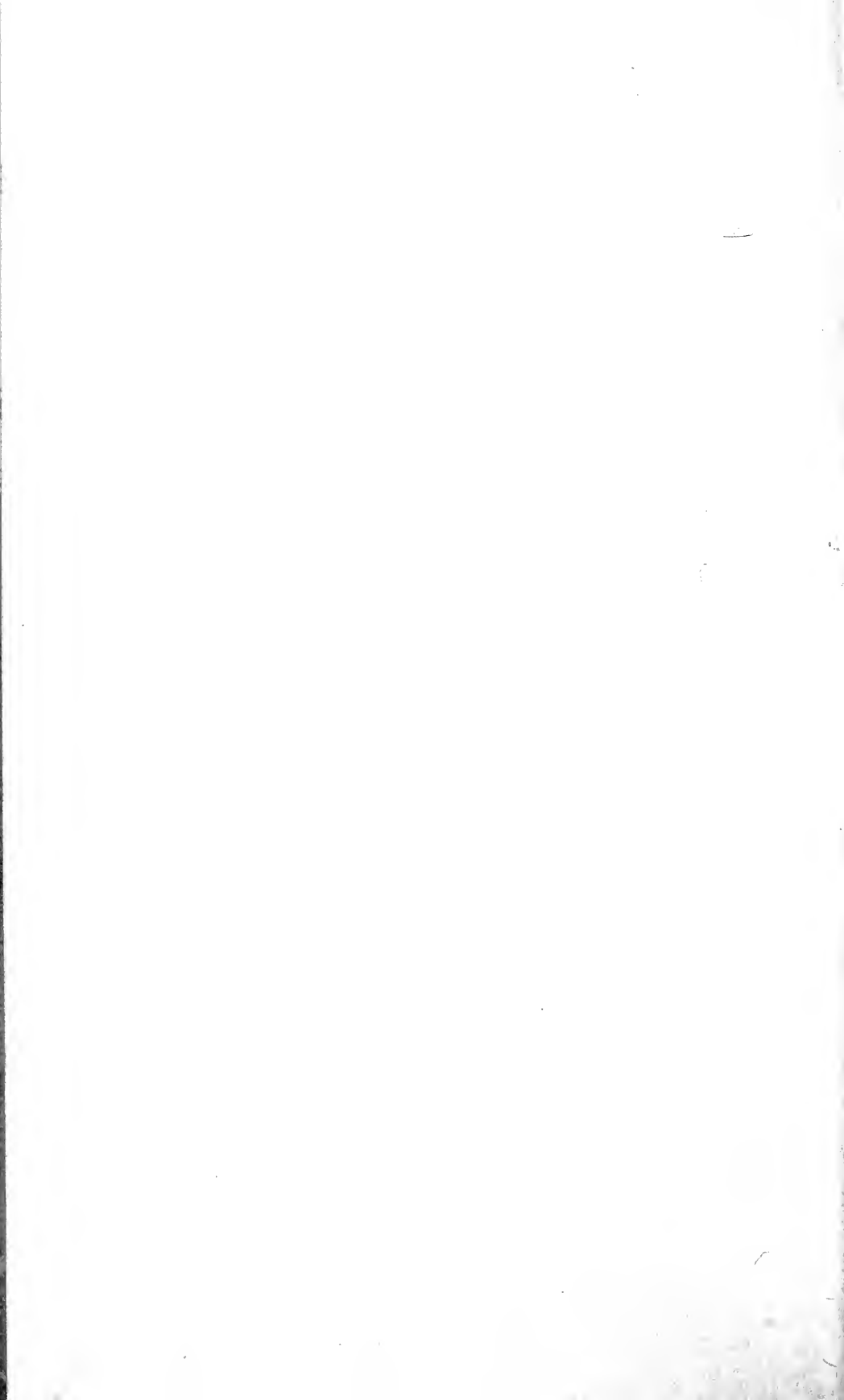
(Schwäb. Merkur.)

Shakespeare's Charakterentwicklung Richard's III. 2. Ausg. 8°. brosch. 2 M.

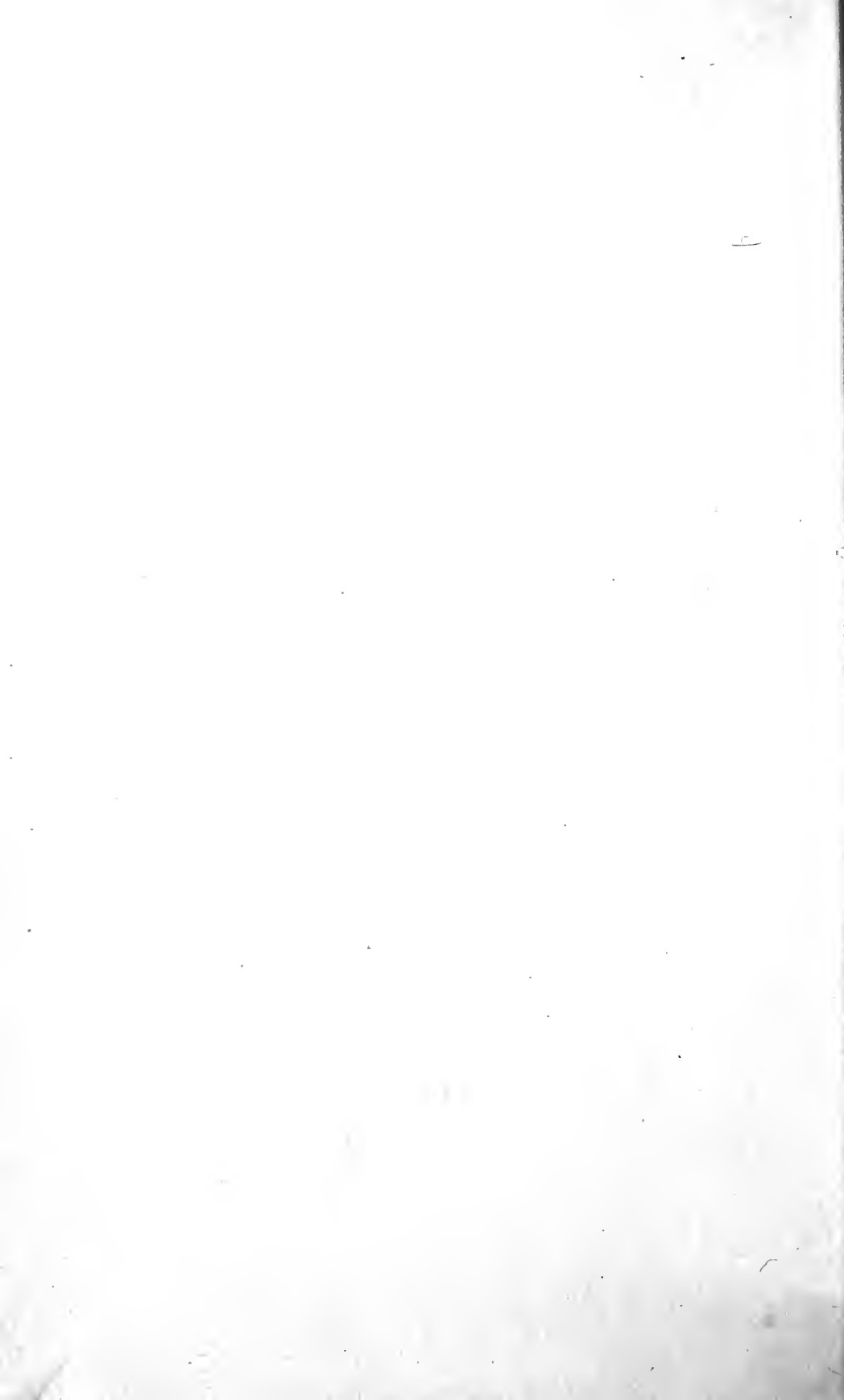
„... Dieses Buch beweist, daß der gut lehrt, der gut eintheilt, und zu der trefflichen Gliederung und guten Schreibart gesellen sich erschöpfende und scharfsinnige Behandlung der ästhetischen und psychologischen Fragen des Themas in einem Grade, daß das Werk als das Muster einer Charakteranalyse bezeichnet werden kann. ...“

(Neue Züricher Stg.)











University of
Connecticut
Libraries



